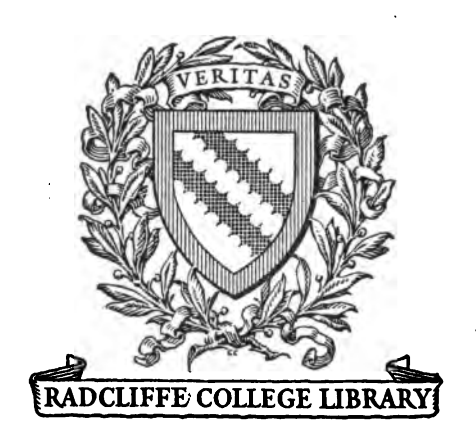


SCHLESINGER LIBRARY
RS LYKA B


VERITAS
RADCLIFFE COLLEGE LIBRARY

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

I.

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

In drei Büchern nach den Quellen.

Von

Johannes Scherr.

Wahrheit ist Feuer und Wahrheit
reden heißt leuchten und brennen.
L. Schefer.

Vierte, neudurchgesehene und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Buch I und II: Alterthum und Mittelalter.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1879.

Vorwort zur vierten Auflage.

„I do not pretend to understand those prudent form of decorum, those gentle rules of discretion, which some men endeavour to unite with the conduct of the greatest and most hazardous and most delicate affairs.“ Junius.

Am Zürichberg, Mai 1879.

J. Scherr.

Vorwort zur dritten Auflage.

Der dritten Auflage meines Buches habe ich nur wenige Geleitsworte mit auf den Weg zu geben. Denn schon in dem nachstehend wieder abgedruckten Vorwort zur zweiten Auflage ist mit voller Bestimmtheit und Deutlichkeit ausgesprochen, in welchem Sinne meine Arbeit unternommen und durchgeführt wurde. Ich wüßte

nichts hinzu- und nichts wegzuthun. Verdächtigungen und Anfeindungen sind für einen Mann meines Schlages, welcher weiß, was er soll, will und muß, ganz bedeutungslos. Es lohnte auch nicht der Mühe, von solchen Gesellen zu sprechen, welche mein Buch wacker ausgeschrieben und zum Danke dafür in den Vorreden zu ihren Machwerken darüber geschimpft haben. Das ist so Brauch in Geistesarmuthheim .... Zu einer Umarbeitung des Buches fand ich mich nicht veranlasst, weder bezüglich des Inhalts noch bezüglich der Form. Es hat, denke ich, durch seine bisherige Aufnahme bei verständigen Menschen — Frauen wie Männern — das Recht erworben, zu bleiben, wie es ist. Für unverständige Leute schrieb und schreibe ich überhaupt nicht. „Odi profanum volgus et arceo."

Am Zürichberg, Juli 1873.

J. Scherr.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Dieses Buch erschien in erster Auflage (1860) unter dem Titel „Geschichte der deutschen Frauen". Die vorgenommene leichte Veränderung des Titels rechtfertigt sich dadurch, daß der jetzige den Inhalt des Buches deutlicher und bestimmter ankündigt.

Dasselbe bringt — wie ich aus der hier weggelassenen Vorrede zur ersten Auflage herübernehme — eine Geschichte des deutschen Frauenlebens, wie dieses in und mit den verschiedenen Entwickelungsphasen unseres Landes sich gestaltet hat. Meine Arbeit zerfällt demnach in drei Abschnitte: Alterthum, Mittelalter und Neuzeit. Unter ersterem verstehe ich die Zeit vom Aufdämmern der deutschen Geschichte bis zur Epoche Karl's des Großen; unter dem zweiten die Periode, welche mit dem karlingischen Reichsbau anhebt und mit dem geistigen und sittlichen Verfall der romantischen Weltanschauung im 15. Jahrhundert endigt; unter der dritten selbstverständlich die Zeit vom 16. Jahrhundert abwärts.

Zweierlei erkläre ich mit Betonung: — Erstens, daß ich Geschichte schrieb, aus den Quellen geschöpfte Geschichte, und daß demnach von einer Verherrlichung der sogenannten „guten, alten, frommen Zeit“ keine Rede sein konnte. Männer von Wissen und Gewissen überlassen solche Falschmünzerei billig unwissenden Phantasten oder gemeindenkenden Spekulanten, die „auf Carrière dienen“. Zweitens in einer Geschichte der deutschen Frauenwelt mußten begreiflicher Weise häufig Verhältnisse berührt werden, deren Betrachtung nicht für das unreife Alter taugt. Um so weniger, da dem Kulturcharakter der verschiedenen Zeitalter sein volles geschichtliches Recht nur widerfährt, wenn man sich nicht scheut, sie, wo nöthig, in ihrer eigenen Ausdrucksweise reden zu lassen. Von allen Musen bedarf die der Sittengeschichte

des muthigsten Auges. Sie muß es energisch offen halten, wo ihre Schwestern erröthend die Wimpern senken. Aber sie besitzt zugleich auch den strengsten Mund und den Offenbarungen desselben können nur grundverdorbene Gemüther unlautere Anregungen entnehmen. Vielleicht ist diese Hindeutung ganz überflüssig. Sie wäre es gewiß, lebten wir nicht in einer Zeit, wo die religiöse, politische und literarische Heuchelei gewinnbringender ist als jemals.

Ich schrieb also und ich schreibe überhaupt nicht für halbwüchsige Jungen oder gedankenlose Zierpuppen, sondern für denkende Männer und für denkende Frauen, und ich weiß recht gut, daß die letzteren, gerade wie die ersteren, überall in der Minderheit sind.

Trotzdem gibt es, soweit deutsch gesprochen wird, immer noch Männer und Frauen, welche es vorziehen, statt der Duckmäuser, Fuchsschwänzer und Schönfärber einen aufrichtigen Wahrheitssucher und rücksichtslosen Wahrheitssager zu hören. Wahrheit aber „ist Feuer und Wahrheit reden ist leuchten und brennen“. Falls durch meine Wahrhaftigkeit da und dort einer oder eine sich gebrannt fühlen sollte, um so schlimmer für sie, nicht für mich!

Zu meinen Feinden zu sprechen, habe ich längst aufgegeben, maßen ich nachgerade zu alt geworden, um dem Unverstand Vernunft, der Gemeinheit Hochsinn, der Bosheit Gerechtigkeit zu predigen. Aber meinen Freunden und Freundinnen im Vaterland und in der Fremde gebe ich die Versicherung, daß, so lange ich athme, niemals

ein Tag kommen wird, wo ich nicht mehr das Recht hätte, von mir zu sagen:

„Moi quand j'ai vu le mal debout sur mon chemin,
J'y marche le front haut et la hache à la main“.

Eine von redlichem Freimuth getragene Geschichtschreibung ist die Stimme des Gewissens der Menschheit. Mag sie, wie Wissende wollen, nur eine Stimme in der Wüste sein, dennoch würde ihr Verstummen eine ungeheure Lücke im intellektuellen und sittlichen Dasein der Völker bald schmerzlich empfinden lassen. Gerecht, aber nicht angekränkelt von der Farblosigkeit erkünstelter Gleichgiltigkeit, lauten die Wahrsprüche der Weltrichterin. Sie verschmäht es, die Maske einer angeblichen „Objektivität“ vorzustecken, welche die diplomatische Historiographie zusammengeleimt hat, um damit die wahren Züge ihrer Geschichtemuse Unkundigen zu verbergen, — ihrer Geschichtemuse, welche aus der Familie des „scharlachenen Weibes“ stammt.

Die echte, die herbjungfräuliche Klio hält in unbestechlicher Hand die Wage, worin der Menschen Wollen und Walten, Verdienste und Verschuldungen gewogen werden. Höflingen, Hämmlingen und Halblingen zum Trotz und Tort übt sie streng ihr strenges Amt. Sie hat Kränze bereit für jede gute und das brandmarkende Eisen für jede böse That, und wie sie jedem Märtyrer einen von jenen um das bleiche Haupt windet, so lässt sie unter der Weißglühhitze von diesem jede Schurkenstirne aufzischen.

Denn nicht dazu ist sie da, alle Principien auszu-

beinen, alle sittlichen Unterschiede zu verwischen, alle Gegensätze zu dem flauen Brei der Charakterlosigkeit zusammenzurühren, alle Begeisterung, allen Schmerz, allen Ekel und Zorn auf dem Kühlschiff einer feigen Anbequemungstheorie verdampfen zu lassen, nein! — sondern das ist ihre Pflicht, der Wahrheit hochrothe Fahne den Luftströmungen bestandloser Tagesmoden beharrlich entgegenzutragen, und das ist ihr Recht, gleich unbekümmert um Zustimmung oder Widerspruch, mit voller Bruststimme zu sagen: „Dies ist recht und dies ist schlecht!" So nur erfüllt sie ihre Bestimmung, als eine Weckerin und Warnerin, als eine Richterin und Rächerin, als eine rückwärts deutende, aber vorwärts schreitende Prophetin die Menschheit zu geleiten auf ihrer leidvollen und dennoch glorreichen Bahn.

Zürich, December 1864.

J. Scherr.

Erstes Buch.

Alterthum.

Bis zum achten Jahrhundert.

Inesse quin etiam sanctum aliquid feminis et providum putant Germaniae populi: nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt.

(Deutschlands Völkerschaften glauben, daß etwas Heiliges und Prophetisches den Frauen innewohne; darum missachtet man nicht die Rathschläge derselben und überhört nicht ihre Weissagungen.)

Tacitus, Germania, 8.

Erstes Kapitel.

In den germanischen Wäldern.

Dämmerungen der deutschen Geschichte. — Unseres Volkes Urheimat. — Die indogermanische Völkerfamilie. — Einwanderung nach Europa. — Mythisches. — Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. — Die Frauen der Teutonen und Kimbrer. — Julius Cäsar über Deutschland. — Das germanische Blondhaar in Rom. — Ein prophetisches Dichterwort. — Die „Germania" des Tacitus. — Tracht und Stellung der Frauen. — Die deutsche Ehe. — Das „Heilige und Vorahnende" im Weibe. — Frauengestalten der deutschen Vorzeit: — Aurinia, Veleda, Ganna, Thusnelda, Bissula.

Die Anfänge aller Völkergeschichten bergen sich in Finsterniß und Schweigen. Unsere Mutter Erde selbst zwar hat angefangen, ihre Millionen und wieder Millionen Jahre zurückreichende Urgeschichte zu erzählen; aber die Urgeschichte der Menschheit ist vergangen wie der Schatten eines Schattens. Mit bewunderungswürdiger Geduld und Kombinationsgabe hat die Wissenschaft der Geologie aus dem Trümmerschutt der Erderevolutionen die versteinerten Hieroglyphen herausgesucht und zu dem Alphabet zusammengesetzt, in welchem die vorsintflutliche Geschichte

des pflanzlichen und thierischen Lebens unseres Planeten geschrieben ist. Ein Rückblick in unvordenkliche Vergangenheit ist uns demzufolge da aufgethan. Wir schauen den gigantischen Kampf der schaffenden und zerstörenden Kräfte, dessen Endergebniß die Bildung der Menschenheimat war. Freilich, diese ungeheuren Katastrophen in ihrer ganzen Furchtbarkeit sich vorzustellen, vor solchem Wagniß muß selbst die kühnste Phantasie schwindelnd zurückbeben. Aber sie kann es doch unternehmen, ein mehr oder weniger deutliches Bild von jener Urwelt zu entwerfen, wo durch das Geschling einer riesenhaften Pflanzenwelt die Riesenleiber der Behemothe sich wanden und Leviathane die Oceane durchfurchten, und sie hält auch den schreckensvollen Anblick aus, wie die rothglühenden Basaltmassen aus dem Gewoge emporstiegen und mittels einer abermaligen Schöpfungskrise die Erde endlich eine feste Gestalt gewann. Auf die Frage nach dem Ursprung und der Scheidung der Menschenrassen dagegen hat die Wissenschaft bislang keine befriedigende Antwort zu finden gewußt und nur die dichtende Einbildungskraft hat eine solche zu geben versucht oder vielmehr mannichfachste, alle die bunten religiösen Mythen vom Ursprung des Menschengeschlechtes. Aus Analogieen gezogene Schlußfolgerungen sind alles, was die Forschung hier zu bieten vermag. Als Neuseeland zuerst von Europäern betreten wurde, fanden sie dort einen Kanibalismus vor, welcher in jenen Inselgebieten noch heute keineswegs ganz aufgehört hat. Und doch mußten schon zahllose Generationen jener Wilden gekommen und gegangen sein, bevor sie sich

aus thierischem Vegetiren auch nur zu dem Zustande heraufgebildet hatten, in welchem Cook und seine Gefährten sie trafen. Sie besaßen doch schon eine ziemlich entwickelte Sprache, eine gewisse sociale Ordnung und das Bedürfniß der Erinnerung an ihre Vorfahren. Wo aber das letztere als ein nothwendiges Zubehör der eigenen Existenz von den Menschen einmal gefühlt und gepflegt wird, da hebt die Ueberlieferung, die Amme alles Wissens von Geschehenem, ihre Thätigkeit an und damit schreitet ein Volk, welches überhaupt bildungsfähig ist, aus dem bloßen Naturdasein mälig auf das Gebiet des Geistes und der Geschichte vor.

Wie unendlich langsam im Anfange dieses Vorschreiten der Menschheit sein mußte, ist jedem einleuchtend, welcher beobachtet, was für Schwierigkeiten die Kraft der Trägheit und die Macht der Gewöhnung den Forderungen der Vernunft und Humanität nicht allein in den urtheilslosen Massen, sondern in allen Gesellschaftskreisen auch heutzutage noch entgegenstellen. Es müßte sehr anziehend sein, im einzelnen zu wissen, wie vieler Jahrhunderte es bedurfte, bis die Ahnen der jetzigen Kulturvölker Europa's auch nur die ersten Elemente der Civilisation, ja sogar nur die ersten Vorbedingungen eines über das thierische emporgehobenen Daseins sich zu eigen gemacht. Alle geistige Kultur hat schon einen gewissen Grad von materieller zur unumgänglichen Voraussetzung und höhere Bildung kann bekanntlich überhaupt erst dann beginnen, wann der Mensch aus einem Jäger, Fischer oder Hirten zum Ackerbauer geworden ist. Schweifende Nomaden sind

und bleiben Horden; erst seßhafte Stämme bilden eine Gesellschaft mit festen, der Entwickelung fähigen Satzungen. Die ersten Furchen, welche die Pflugschar gezogen hat, überall sind sie zugleich die Grundlinien staatlicher Ordnung gewesen und sinnvoll hat darum der hellenische Götterdienst in der Aehrengöttin Demeter auch die große Kulturbringerin verehrt.

Unsere vaterländische Alterthumsforschung, von der vergleichenden Sprachwissenschaft getreulich unterstützt, hat es sich angelegen sein lassen, das Alter der ackerbauenden Kultur unseres Volkes wenigstens annähernd zu bestimmen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß bei solchen Versuchen der Aufhellung urzeitlichen Dunkels scharfsinnige Vermuthungen gar häufig die Stelle allseitig gesicherter Thatsachen vertreten müssen. Als feststehend gilt, wie jedermann weiß, daß der germanische Stamm, — dessen Auszweigungen die Deutschen, Dänen, Schweden, Norweger und, freilich in Vermischung mit keltischen und normannisch-französischen Elementen, die Engländer sind — aus derselben Völkerwurzel erwachsen sei, aus welcher auch die Stämme der Inder, der Iranier, der Hellenen, der Italiker, der Kelten und der Slaven hervorgegangen. Diese große Gesammtfamilie der Indogermanen oder Arier war zu Anfang wahrscheinlich auf der mittelasiatischen Hochebene des Hindukusch oder Paropamisos gesessen, aus dessen Schneeregion der Indus gen Süden, der Oxus gen Norden herabsteigt. Aus der arischen Urheimat (Airijana vaëdsha) geschah die große Auswanderung, welche die indogermanische Familie trennte.

Das Resultat dieses Auszuges war, daß das Sanskritvolk in der Halbinsel des Ganges, das Zendvolk in Iran, die Hellenen und Italiker im südlichen, die Kelten im westlichen, die Germanen im nördlichen und mittleren, die Slaven im östlichen Europa sich festsetzten. Von welchen ungeheuren Umwälzungen diese Völkerströmungen begleitet sein mußten, bis sie endlich zur Ruhe gekommen, kann nur geahnt werden. Dagegen ist sicher, daß das Band indogermanischer Völkerverwandtschaft nicht ganz zerrissen wurde; denn es blieb die Wurzelgemeinschaft der Sprachen, es blieb die Gemeinsamkeit der religösen Grundanschauung [1]) und es blieb auch die dunkle Erinnerung an gemeinsame Ueberlieferungen urzeitlichen Heldenthums [2]). Wann aber und unter welchen Umständen die Trennung der Germanen von den indogermanischen Brüdern und ihre Einwanderung nach Europa stattgefunden, wird wohl für immer ungewiß bleiben. Vorausgesetzt indessen, die zweifelhafte Annahme,

1) Das sanskritische dêva, Gott, kehrt in den indogermanischen Idiomen und ihren Töchtersprachen wieder: im Zend daêva, im Griechischen θεός, im Lateinischen deus (davon franz. dieu, ital. dio, span. und portug. dios), im Gothischen tius, im Skandinavisch-Eddischen tivar (Mehrz.), im Althochdeutschen Zio (auf einen bestimmten Gott beschränkt), im Lithauisch-Slavischen diewas. Das Wort stammt von der Wurzel div, leuchten. Auf den Lichtbegriff lässt sich daher alles indogermanische Gottesbewußtsein zurückführen.

2) Am deutlichsten lebt diese Erinnerung in der Verwandtschaft unserer uralten Sage von Hildebrand und Hadebrand mit der altpersischen Sage von Rustem und Sohrab, sowie in den hellen Anklängen unserer Sigfridsage an die altindische Karnasage.

daß die ackerbauende Kultur der indischen und iranischen Arier nicht vor dem 12. Jahrhundert v. Chr. ihren Anfang genommen, besitze irgendwie den Werth einer historischen Thatsache, so würden wir dadurch einen Anhaltspunkt gewinnen, um wenigstens einigermaßen die Zeit jener Trennung bestimmen zu können. Denn das Deutsche stimmt in der Bezeichnung mancher Gegenstände der Viehzucht fast bis zum Wortlaute mit dem Sanskrit zusammen, wogegen die Gleichheit oder Aehnlichkeit der beiderseitigen Wortformen für ackerbauliche Dinge schon undeutlicher wird und bald ganz verschwindet. Hieraus dürfte folgen, daß die Germanen auf der Gränzscheide zwischen nomadischem und ackerbauendem Leben von ihren arischen Stammgenossen in Asien sich getrennt haben müssen, also im 12. oder 11. vorchristlichen Jahrhundert. Mit ihrem Vorrücken nach Westen erlosch dann in ihnen die Erinnerung an den gemeinsamen Stammnamen der Arier, welcher übrigens, wie mir scheint, den Indogermanen in ihren ursprünglichen Sitzen noch gar nicht eigen gewesen war, sondern vielmehr erst nach der Festsetzung indogermanischer Völkerschaften in Indien und Iran aufgekommen sein mag [3]).

Werdende Völker hat man oft und passend mit Kindern

3) Das Sanskritwort arja bedeutet nämlich der Ehrwürdige, der Herr, Meister, Gebieter, das Zendwort airija die Herren. Es ist demnach anzunehmen, daß die indogermanischen Stämme, welche erobernd nach Indien und Iran einwanderten, erst nach ihrer Niederlassung daselbst sich Arier genannt haben, im Gegensatze zu den unterworfenen und geknechteten Ureinwohnern.

verglichen, weil bei diesen wie bei jenen alle geistige Thätigkeit durch die Phantasie bestimmt und beherrscht wird. Erst mit der vorschreitenden Kultur tritt an die Stelle der Mythen- und Sagenbildnerei, in welcher sich der intellektuelle Trieb der Völker in ihrem Kindesalter bethätigt, die geschichtliche Ueberlieferung, welche, so lange sie nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wird, wiederum gern eine mythen- und sagenhafte Färbung annimmt. Der Gebrauch der Schrift gibt dann die Möglichkeit chronikartiger Aufzeichnung von Geschehenem und Geschehendem und an dem so Festgehaltenen mag die spätere Kritik ihren Scharfsinn üben, das Thatsächliche oder wenigstens Mögliche von den mythischen Zuthaten scheidend. Die Urkunden heidnisch-germanischen Lebens und Webens, wie sie in deutscher Sprache uns leider nur spärlich und fragmentarisch, in altnordischer dagegen reichlich überliefert worden sind, bezeugen uns ein dichterisches Schaffen der Germanen, dessen Anfänge vielleicht über ihre Ansiedelung in Europa hinaufreichen. Denn mitunter ist uns, als wehte aus den alten Götter- und Heldenliedern Urheimatlich-Asisches uns an. Auf die verwandten Anklänge in der deutschen und der indischiranischen Heldensage ist bereits flüchtig hingedeutet worden und ebenso auf die gemeinsame Grundvorstellung von Göttlichem. Allerdings haben sich auch die Germanen, wie das noch manches andere Volk von eigenthümlicher Entwickelung that, für ein mit dem Boden ihres Landes von Urbeginn an verwachsenes Urvolk, für Autochthonen (Erdentsprossene) ge-

halten. Allein ich finde, daß gerade in der religiös-dogmatischen Fixirung dieser Vorstellung von Autochthonie in dem nordischen Mythus vom Urriesen Ymir eine Erinnerung an die alpenhafte indogermanische Urheimat am Hindukusch nachklingen könnte[4]). Freilich, sowie wir aus den ahnungsreichen Nebelregionen phantastischer Mythen auf den festen Grund geschichtlicher Zusammenhänge vorschreiten möchten, gähnt uns eine Kluft entgegen, über welche eben nur die Einbildungskraft eine Brücke zu schlagen vermag. Der Faden historischer Tradition, welcher die europäischen Indogermanen mit den asiatischen verknüpfen sollte, ist gerissen. Die Germanen wußten nicht, ob, wann und wie sie aus Asien gekommen. Noch mehr, bevor sie in Folge des feindlichen Gegensatzes, welchen die germanische Welt zur griechisch-römischen bildete, in die Weltgeschichte eingeführt wurden, hatten sie überhaupt keine Geschichte oder ist uns dieselbe wenigstens nur im Gewande der Sage überliefert worden, und da an diesem Gewande nicht nur die ganze heidnische Zeit, welche von der Ansiedelung unserer Altvorderen in Europa bis zu ihrer Berührung mit den Römern verfloß, sondern auch noch manche christ-

4) Rückert (Kulturgesch. d. d. Volkes z. Z. d. Ueberg. a. d. Heidenth. in d. Christenth. I, 51) verwirft diese Möglichkeit, indem er meint, der Mythus vom Urriesen Ymir, also die nordisch-germanische Lehre von der Entstehung der Welt, könne nach „der dabei verwandten landschaftlichen Dekoration von Eis und Schnee“ nur in Skandinavien selbst entsprungen sein. Er hat aber übersehen, daß es in der muthmaßlichen Urheimat der Germanen am Paropamisos ebenfalls Schneelager und Gletscher gab.

liche Jahrhunderte gewoben haben, so ist die Möglichkeit, den geschichtlichen Kern aus der dichterischen Hülle zu lösen, unwiederbringlich verloren. Wir wissen nur, der griechisch-römischen Welt stand die germanische als ein Unbekanntes, Drohendes, Geheimnißvolles gegenüber.

Das Geheimnißvolle hat aber von jeher die Menschen angezogen und so kann es nicht wundernehmen, daß die germanische Ferne schon frühzeitig die Neugier oder Abenteuerlust von einzelnen Angehörigen der antiken, d. h. der griechisch-römischen Gesellschaft herausforderte. Solche Reisende setzten dann im heimischen Süden die Kunde von dem, was sie bei den „Hyperboräern" und im „Wunderlande Thule" gesehen oder auch nicht gesehen, in Umlauf und es ist nicht unglaublich, daß in den Städten von Hellas und Italien Sagen von germanischer Natur und Art umgingen, welche nicht weniger wunderbar lauten mochten als das, was Swift seinen Gulliver von den Zuständen in Lilliput, Brobdingnag und Laputa erzählen lässt. Mit solchen Fabulirern darf, soweit eine Entscheidung möglich, jener Pytheas aus Massilia (Marseille) nicht zusammengeworfen werden, welcher etwa zur Zeit Alexanders des Großen, also im 4. Jahrhundert v. Chr., von seiner phokäischen Vaterstadt aus zwei Fahrten zur Umsegelung des Festlandes von Europa unternahm. Von diesem wissbegierigen Griechen stammen aller Wahrscheinlichkeit nach die ältesten Berichte über den germanischen Norden und es ist daher zu beklagen, daß von seinem Reisebuch nur ganz dürftige Fragmente auf uns gekommen sind. Pytheas muß weit in den hohen Norden vorge-

drungen sein. „Dort — sagt er — ist weder Land noch Meer noch Luft, sondern von alledem ein Gemisch, das einer Qualle (Seelunge) ähnelt. Wie ein Band umgibt dies das All und weder zu Fuß noch zu Schiff ist da weiter vorzuschreiten.“ Das klingt freilich märchenhaft genug; aber denkt man sich einen Seefahrer, der, von den sonnigen Gestaden der Provence gekommen, in einen norwegischen Fjord oder zwischen die dänischen Inseln sich versetzt sieht, bleigraue und bleischwere Nebelwände ringsher, vom verhangenen Himmel ein kärglich-bleiches Wintersonnenlicht dämmernd und das chaotische Düster von Land und Meer mehr nur zeigend als erhellend, so wird man nicht leugnen wollen, daß in jenen Worten nur ein wirklicher und wahrhafter Reiseeindruck wiedergegeben sei. Der ältere Plinius hat uns in seiner Naturgeschichte eine Stelle aus Pytheas überliefert, welche von hohem Belang ist, insofern sie zuerst den eigentlichen Volks- und Stammnamen der Deutschen nennt. Es ist da von einem nordisch-germanischen Volke die Rede, welches an einer bernsteinreichen Bucht des Oceans wohne. Unter letzterem kann demnach nur die Ostsee verstanden sein. Das Volk führe den Namen der Guttonen und verhandle den in jedem Frühjahr vom Meer an die Küste geworfenen Bernstein an seine nächsten Nachbarn, die Teutonen[5]).

5) Dies ist, wie bekannt, der eigentliche Stammname unserer Ahnen, zurückzuführen auf ihren mythischen Stammvater Tuisko oder Teut (Deut), welcher Name seinerseits unverkennbar deutlich mit dem Ausdruck des Gottesbegriffes in den indogermanischen Sprachen (s. o. Anm. 1) zusammenstimmt. Den Namen Germanen

Ob dieser Name hundert und einige Jahre vor Christus in Rom schon bekannt oder beachtet war, steht dahin. Genug, im 640. Jahre nach Erbauung der weltbeherrschenden Stadt schlug sein Schall, verbunden mit dem des Namens der Kimbrer, drohend an die Wände des Kapitols. Der „kimbrisch-teutonische Schrecken", welcher die Römer ängstigte, war der Schatten, welchen eine noch fernabliegende weltgeschichtliche Katastrophe, die Zertrümmerung des römischen Weltreichs durch die Germanen, weit vor sich herwarf. Denn das Auftreten der Kimbrer und Teutonen, welche aus unbekannten Gründen mit Weib und Kind, Heerden und Habe ihre nördliche Heimat verlassen hatten, an den Gränzen Italiens darf

haben die Deutschen von den Römern überkommen, vielleicht durch Vermittelung der Gallier. In diesem Falle wäre er von dem keltischen gairm oder garm abzuleiten, welches Ruf bedeutet, und hiernach wären unsere Ahnen bei ihrem feindlichen Zusammenstoßen mit den gallischen Kelten von diesen die Lautrufenden, d. h. die mit Geschrei in die Schlacht Gehenden genannt worden. Eine mehr gäng und gäbe Ableitung des Namens ist die von dem altdeutschen Ger (Speer) und demnach bedeuteten Germanen oder richtiger Germannen Speermänner, d. i. Krieger .... Merkwürdig ist, daß erst zur Zeit Kaiser Otto's des Ersten in Deutschland selbst für die im Reichsverband stehenden deutschen Volksstämme der Nationalname Deutsche (Teutonici, Teutones) aufkam. Urkundlich wenigstens läßt er sich auf deutschem Boden früher nicht nachweisen, und während jenseits der Alpen die Bezeichnungen „Deutschland", „deutsches Reich", „deutscher König" „deutsches Volk" schon lange gebräuchlich waren, trat bei uns selbst erst von der Mitte des 11. Jahrhunderts an der gemeinsame Volksname allmälig an die Stelle der einzelnen Stämmenamen.

füglich als das Vorspiel der spätern großen Völkerwanderung bezeichnet werden, die auf den Trümmern der antiken Welt die mittelalterliche begründen sollte. Dieses Auftreten ist zugleich das der Germanen auf der Weltgeschichtebühne und mit den germanischen Männern treten auch die germanischen Frauen in den Umkreis geschichtlicher Helle.

Holdes freilich und Anmuthiges ist es nicht, wohl aber Gewaltiges und Furchtbares, was uns die Geschichtschreiber und Anekdotensammler der Alten von der ersten Erscheinung unserer Ahnmütter zu erzählen wissen. Die Uebertreibungen, zu welchen das vergrößernde Entsetzen sie dabei verleitet haben mag, wer könnte dieselben von dem Reinthatsächlichen genau sondern? In den Kämpfen der Römer mit den Kimbrern und Teutonen trat eine jugendfrische Naturkraft einer schon der Verderbniß und Entnervung zuneigenden Kultur gegenüber und es lag nahe, nach abgewandter Gefahr die Wildheit und Barbarei der Besiegten hohlspiegelartig zu verzerren. Allein wir haben keine andere Wahl, denn die Berichte zu nehmen, wie sie uns geboten werden. Als auf den Feldern von Aix i. J. 102 v. Chr. der ungestüme Ansturm der Teutonen dem Feldherrngenie des Gajus Marius und der römischen Taktik erlegen war und die Römer den fliehenden Feind bis zum Lager verfolgten, da „kamen ihnen die teutonischen Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen und trieben unter furchtbarem und wüthendem Geheule die Fliehenden sowohl als die Verfolgenden, jene als Verräther, diese als Feinde zurück, indem sie sich unter

die Kämpfenden mischten, mit bloßen Händen die Schilde der Römer herunterrissen, die Klingen der Schwerter fassten und, bis zum Tode unbesiegten Muthes, sich verwunden und in Stücke hauen ließen" [6]). Ein weiterer Bericht — bei Valerius Maximus — hebt nicht nur den Todesmuth, sondern auch die Keuschheit der germanischen Frauen hervor. Denn die gefangenen Weiber der Teutonen baten den Sieger Marius, er möchte sie dem Dienste der heiligen Jungfrauen der Vesta widmen, mit der Versicherung, sie würden sich unbefleckt bewahren wie diese Göttin und ihre Dienerinnen; als aber der Bitte nicht entsprochen wurde, erdrosselten sie sich in der nächsten Nacht. Im folgenden Jahre vernichtete Marius bei Vercellä auch die Kimbrer. Unter den Frauen derselben befanden sich weissagende Priesterinnen, grau vor Alter, barfüßig, mit weißen Gewändern, ehernen Gürteln und feinen Flachsmänteln angethan. So traten sie, Schwerter in den Händen, den Kriegsgefangenen im Lager entgegen, bekränzten sie und führten sie zu einem großen ehernen Kessel. Dann bestieg eine von ihnen einen Tritt und durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem über den Rand desselben emporgehobenen Gefangenen die Kehle und aus dem Blut, das in den Kessel strömte, weissagten sie. Während der Schlacht trommelten sie auf Fellen, welche über die geflochtenen Wagendecken gespannt waren, und machten einen schrecklichen Lärm [7]). Der größte und

---

6) Plutarch, Marius. 19.

7) Strabon, VII, 2.

streitbarste Theil der Kimbrer fand bei Vercellä den Tod. Hatten sich doch die Vordermänner, damit ihre Reihe nicht gesprengt würde, mit ihren langen Gürtelketten fest an einander gebunden. Als aber die Römer den Fliehenden bis zum Lagerwall nachdrängten, wurden sie „durch ein hochtragisches Schauspiel" überrascht. In schwarzen Gewändern auf den Karren stehend, gaben die kimbrischen Frauen den Flüchtlingen den Tod; diese ihrem Gatten, jene ihrem Bruder, wieder eine andere dem Vater. Ihre Kinder aber erwürgten sie und warfen sie unter die Räder der Wagen und die Hufe der Zugthiere. Zuletzt legten sie mörderische Hand an sich selbst. Eine, erzählt man, hatte sich an die Spitze einer Deichsel gehängt und an den Knöcheln der Mutter hingen, von ihr mit Stricken angebunden, ihre Kinder[8]). Von solcher bis zur Berserkerwuth sich erhebender Verachtung eines Lebens, welches nur noch Schmach und Knechtschaft bot, weisen auch die späteren Kämpfe zwischen Römern und Deutschen noch Beispiele auf. Zur Zeit als Drusus mit den Cheruskern, Sueven und Sigambern sich herumschlug, kam es vor, daß die Frauen dieser Stämme, durch die Römer in die Wagenburgen versperrt, statt sich zu ergeben, mit allem, was als Waffe dienen konnte, verzweifelnd sich wehrten und zuletzt ihre kleinen Kinder mit den Köpfen auf den Boden stießen und die Leichname den Feinden ins Gesicht warfen[9]).

---

8) Plutarch, l. c. 27.

9) Orosius, Histor. VI, 21.

Man ist versucht, zu sagen, ein geheimer Instinkt habe die Römer gestachelt, der Gefahr eines germanischen Einbruchs, wie der Zug der Kimbrer und Teutonen ihn angekündigt, dadurch zuvorzukommen, daß sie Roms Herrschaft und damit auch Roms Gesittung in die unwirthlichen Gegenden nördlich von den Alpen trugen. Epochemachend waren in dieser Beziehung die Kriegszüge, welche Julius Cäsar, als Statthalter von Gallien, um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. rheinüber unternahm. Dieser geniale Staatsmann, General und Literat ging darauf aus, Germanien nicht nur physisch, sondern auch geistig zu erobern, indem er es erforschte und beschrieb. Sein Bericht über Deutschland, den unvergleichlichen Kommentarien über den gallischen Krieg einverleibt, bleibt auch dann noch von großem Werthe, wenn man nicht verhehlt, daß er am Generalisiren leide, d. h. die bei einzelnen germanischen Stämmen beobachteten Zustände allzu willkürlich auf die ganze Nation übergetragen habe. Im Vergleiche mit den Galliern, welche von der römischen Kultur schon einigermaßen beleckt waren, fand Cäsar unter den Germanen noch sehr waldursprüngliche Zustände vor. Namentlich weis't seine Nachricht von der geringen Neigung und Sorgfalt der Deutschen für den Ackerbau auf einen niedrigen Kulturgrad hin. Es dürfte aber seine allgemein gehaltene Notiz: „Um Ackerbau kümmern sie sich nicht" — sehr einzuschränken sein, wenn man bedenkt, daß schon Tacitus Germanien „ziemlich fruchtbar an Getreide" fand. Für unser Thema von größtem Belang ist, was Cäsar über

die geschlechtlichen Verhältnisse der Germanen beibringt. Der Jugend eines Volkes, sagt er, dessen Sinn von Kindheit an auf Anstrengung und Abhärtung gerichtet gewesen, habe es zum höchsten Lobe gereicht, geschlechtlich möglichst lange unentwickelt zu bleiben, weil das den Wuchs stattlich machte und die Muskeln stählte. Den Jünglingen habe es Schimpf eingebracht, vor dem zwanzigsten Jahre von einem Weibe gewußt zu haben. Und dergleichen habe sich auch nicht geheim halten lassen, da beide Geschlechter gemeinsam in den Flüssen badeten und als Kleidung nur Felle trugen, welche den Körper großen Theils nackt ließen [10]).

Von Cäsars Zeit an blieb die Aufmerksamkeit Roms fortwährend auf Germanien gerichtet und seltsamer Weise wurde sie durch zwei sehr verschiedene Motive wach erhalten, durch die Mode und durch die Furcht. Das kaiserliche Rom war wie der Centralpunkt der Weltherrschaft so auch der Sammelplatz alles Luxus, alles Sinnengenusses und aller Modenthorheit der Erde. Unersättlich gierte die römische Ueppigkeit nach neuem und ungewöhnlichem. So gewann auch das blonde, ins Röthliche spielende Haar der germanischen Frauen das Wohlgefallen der römischen Modedamen und bei Ovid, wie bei späteren römischen Dichtern, finden sich häufige und deutliche Winke, daß die Putzkünste der Römerinnen das Schwarz ihres Haarwuchses mit dem germanischen Blond zu vertauschen eifrigst sich mühten, sei es mittels Farbstoffen, sei

10) Caesar, De bello Gall. VI, 21.

es mittels Perücken. Das germanische Haar wurde förmlich zu einem römischen Handelsartikel. Merkwürdig ist dabei der von dem älteren Plinius erwähnte Umstand, daß auch in Germanien selbst die Haarfärbekunst schon in Uebung war, jedoch mehr von Männern als von Frauen angewandt wurde [11]). Wenn aber die römischen Damen mit germanischem Haarschmuck in Gesellschaft erschienen, da mögen ernste Männer wohl mit besorgnißvoller Ahnung auf das deutsche Blond hingeschaut haben. Die Erinnerung, wie die Krieger Cäsars, als ihnen das erste Zusammentreffen mit den Germanen bevorstand, vor dem bloßen Gedanken, „das Feuer der germanischen Augen“ ertragen zu müssen, sich entsetzt hatten, und alle die Lagererzählungen von der „unglaublichen Tapferkeit und Waffenfertigkeit“ der Deutschen waren nur zu sehr geeignet, denkende Römer mit Bangen in die Zukunft blicken zu lassen. So auch einen jungen Poeten, welcher, nachdem er eigenem Geständniß zufolge auf dem Schlachtfeld von Philippi, wo die Republik verblutete, seinen Schild „nicht sehr rühmlich“ weggeworfen, ein Chorführer der Literatur des augustischen Zeitalters werden sollte. Die ungeheure Gefahr, welche von Germanien her Rom bedrohte, schwebte der Seele des Horaz vor, als er seine 16. Epode, eins seiner Erstlingsgedichte, schrieb (41. v. Chr.). Ahnungsvoll wies er darin auf die „blauäugige Jugend Germaniens“ hin und es war wie eine prophetische Vision von Alarichs Erstürmung

11) Hist. nat. XXVIII, 12.

der ewigen Roma, wenn er „den Hufschlag barbarischer Sieger auf den Trümmern der Stadt erdröhnen“ hörte.

Freilich stand das germanische Str fgericht der römischen Wölfin vorerst noch fern; aber für ein zweites Vorzeichen desselben seit dem kimbrischen Schrecken konnte der große Sieg gelten, welchen im Jahre 9. n. Chr. über die erobernd vom Rhein her bis zur Weser vorgedrungenen römischen Legionen der cheruskische Edeling Armin (Hermann) erfocht. Auf diesem Sieg, sowie auf dem Widerstand, welchen Armin, der erste, ebenso unglückliche als große Vorfechter deutscher Einheit[12]), nachmals den Römern unter Germanikus entgegenstellte, beruhte die Rettung unserer nationalen Existenz, die Sicherung der selbstständigen Entwickelung unseres Volkes. Ohne den großen Cherusker wären wir wohl auch so ein Mischvolk wie die Franzosen, Italiener und Spanier geworden. Die Waffenthaten Armins, sowie die um sechzig Jahre späteren des Civilis am Niederrhein machten die Römer den Gedanken, ganz Deutschland zu unterwerfen, aufgeben. Aber die südlichen und westlichen Gränzmarken behaupteten sie bis zur Völkerwanderung und so konnten mannigfache Wechselbeziehungen zwischen ihnen und den Germanen nicht ausbleiben, um so weniger, da einestheils

12) „Arminius hatte, da er, nachdem die Römer abgezogen, nach der Königsherrschaft trachtete, den Freiheitssinn seines Volkes gegen sich. Während er, mit bewaffneter Hand angegriffen, mit wechselndem Glücke stritt, fiel er durch Hinterlist seiner Verwandten, er, unstreitig der Befreier Germaniens.“ So erzählt Tacitus (Annal. II, 88) den Ausgang Hermanns.

der Handel, anderntheils der ebenso eifrig begehrte als bewilligte Dienst germanischer Jugend im römischen Heere vielerlei Verbindungsfäden knüpfte.

Auf der Scheide des ersten und zweiten christlichen Jahrhunderts unternahm es ein Römer, der große Geschichtschreiber Tacitus, seine Landsleute genauer, als bislang geschehen war, über Land und Volk von Germanien aufzuklären. Er that dies, indem er in seinen „Annalen" und „Historien" die Geschichte seiner Zeit und der nächsten Vergangenheit erzählte, dann aber auch mittels eines eigens zu dem angegebenen Zwecke geschriebenen Buches, der berühmten „Germania", einer um so ehrenvolleren Urkunde deutscher Vorzeit, als dieselbe von Feindeshand ausgestellt worden ist. Die Germania, deren ganze Haltung vermuthen lässt, daß ihr Verfasser seinen Gegenstand aus eigener, wenigstens theilweise eigener Anschauung gekannt habe, war für Rom eine, freilich unbeachtet gebliebene Lehre, Drohung und Warnung. Für uns dagegen ist sie „ein mitten in das vorzeitliche Dunkel unseres Alterthums hineingestelltes Morgenroth". Unser Vaterland schildert Tacitus als zu damaliger Zeit mit rauhen Wäldern bedeckt und von Sümpfen starrend, also abschreckend genug, wie es denn auch einem an den Anblick der üppigen Gärtengestade des Mittelmeeres gewöhnten Auge erscheinen mochte und mußte. Doch sei die Landschaft nicht ohne Abwechselung gewesen. Für Getreidesaat sei der Boden ergiebig, aber Obstbäume trage er nicht, womit aber doch wohl nur die feineren Arten derselben gemeint sind; denn schon Plinius

weiß von Kirschen und Aepfeln zu reden, welche in den Rheingegenden gediehen. Mit Nachdruck betont Tacitus die Ansicht, die deutschen Stämme seien dadurch, daß sie nicht durch Ehen mit anderen Völkerschaften fremdes Blut in sich aufnahmen, zu einem ureigenen, unvermischten, nur sich selbst ähnlichen Volke geworden („Germaniae populos, nullis aliis aliarum nationum conubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse“). Deßhalb auch ungeachtet der großen Einwohnerzahl in Altgermanien bei allen dieselbe Körperbeschaffenheit: blaue Augen voll Feuer und Trotz, röthliches Haar, mächtige Leibesgestalten, doch mehr nur zum Anstürmen, weniger zur Ausdauer, mehr zum Ertragen von Hunger und Kälte, weniger zum Aushalten von Durst und Hitze tüchtig.

Bei Erwähnung der sehr waldursprünglichen Tracht der Germanen, deren meist aus Thierfellen bereitetes Hauptstück ein Mantel war, durch eine Spange oder in Ermangelung derselben durch einen Dorn zusammengehalten, kommt Tacitus auf die Frauen zu sprechen. Er sagt zwar, die frauliche Tracht habe sich von der männlichen nicht unterschieden, fügt jedoch sogleich hinzu, daß sich die Frauen häufiger in leinene Gewänder hüllten, die sie auch wohl mit Purpurstreifen verbrämten. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir dieses ärmellose Leinengewand, welches die Arme, den Nacken und den obern Theil des Busens unbedeckt ließ, für ein langherabfallendes, den Körperformen sich anschmiegendes Unterkleid nehmen, für einen der römischen Tunika ähnlichen Leibrock, über

welchem als Oberkleid der Mantel getragen wurde [13]). Bedenkt man diese dürftige Verhüllung des Körpers, welche am Herdfeuer sogar völliger Nacktheit Platz machte, sowie das schon erwähnte gemeinschaftliche Baden der beiden Geschlechter, so steht das Lob, welches Tacitus der Keuschheit germanischer Liebe und Ehe spendet, nur um so höher. Er rühmt es, daß die Deutschen, entgegen der Vielweiberei anderer Barbaren, mit einer Frau sich begnügten. Nur die Politik veranlasste seltene Ausnahmen von dieser Regel, indem hochstehende Häuptlinge zur Mehrung ihres Ansehens mehrere Frauen nahmen, Töchter aus einflußreichen Familien. In unangetasteter Keuschheit, durch keine wollustreizenden Gastmähler, durch keine verführerischen Schauspiele verdorben, des Liebesbriefewechsels unkundig, so wuchs die Jugend heran. Spät erst kamen die Jünglinge zum Liebesgenuß. Auch die Jungfrauen wurden nicht übereilt („nec virgines festinantur") und daher blieben sie jugendfrisch wie jene und waren an hochschlankem Wuchs ihnen ähnlich. Für vor der Ehe verlorene weibliche Unschuld gab es keine Sühne und die Strafe war die schärfste, denn einem gefallenen Mädchen gewann weder Schönheit noch Reichthum einen Gatten. In Gegenwart der Eltern und Verwandten wurde der Ehebund geschlossen. Die Mitgift brachte nicht die Braut dem Bräutigam, sondern der Bräutigam der Braut zu und es bestand dieselbe nicht in Putzstücken und

---

13) Vgl. Weiß, Kostümkunde, II, 618, und Falke, Die deutsche Trachten- und Modenwelt, I, 6.

Tändelsachen, sondern in einem Stierepaar, einem gezäumten Pferd, einem Schild nebst Speer und Schwert. Auf diese Geschenke hin wurde die Frau in Empfang genommen und auch sie brachte ihrerseits dem Manne einige Waffenstücke zu. Das, meinten unsere Altvorderen, sei das festeste Band, das die geheimnißvolle Weihe, das seien die Götter des Ehebündnisses. Dadurch wurde die Frau, damit sie nicht wähnte, sie dürfte mannhaften Gedanken und des Krieges Wechselfällen fernbleiben, auf der Schwelle zur Brautkammer erinnert, daß sie käme, in Arbeit und Gefahr des Mannes Genossin zu sein. Mit ihm habe sie im Frieden und Krieg Gleiches zu dulden und zu wagen. Und dies war keineswegs nur eine leere Ceremonie. Wir wissen, daß die germanischen Frauen den Männern in den Krieg folgten, daß sie Speisen und ermunternden Zuspruch in die Reihen der Kämpfenden trugen, daß sie stolz die Wunden ihrer Gatten und Söhne zählten und prüften, bevor sie dieselben verbanden, und daß sie durch Vorwurf und Bitte, durch Darhalten der Brust und durch Hinweisen auf ihr Loos in der Gefangenschaft wankende Schlachtordnungen wieder hergestellt haben. Heilig und streng war der eheliche Bund, äußerst selten der Ehebruch, seine Bestrafung dem hintergangenen Ehemann anheimgegeben. In Gegenwart der Verwandten schnitt er der Schuldigen das Haar ab, stieß sie nackt aus dem Hause und peitschte sie durch das ganze Dorf. In einigen Gaugenossenschaften galt der Brauch, daß die Frauen unter allen Umständen nur eine Ehe eingehen durften, wie ja bis auf unsere Tage herab auch bei den Indern die Witwen

nicht wieder heiraten durften. Im übrigen war, wie schon angedeutet worden, das Dasein unserer Ahnmütter um so weniger ein müssiges, da die Sorge für Haus, Herd und Feld auf ihnen lastete. Die Männer kümmerten sich nur um Jagd-, Kriegs- und Staatssachen [14]).

Erwägt man noch, daß uns von dem geselligen Verhalten der Bewohner Germaniens kein Zug sanfter Gesittung überliefert worden, daß das Leben der Männer zwischen wilder Aufregung und trägem Müssiggange verfloß, daß sie sich gern im Bier berauschten, daß sie in unbändiger Spielwuth nicht allein ihre ganze Habe, sondern auch die eigene Person und Freiheit auf die Würfel setzten, und daß endlich nur eine Art von Schauspiel, nackter Jünglinge wilder Tanz zwischen aufgerichteten Speerspitzen und Schwertklingen, die festlichen Zusammenkünfte des Volkes erheiterte, — so müßte man allem bisher Beigebrachten zufolge versucht sein, anzunehmen, daß in Altdeutschland edlere Weiblichkeit kaum habe gedeihen können, falls nicht bestimmte Zeugnisse für das Vorhandensein einer solchen vorlägen. Aus der taciteischen Schilderung der Eheverhältnisse erhellt deutlich, daß die germanische Frau nicht die Sklavin, sondern die Genossin des Mannes war, und allbekannt ist die berühmte Stelle der Germania: „Die Deutschen glauben, daß dem Weib etwas Heiliges und Prophetisches (sanctum aliquid et providum) innewohne; darum achten sie des Rathes der Frauen und horchen ihren Aussprüchen."

---

14) Germania, 4, 5, 7, 8, 15, 17, 18, 19, 20, 23, 24.

Die Frau erscheint demnach mit der Würde der Priesterin und Prophetin bekleidet. Schon haben wir bei den Kimbrern opfernde und weissagende Priesterinnen gefunden und wir finden solche auch später. Als im Jahre 58 v. Chr. der Germane Ariovist dem Julius Cäsar gegenüberstand, verboten die weissagenden Frauen den Deutschen, vor dem Neumond in eine Schlacht sich einzulassen [15]. In der Germania wird der Aurinia erwähnt, welche die Germanen vor Zeiten als Prophetin verehrt hätten [16]. Die größte Bedeutung aber gewann zur Zeit der Kämpfe des Civilis gegen die Römer die Veleda, in welchem Namen vielleicht ein Anklang an die nordisch-germanischen Walkyrien, Walen, Völur verborgen ist. Diese nach alter Sitte als „Schicksalsverkündigerin" hochverehrte Jungfrau vom Stamme der Brukterer haus'te einsam und unzugänglich auf einem hohen Thurme und war die Pythia der niederrheinischen Germanen. Sie vermittelte Bündnisse, sie führte eine entscheidende Stimme in Kriegs- und Friedenssachen, ihr wurden Siegestrophäen zu Füßen gelegt [17]. Eine dritte jungfräuliche Prophetin, Ganna, war zur Zeit Domitians

15) Cassius Dion, XXXVIII, 48.

16) Grimm (D. Mythologie, III. A. 375) liest statt Aurinia Aliruna, wo dann in dem Namen selbst der Begriff der Weissagung liegen würde. Selig Cassel („Prophetinnen und Zauberinnen", Weimar. Jahrb. II, 383) schlägt vor, statt Aurinia zu lesen Naurinia oder Norinia, so daß die Beziehung auf die Nornen, die Parzen der nordisch-germanischen Mythologie, deutlich wäre.

17) Tacitus, Histor. IV, 61. 65; V, 24.

in Deutschland einflußreich [18]). Tacitus sagt auch, daß bei wachsendem Aberglauben solche Prophetinnen im Volksbewußtsein allmälig zu Göttinnen geworden seien („et augescente superstitione arbitrantur deas“).

Die Frauenverehrung ist also ein uralter Charakterzug der Deutschen, aus welchem später die Innigkeit des deutschen Mariakults und des deutschen Minnedienstes entspringen sollte. Die altgermanischen Frauen waren keineswegs nur auf die Geschäfte des Hauses, des Herdes und des Feldes, auf Harke und Sichel, Spindel und Webstuhl, auf Kindererzeugung und Kindersäugung beschränkt, sondern wann immer der göttliche Funke in ihnen sich regte, war ihnen Raum gegeben, eingreifend und einflußübend auf den Schauplatz zu treten, wo „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gestritten“. Es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß auch Thusnelda, die Gattin des Befreiers Armin, eine jener höheren weiblichen Naturen gewesen sei, deren Spuren unsere Vorzeit aufzeigt. Thusnelda's Geschichte ist zugleich die älteste deutsche Liebesgeschichte, von der wir wissen. Denn auf eine leidenschaftliche Neigung deutet der Umstand, daß Armin die einem Andern Verlobte ihrem Vater Segest, seinem politischen Gegner, mit Gewalt entführte. Aber das Glück war dem Ehebund der Beiden unhold. In Abwesenheit des Gatten verrieth Segest, der römerfreundliche Landesverräther, die Tochter, welche einen Sohn Armins unter

18) Cassius Dion. LXVII, 5.

dem Herzen trug, an die Soldaten des Germanikus. Mehr vom Geiste des Gatten als des Vaters beseelt — erzählt Tacitus — entrang sich Thusnelden bei ihrer Gefangennehmung keine Thräne, kein klagendes oder flehendes Wort; mit über dem Busen gefalteten Händen schaute sie stumm auf ihren schwangeren Leib. Die Nachricht, daß die Gattin ihm entrissen wäre und die Sklaverei tragen sollte, stachelte Armin zu wahnsinniger Wuth. Aber vergebens flog er zur Rettung herbei. Thusnelda wurde nach Rom gebracht und dort gebar sie den Thumelikus. Mit anderer Siegesbeute mußte sie sammt ihrem Kinde und ihrem Bruder Segimunt den Triumphzug des Germanikus zieren, während der Verräther Segest zusah, wie Sohn, Tochter und Enkel vor dem Wagen des Triumphators in Ketten einhergingen [19]. Der Gram mag die

19) Tacitus, Annal. I, 55, 57, 58. Strabon, Geographica, VII, 1, 4. Da Strabon es ist, welcher die Namen von Armins Gattin und Sohn uns überliefert hat, will ich die verdeutschte Stelle hersetzen. „Ihnen — (d. h. den Germanen, welche den Varus im teutoburger Walde geschlagen hatten) — verdankte der jüngere Germanikus einen glänzenden Triumph, wobei die namhaftesten Feinde in Person aufgeführt wurden: — Segimuntos, der Sohn des Segestes, des Cherusker-Häuptlings, und seine Schwester Thusnelda (Θουσνέλδα), des Arminius Gattin, sammt ihrem dreijährigen Sohn Thumelikus (Θουμέλικος). Segestes aber, des Arminius Schwiegervater, welcher die Gesinnung seines Schwiegersohns von Anfang an nicht getheilt hatte, sondern vielmehr zu uns übergelaufen war, sah, mit Ehren überhäuft, mit an, wie die, welche ihm die Liebsten waren (d. h. hätten sein sollen), in Ketten vor dem Wagen des Triumphators einhergingen." Man

edle Frau bald getödtet haben. Die Rache Roms an dem Besieger des Varus zu vollenden, soll mit gemeiner Bosheit Armins und Thusnelda's Sohn in Ravenna zum Gladiator oder gar zum Lustknaben erzogen worden sein. Wenn, wie vermuthet wird, die schöne Marmorstatue einer Germanin, welche in der Loggia de' Lanzi zu Florenz steht, wirklich Armins Gattin darstellen sollte, so würde das beweisen, daß die Seelenhoheit und die tragische Größe des Geschickes dieser Frau auch auf die Römer ihres Eindrucks nicht ganz verfehlt hätten [20]). Es bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu dieser tragischen Frauengestalt, wenn wir das Bild ansehen, welches ein römischer Spätlingsdichter, Ausonius, von einem germanischen Mädchen entworfen hat, welches in den Feldzügen Kaiser Valentinians des Ersten gegen die Alemannen am Neckar und Oberrhein gefangen und als Kriegsbeute dem genannten, in hohen pädagogischen und politischen Aemtern stehenden Poeten geschenkt wurde. Wenn wir bis dahin an den germanischen Frauen mehr nur heldische, nicht selten bis zur furchtbaren Herbigkeit gesteigerte Züge wahrgenommen haben, so bezeugt uns das Bild der Alemannin Bissula zum erstenmal die Schönheit und den Liebreiz der deutschen Frauenwelt. Bissula scheint statt der Sklavin ihres Herrn recht eigentlich seine Herrin

---

sieht, es gab deutsche Rheinbundsfürsten schon achtzehn Jahrhunderte früher, als Napoleon den Rheinbund gestiftet hat.

20) Vgl. Göttling, Thusnelda und Thumelikus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen, 1856.

gewesen zu sein, so enthusiastisch zärtlich spricht Ausonius von ihrem lieblichen Antlitz, ihren blauen Augen und blonden Haaren. Diese Barbarin, sagt er, besiege mittels ihrer natürlichen Holdseligkeit alle die „verzärtelten und geschniegelten römischen Puppen", und triumphirend fügt er hinzu, die Kunst besitze keine Mittel, so viel Anmuth nachzubilden [21].

---

21) „Bissula, die nicht in Wachs nachahmbar oder in Farben,
Schmückte mit Reizen Natur, wie nimmer der Kunst sie gelingen.
Ja, mit Mennig und Weiß malt Bilder euch anderer Mägdlein;
Doch dies Farbengemisch des Gesichts nicht malen es Hände.
Mische doch, Maler, wohlan, die Ros' und Lilienweiße
Und die duftige Farbe dann nimm zu Bissula's Antlitz."

Zweites Kapitel.

Zur Völkerwanderungszeit.

Die Götterdämmerung der alten Welt. — Niederlassung germanischer Völkerschaften in den römischen Provinzen. — Die Stellung der Frauen nach germanischem Recht. — Verhältniß der Frauen zum Christenthum. — Gothische, langobardische und fränkische Frauen. — Die merowingische Tragödie. — Gährungsproceß der Zeit. — Häusliche Einrichtung und Tracht.

Fern im Nordmeer liegt ein Eiland, welches das letzte Asyl des germanischen Heidenthums geworden ist. Hierher, nach Island, zogen sich in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts (von 874 an) edle norwegische Männer zurück, als in ihrer Heimat Christenthum und Königsherrschaft die alteinheimische Religion und Verfassung zerstörten. In diese insularische Abgeschiedenheit von einer Welt, welche neue Götter anbetete und neue Lebensformen anthat, hatte das Germanenthum seine theuersten Schätze gerettet, seine religiösen Mythen, seine alten Heldensagen. Hier hütete es diesen Hort und mehrte ihn. Hier blühte eine Kultur auf, deren schriftliche Erzeugnisse den Völkern germanischer Zunge nicht

weniger ehrwürdig und heilig sein sollten als es den Hebräern „Das Gesetz und die Propheten“ sind, d. h. ihre unter dem Titel „Bibel“ bekannte Sammlung nationaler Mythen, Sagen, Geschichten und Dichtungen. Hier wurde auch die germanische Bibel aufgezeichnet, die Edda, d. i. die Urahne, die Urgroßmutter, welche den Enkeln vom Glauben der Väter, von den alten Stammgöttern und Stammhelden erzählt[22]). Wie die heiligen Urkunden vieler anderen Religionen eine Lehre von den ersten und letzten Dingen vortragen, so auch die Edda. Mußte sich doch die religiöse Phantasie überall zur Beantwortung der Frage aufgefordert fühlen, wie die Welt und der Mensch entstanden wären und was zuletzt aus beiden werden sollte? Auf die eddische Weltschöpfungslehre hat, will mir scheinen, die Natur Islands keinen geringen Einfluß geübt. Wenigstens dürfte es gestattet sein, anzunehmen, daß auf die Dichtung einer Kosmogonie, in

---

22) Jedermann weiß, daß es eigentlich zwei Edden gibt: die ältere, in gebundener Rede verfasste, genannt die Edda Sämunds, weil nach gäng und gäbem Dafürhalten die Sammlung der Götter- und Heldenlieder, welche ihren Inhalt bilden, durch den isländischen Gelehrten Sämund Sigfusson (st. 1133) veranstaltet wurde; und die jüngere in ungebundener Rede verfasste, genannt die Edda Snorri's, weil der 1241 erschlagene Isländer Snorri Sturluson für den Sammler und theilweise auch für den Verfasser ihres Inhalts gilt. Eine neue, sehr verdienstliche Handausgabe der Urschrift der Sämunds-Edda, mit Glossar, sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, lieferte H. Lüning (Zürich 1859). Simrock hat uns 1851, Wenzel 1877 mit einer Neuhochdeutschung der Edda beschenkt.

welcher die heiße Flammenwelt Muspelheim und die eisige Nebelwelt Niflheim eine so große Rolle spielen, der Anblick von Hekla's Lavaströmen, die über Gletscher rollen, und der Anblick der Geyserquellen, die aus Schneefeldern hervor siedendheiße Wasserstralen in die Luft treiben, eingewirkt haben müsse. Die ganze Größe und Furchtbarkeit nordischer Natur widerspiegelt sich auch in dem ungeheuren Phantasiebilde, welches die Edda von der Götterdämmerung (Ragnarök), d. i. vom Weltuntergang entwirft. In Uebereinstimmung mit dem, was in der älteren Edda die Wöla vom Vergehen der Welt singt, sagt das althochdeutsche, im 9. Jahrhundert aufgezeichnete Gedicht Muspilli: „Die Berge entbrennen, kein Baum bleibt stehen auf der Erde, die Wasser trocknen aus, das Meer verdampft, in Lohen vergeht der Himmel, der Mond fällt herunter, Mittelgart (die Erde) flammt auf, kein Fels steht fest. Der Tag der Vergeltung fährt über die Lande, fährt über die Völker mit Feuer." In diese entsetzliche Katastrophe wird alles Seiende hineingezogen, Menschen und Götter gehen gleichermaßen zu Grunde. Aber dem Dogma der Vernichtung verknüpft sich das der Wiedererneuerung: aus dem Trümmerchaos der untergegangenen ersteht eine neue Erde, eine neue Menschen- und Götterwelt.

Was die mythenbildende Phantasie der Germanen von Ragnarök gesagt und gesungen, erscheint in jener Umwälzung Europa's, welche im 4. Jahrhundert n. Chr. ihren Anfang nahm und welche wir Völkerwanderung zu nennen pflegen, in weltgeschichtliche Thatsachen von un-

ermesslicher Bedeutung übersetzt. Durch die germanischen Völker, welche aus Osten und Norden nach Süden und Westen vordrangen, erlebte ja die römische Welt ihre Götterdämmerung, nach deren Verrauschen an die Stelle der vernichteten antiken Gesellschaft die germanische trat. Zweifach war die Natur dieser kolossalen Revolution. Denn ihrer materiellen Seite gesellte sich eine geistige, das Christenthum, welches in eben dem Maße, in welchem es sich die germanischen Sieger unterwarf, zur Gewinnung der Stellung einer weltbeherrschenden Geistesmacht vorschritt. Wunderbarer Anblick! Aus den düsteren Todesschatten, welche das Kreuz über die erblassende Götterwelt des griechisch-römischen Alterthums geworfen, ging, als die „Barbaren" ihre Streithämmer, womit sie die marmornen Göttergestalten zerschlagen hatten, am Fuße dieses Kreuzes huldigend niederlegten, ein neuer Tag der Weltgeschichte hervor. Der südliche Olymp sowohl als das nordische Asenheim traten in die Fabelnregion zurück und über einer neuen Gesellschaft wölbte sich ein neuer Glaubenshimmel, der des dreifältigen Christengottes, welcher einen nicht minder zahlreichen und nicht minder mannigfach gegliederten mythologischen Hofstaat von Göttern und Göttinnen, Helden und Heldinnen um sich versammelte, als der alte, jetzo abgedankte Zeus-Jupiter einen gehabt hatte. So ersetzte und ersetzt der Mensch allzeit verbrauchte Gottheiten mit neugeschaffenen, weil er, von der „Angst des Irdischen" umgetrieben, nicht umhin kann, immer wieder nach einem Halt- und Stützpunkt ins Ueberirdische hinaufzugreifen ....

Es ist hier nicht der Ort, tausendmal Gesagtes zu wiederholen und dem Schauspiel einer allgemeinen Auflösung anzuwohnen, aus welchem sich erst nach vielen Zerstörungen, Schöpfungen, abermaligen Zertrümmerungen und Wiederaufbauungen eine neue staatliche Gestaltung unseres Erdtheils ergab. Für unsern Zweck genügt es, flüchtig auf die germanischen Reiche von kürzerer oder längerer Dauer hinzuweisen, welche, nachdem die Völkerflut sich gestaut oder verlaufen, kraft des Rechtes der Eroberung in den ehemaligen Provinzen Roms gegründet wurden. Eine Folge dieser Staatengründungen war, daß mancher Schößling vom germanischen Stamme losgelöst und demselben für immer entfremdet wurde. Die rohe Naturkraft vermag zwar eine verrottete Kultur niederzutreten; aber in Gestalt von tausend und abertausend schmeichlerischen Einflüssen richtet sich diese wieder auf, den Sieger zuletzt besiegend. Das erfuhren die germanischen Stämme, welche als Beutestücke der Völkerwanderungskriege Italien, Spanien und Frankreich an sich genommen hatten. Sie erlagen der Bestrickung durch das römische Wesen, welches, in Verbindung mit dem Christenthum, ihnen allmälig ihre Nationalität und sagar die Muttersprache abschmeichelte. So wurden sie aus Germanen römische Mischlingsvölker und Mutter Germania mußte es bald genug erleben, daß ihre in die Fremde gegangenen Söhne sich gegen sie kehrten, mit dem ganzen Haß, welcher der Abtrünnigkeit allzeit und überall zu entspringen pflegt. Auch daheim in Deutschland schien, wie wir seines Ortes sehen werden, die römisch-christ-

liche Kultur über das germanische Wesen triumphiren zu sollen; aber hier erwies sich der nationale Geist, im Süden hauptsächlich durch den großen alemannischen, im Norden durch den großen sächsischen Stamm getragen, mächtig genug, die deutsche Eigenthümlichkeit zu retten und zu bewahren.

Zur Zeit, als die später zu Romanen gewordenen germanischen Völkerschaften ihre Nationalität noch bewahrten, hatte der Stamm der Burgunden in den Gebirgen von Savoien sich gesetzt und dehnte von dort im 5. Jahrhundert seine Herrschaft über das südöstliche Gallien aus. Westlich von ihnen, in Aquitanien, hatten sich nach mancherlei Wanderungen die Westgothen niedergelassen, welche über die Pyrenäen vordrangen und so ziemlich ganz Spanien sich unterwarfen. In Italien waren, nachdem Odoaker i. J. 476 den letzten Schattenkaiser Westroms abgesetzt hatte, zuerst die Heruler der herrschende germanische Stamm. Ihr Reich währte aber nicht volle zwanzig Jahre, denn schon 493 machte demselben der große König der Ostgothen, Theodorich, ein Ende und schuf den ostgothischen Staat, welcher ganz Italien umfasste und darüber hinausreichte. Den Ostgothen folgten in der Gewalt über Italien die Langobarden, welche seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ihre Eroberungen vom Norden der Halbinsel bis in den Süden ausdehnten. Der weitverzweigte Stamm der Franken, schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts den römischen Rheinprovinzen zur Bedrängniß geworden, drang unter dem Namen der salischen Franken im 5. Jahr-

hundert von den batavischen Gegenden her erobernd in Gallien ein und bis zur Somme vor, während er unter dem Namen der ripuarischen Franken in den Stromgebieten des Rheins, der Maas und Mosel ein Reich mit der Hauptstadt Köln gründete. Durch den Salier Chlodevech oder Chlodwig, den Merowinger, einen der thatkräftigsten, schlauesten und gewissenlosesten Könige, welche die Welt gesehen, wurden von 480 an die fränkischen Gebiete in Gallien und Germanien vereinigt und allseitig erweitert. Durch Chlodwig kam, besonders nach Besiegung der Alemannen, die vortretende Rolle unter den germanischen Stämmen an die Franken, und da der König das Christenthum zu einem Hebel seiner Politik machte, so datiren von seiner Zeit die Anfänge einer umfassenderen Verbreitung des neuen Glaubens nach dem Osten und Norden Deutschlands. Welcher Art übrigens dieses „Christenthum" war, trat zu Tage, als die Theilung des Frankenreichs nach Chlodwigs Tode (511) unter seine vier Söhne jene gräuelvollen Stürme heraufführte, welche das merowingische Haus zerrütteten. Es folgten in den entsetzlichen Kämpfen zwischen den drei Hauptmassen des Frankenreichs, Austrasien, Neustrien und Burgund, mannigfache Theilungen, Wiedervereinigungen und abermalige Trennungen, bis die Dynastie der Merowinger von dem Geschlecht der Karlinger verdrängt wurde und diese jenen gewaltigen germanisch-christlichen Neubau errichteten, mit welchem die Geschichte des Mittelalters anhebt.

Indem wir jetzt zur Betrachtung der Stellung vor-

schreiten, welche die germanischen Frauen zur Völkerwanderungszeit einnahmen, deren charakteristische Merkmale bis zur karlingischen Periode reichen, sagen wir zuvörderst, daß alle socialen Einrichtungen der germanischen Stämme, der Berührungen mit der römisch-christlichen Welt ungeachtet, noch das nationale Gepräge der heidnischen Vorzeit trugen. Wenn auch die germanischen Häuptlinge im Verlaufe der Völkerwanderung römische Herrscher- und Herrentitel annahmen, wie Rex, Dux, Comes, welche allerdings schon die allmälige Uebertragung der Souveränität von der Versammlung aller Freigeborenen auf die Person des Anführers, des Vordersten, des Fürsten andeuteten, so wurde doch erst durch Karl den Großen diese Uebertragung eine vollendete staatsrechtliche Thatsache, und obzwar die alten Rechtssatzungen der deutschen Stämme in lateinischer Sprache aufgezeichnet wurden[23]), so war der Geist derselben dennoch ein germanischer. Demzufolge blieb auch die alte Ständegliederung, welche sich auf Männer wie auf Frauen erstreckte. Es braucht daher heutzutage nicht mehr betont zu werden, daß, wenn der römische Dichter Lukan sagte: „Die Freiheit ist ein germanisches Gut!“ diese altdeutsche Freiheit keineswegs in dem idealen und humanen Sinne genommen werden darf,

23) Eine Sammlung dieser alten Rechtsbücher wurde 1824 durch Walter in drei Bänden veröffentlicht: „Corpus juris germanici antiqui“. Eine noch umfassendere bringen die Pertz'schen „Monumenta Germaniae historica“ unter dem Abtheilungstitel „Leges“. Beide liegen dem im Text über die fraulichen Rechtsverhältnisse Beigebrachten zu Grunde.

wie er der jetzigen Vorstellung entspricht. Die Gesammtmasse unserer Ahnen zerfiel nämlich, wie bekannt, in zwei große Stände, in Freie und Unfreie, von welchen zwei Klassen jede wieder zwei Unterabtheilungen hatte. Der Stand der Freien umfasste die Adalinge oder Edelinge (nobiles) und die Freilinge oder Gemeinfreien (liberi); der Stand der Unfreien die zins- und dienstpflichtigen Hörigen (liti) und die eigentlichen Sklaven (Schalke, servi). Demzufolge waren auch die germanischen Frauen adelige, freie, hörige oder sklavisch-leibeigene. Der Sklavenstand war durchaus rechtlos und hatte keine persönliche, sondern nur eine sachliche Geltung. Freigebung der Unfreien durch den Herrn war aber für beide Geschlechter zulässig. Außerdem waren zur Milderung der schroffen und harten Kastenunterschiede zwei mächtige Schrankenbrecher da, Krieg und Liebe. Der aus den kriegerischen Gefolgschaften der Häuptlinge, wie Deutschland zur Zeit des Tacitus sie gekannt hatte, während der Völkerwanderung hervorgegangene Waffenadel (die „Leudes", Leute, d. i. Dienstleute, Vassi, Vasallen) fußte entschieden mehr auf dem Schwert als auf der Geburt, war also auch Unfreien erreichbar, und ebenso öffneten Verdienst oder königliche Gunst Unfreien den Zutritt zu dem Amts- und Hofadel der „Ministerialen" (d. i. der Dienstmänner, Beamten) des karlingischen Königthums. Was aber die Frauen angeht, so sind gerade zu dieser Zeit die Beispiele nicht selten, daß Schönheit und Klugheit leibeigene Mägde aus Beischläferinnen der Fürsten zu ihren Gemahlinnen und Beherrscherinnen gemacht haben.

Wie ein ursprüngliches und rassenhaftes, so war und blieb unser Volk auch ein familienhaftes. Auf Sippe und Blutsfreundschaft, auf die Familie ist das ganze germanische Wesen begründet. Nicht die Idee des Staats, sondern die der Familie bedingte und bestimmte die ganze Lebensführung unserer Altvorderen. Des socialen Bauwerkes Grund- und Eckstein war die Hausvaterschaft, der Familie Mittelpunkt und fester Halt. Aus der Familie entwickelte sich die Gemeinde, aus dieser der Staat, wie denn das Germanenthum überall, wo es ungestört und ungehindert durch fremde Einwirkungen seine Ziele verfolgen konnte, nicht die Wege abstrakter Theorie, sondern die der Natur wandelte. Das Verhältniß von Mann und Frau war rechtlich ganz klar das des Gebietens und des Gehorchens, des Beschützens und des Beschütztwerdens. Die Frau war dem Manne entschieden untergeordnet. Die Frauen hatten in alter Zeit keine Stimme in der Volksversammlung, sie konnten vor Gericht nicht als Zeugen oder Eideshelfer auftreten und waren bei den meisten Stämmen ausdrücklich von der Regierung über Land und Leute ausgeschlossen, welche letztere Rechtssatzung übrigens, wie das ja zu allen Zeiten der Rechtssatzungen Schicksal war, ist und sein wird, oft genug umgangen oder gar nicht beachtet wurde. Trotz alledem war die Stellung der Frauen unter einem Volke, welches im Weibe von Uralters her etwas Heiliges gesehen hatte, keine unehrenhafte. Im Gegentheil, Sitte und Recht vereinigten sich, gegenüber den Ausschreitungen des „starken“ Geschlechts um das „schwache“ schützende Schranken

herzuziehen. Unwiderlegbare Beweise hierfür gibt namentlich auch das germanische Strafrecht, welches bekanntlich nicht vom Grundsatze der Bestrafung, sondern vielmehr von dem der Buße, Sühne, Entschädigung ausging. Demnach konnte mit Ausnahme von Landesverrath und Heerführersmord der freie Mann jedes Verbrechen, auch Mord nicht ausgenommen, durch Entrichtung von Sühngeld („Wergeld“, lat. compositio) an die Familie des Beleidigten, Geschädigten oder Getödteten büßen, welche Buße natürlich nach der Schwere der Verschuldung bemessen war und in Ermangelung des baren Geldes auch in Vieh entrichtet werden konnte. Weit entfernt nun, im Sinne der Morgenländer oder auch der christlichen Kirchenväter den Werth des Weibes geringer anzuschlagen als den des Mannes, bestimmte das germanische Strafrecht umgekehrt dem wehrlosen Geschlecht ein höheres Wergeld als dem wehrhaften, wenigstens weitaus bei den meisten Stämmen. So kam nach alemannischem und baierischem Recht den Frauen ein Wergeldsansatz zu, welcher den der Männer um das Doppelte überstieg. So auch nach sächsischem, während der Zeit der Gebärfähigkeit von Frauen und Mädchen. Auch bei den Westgothen war das Wergeld der Frauen während der Periode ihrer Fruchtbarkeit höher als das der Männer, bei den Franken aber betrug es während dieser Periode das Dreifache der letzteren. Der Mord einer Frau mußte bei den Franken mit 600 Solidi oder Kühen gesühnt werden, weil der Werth eines Solidus (Schilling) dem einer Kuh gleichstand. Das Wergeld für die Tödtung einer Schwangeren betrug 700 Schillinge.

Oft angeführt sind die Strafbestimmungen des salfränkischen Gesetzes für Vergehungen gegen weibliche Zucht und Schamhaftigkeit. Wer einer Frau oder Jungfrau wider ihren Willen in unehrbarer Weise die Hand streichelte, mußte das mit 15 Schillingen oder Kühen büßen; verstieg er sich bis zum Oberarm, stieg die Buße auf 35 Schillinge; wagte er gar ihr die Brust zu betasten, hatte er ein Wergeld von 45 Schillingen oder Kühen zu entrichten. Merkwürdiger Weise sank im Mittelalter, wo doch der Minne- und Frauendienst systematisch ausgebildet wurde, das Wergeld der Frauen auf den halben Betrag des männlichen herab. Dagegen findet sich in mittelalterlichen Rechtssatzungen („Weisthümer") die zarte Rücksicht, daß schwangeren Frauen gestattet ist, etwaige Gelüste nach fremdem Obst, Gemüse und sogar Wildbrät, bei Gelegenheit unbestraft zu befriedigen.

Der Hausherr hatte die Mundschaft (das „Mundium")[24], d. h. das Recht der Herrschaft, aber auch die Pflicht des Schutzes über seine Frau und — bis zu ihrer Verheiratung — über seine Töchter und Schwestern. Das neugeborene Kind blieb auf dem Boden liegen, bis der Vater es aufhob. Dadurch anerkannte er es, worauf es mit Wasser besprengt und benamset wurde. Hob er es aber nicht auf, so war dies das Zeichen der Nichtanerkennung und das Kind wurde ausgesetzt d. h. dem Tode preisgegeben, was häufiger Mädchen als Knaben wider-

24) Vom althochd. munt, was eigentlich Hand bedeutete. Vgl. Grimm, Rechtsalterthümer, A. 2. S. 403.

fuhr[25]). Dem Vater stand auch das Recht zu, seine Kinder zu verkaufen, die Söhne bis zur Zeit der Volljährigkeit, die Töchter so lange sie ledig waren, und diese Barbarei wurde häufig genug geübt. Beim Tode des Vaters ging dessen Mundschaft über Ehefrau, ledige Töchter und Schwestern auf den nächsten männlichen Verwandten („Schwertmagen", im Gegensatz zu den weiblichen „Spill- oder Spindelmagen") über und hieß dann Vormundschaft. Mit der in rechtmäßiger Form vollzogenen Heirat eines Mädchens kam das väterliche Mundium selbstverständlich an den Gatten.... Das germanische Erbrecht bevorzugte die Söhne auf Kosten der Töchter in höchst parteiischer und ungerechter Weise. Da und dort waren die Töchter von der Erbschaft ganz ausgeschlossen, anderswo wurden sie mit der Hälfte oder dem Drittel des Erbtheils der Söhne abgefunden. Jedoch bezog sich diese Zurücksetzung nur auf das eigentliche Familiengut, auf das liegende Eigen („Odal"), denn das sonstige Vermögen erbten Söhne und Töchter zu gleichen Theilen. Sehr bedeutsam griff die Vorstellung von der Standesgleichheit, der Begriff der Ebenbürtigkeit auch in die Erbschaftsverhältnisse ein. Die Frauen gingen durch Verheiratung mit einem Unebenbürtigen jedes Anspruchs

25) Das Christenthum verdammte die heidnische Sitte der Aussetzung, welche besonders über krüppelhafte, schwächliche, uneheliche oder in unebenbürtiger Ehe und im Ehebruch erzeugte Kinder verhängt wurde. Dieser Brauch lebte, wie die heidnischen Bräuche überhaupt, im germanischen Norden viel länger fort als in Deutschland. Vgl. Weinhold, Altnord. Leben, S. 260 fg.

auf das Erbe ihrer Sippe verlustig und Kinder aus der Ehe eines Freien mit einer Unfreien konnten ihren Vater nicht beerben; ebenso nicht Kinder einer Freien mit einem Unfreien die Sippe der Mutter.

Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander zeigt in der Zeit, welche uns dermalen beschäftigt und sodann das ganze Mittelalter hindurch keineswegs mehr die Reinheit, welche ihm Tacitus vordem nachzurühmen wußte. Das Konkubinat war vor und in der karlingischen Periode unter den Vornehmen eine landläufige Sitte, welche durch die Leichtigkeit, womit die Herren unfreie Mädchen, deren Schönheit sie reizte, zu ihrem Willen bringen und zwingen konnten, ungemein begünstigt werden mußte. Es wimmelte da ordentlich von Kebsen und „Frillen", wie die Beischläferinnen hießen. Große Könige und Helden der Völkerwanderung, wie Theodorich und Alarich, lebten mit solchen. Unter den Merowingern stieg die Kebsenwirthschaft zu abscheulichem Aergerniß. Aber auch Karl der Große und Ludwig der Fromme hielten sich Konkubinen und ist dies bekanntlich bis heute ein fürstliches Vorrecht geblieben. Die Kirche hat schon frühzeitig den vergeblichen Versuch gemacht, dagegen einzuschreiten, und sie that redlich das Ihrige, wenigstens der Vielweiberei, dieser Frucht der Sittenverwilderung zur Völkerwanderungszeit, entgegenzuarbeiten. Auf der mainzer Synode vom Jahre 851 wurde desshalb Straflosigkeit gegen solche bestimmt, welche sich mit einem Weibe begnügten, wäre es auch eine Kebse, wogegen das Konkubinat neben der Ehe mit Kirchenstrafen bedroht ward.

Aber freilich mußten alle Bestrebungen der Kirche für Besserung der Sitten meist schon an dem bedenklichen Umstande scheitern, daß die Häuser der Geistlichen selbst nur allzuhäufig Haremen glichen. Hat doch schon der Haupt-Bekehrer der Deutschen, Winfrid oder Bonifaz, in einem Bericht an den Papst vom Jahre 741 geklagt, die fränkischen Diakonen hielten sich vier und mehr Beischläferinnen. Die eingerissene Polygamie beschränkte sich aber nicht auf das Kebsenwesen, sondern manche Fürsten lebten mit mehreren Frauen zugleich in förmlichen Ehebündnissen. Insbesondere hielten es die Frankenkönige gerne so und die Kirche fand es lange Zeit gerathen, zu der königlichen Zwei- oder Mehrweiberei ein Auge oder auch beide zuzudrücken, wie sie ja diese „Politik" allzeit vortrefflich zu üben verstanden hat. Der energischste Widerstand gegen die polygamische Sitte ging der Natur der Sache nach von den Frauen selbst aus und dieser Widerstand drang, verbündet mit den kirchlichen Bestrebungen, nach und nach wenigstens insoweit durch, daß Einweiberei das Grundprinzip einer rechtmäßigen Ehe wurde. Wir wissen namentlich von Frauen der skandinavischen Germanen, daß sie in dieser Sache ihren Willen durchzusetzen wußten. Ein vorragendes Beispiel ist die Prinzessin Ragnhild, um welche König Harald Schönhaar warb, obgleich er bereits nicht weniger als zehn Frauen und zwanzig Kebsen hatte. Ragnhild wollte nicht die Einunddreißigste in diesem Bunde sein, und erst nachdem Harald sich von seinen bisherigen Frauen geschieden und seine Frillen fortgeschickt hatte, wurde sie sein Eheweib.

Das Wort Ehe (althochd. êwa oder êa) bedeutete ursprünglich Bund oder Band überhaupt, erlebte aber dann die Einschränkung auf den Sinn von Eheband oder Ehebund. In Liedern und Sagen, deren Wurzeln in die arische Urzeit zurückreichen, kommt es vor, daß Jungfrauen in voller Volksversammlung feierlich den Mann selber sich wählen, und weis't dieses auf uralt Indogermanisches hin, indem ja auch in den altindischen Heldengedichten die Königstöchter solche Gattenwahl halten [26]). In der historischen Zeit aber war die germanische Ehe ursprünglich ein Kauf. Daher der Ausdruck: „Ein Weib kaufen" für heiraten, welcher sich das ganze Mittelalter entlang erhalten hat und z. B. noch in der Limburger Chronik aus dem Ende des 14. Jahrhunderts gäng und gäbe ist. Der Bewerber entrichtete dem Vater oder dem, in dessen Mundschaft sonst die begehrte Jungfrau oder Witwe war, einen Preis, wofür die Braut ihm verlobt wurde. Diese Brautgabe hatte keineswegs bloß eine symbolische Bedeutung, wie die bezügliche im vorigen Kapitel aus Tacitus angeführte Stelle erscheinen lassen könnte, sondern sie war ein wirklicher Kaufpreis. Daraus noch mehr als aus der allerdings hohen Werthung jungfräulicher Ehre erklärt sich die Strenge, womit das altgermanische Strafrecht Entführung und Raub von Jungfrauen ver-

26) Berühmteste Beispiele sind die Gattenwahl der Sawitri und die der Damajanti in den beiden so betitelten Episoden des „Mahabharata". Deutsch in Holtzmann's Indische Sagen, 1, 48; III, 5, 16 fg. An letzterer Stelle wird die Ceremonie der Gattenwahl ausführlich und schön beschrieben.

pönte. Ihrerseits entließ der Vater oder Vormund, falls er nämlich zu den Vermögenden gehörte, die Braut auch nicht ungeschmückt und mit leeren Händen und in manchen Fällen mag das Eingebrachte derselben, die „Mitgift“, „Heimsteuer“ oder „Aussteuer“, den vom Bräutigam bezahlten Kaufpreis aufgewogen oder gar überwogen haben. Die Verlöbnisse geschahen unter den verschiedenen deutschen Stämmen unter verschiedenen Formeln und Bräuchen. Im allgemeinen fanden dieselben öffentlich im Kreise der freien Gemeindegenossenschaft statt. Die Strenge, womit die heidnische Sitte auf Ebenbürtigkeit hielt, so daß zwischen Freien und Unfreien keine rechtmäßige Ehe statthaben konnte — ein Surrogat hierfür war dann eben das Konkubinat — wurde durch das Christenthum zwar gemildert, aber doch nur so allmälig, daß ja noch heute von „Missheirat“ die Rede ist, wenn ein Junker eine Bürgerstochter freit, es wäre denn, daß die Braut Geld, viel Geld mitbrächte. Die Verheiratung der Knechte und Hörigen hing völlig vom Belieben des Herrn ab und Könige und Fürsten übten das ganze Mittelalter hindurch als ein Recht den Brauch, auch für die Söhne und Töchter freier und edler Familien Ehefrauen und Ehemänner auszusuchen, wie es ihnen gut dünkte. Zwischen den nächsten Blutsverwandten, Eltern, Kindern und Geschwistern, herrschte auch im Heidenthum das Eheverbot, welches dann die christliche Kirche noch auf Schwägerschaft und sogenannte geistliche Verwandtschaft (Pathenschaft) ausdehnte. Es wurde aber im Heidenthum und Christenthum vielfach dagegen gesündigt.

Eine „Hochzeit" hieß im heidnischen und christlichen Alterthum unseres Volkes jede festliche Zeit, und erst später erhielt das Wort die ausschließliche Bedeutung von Vermählungsfest. Im Heidenthum kam dabei, wenigstens im germanischen Norden nachweisbar, wahrscheinlich aber auch in Deutschland, der religiöse Akt vor, daß die Braut durch Berührung mit dem heiligen Hammer Thorrs oder Donars zum Ehestand eingeweiht wurde. Im übrigen galt die Ehe für rechtskräftig vollzogen, sobald das Brautbett beschritten war und „eine Decke das Paar beschlug". Auch Spuren von einem Hemdenwechsel zwischen Bräutigam und Braut kommen im Mittelalter vor. Bis zum Ende desselben aber war die kirchliche Trauung ganz unwesentlich. Zwar schrieb das Christenthum schon zur karlingischen Zeit den Brautleuten ein „Bekenntniß der Ehe in der Kirche" vor und wollte auch eine „priesterliche Einsegnung"; aber die Kirche hat ihren Willen offenbar erst viel später durchzusetzen vermocht. Auch ist nicht einmal zu bestimmen, ob sie gewollt, daß die „Benedictio sacerdotis" dem Beilager vorangehen oder nachfolgen sollte. In vielen mittelalterlichen Gedichten werden ohne alle kirchlichen Umstände Ehen geschlossen und vollzogen. Ein vortretendes Beispiel hiervon gibt das Nibelungenlied an die Hand, wo Gunther mit Brunhild und Sigfrid mit Kriemhild Hochzeit macht und die Ehe vollzieht, ohne daß von einem Priester auch nur die Rede wäre. Erst am Morgen nach der Hochzeitnacht, welche für den armen Burgundenkönig so misslich verlief, gehen die beiden Paare zum Münster, wo eine Messe gesungen wird,

und es ist nicht einmal klar, ob die Worte in der 650. Strophe des Liedes: „Dô wurden si gewihet“ auf die Neuvermählten oder aber bloß auf „ir krône unt ouch ir kleit“ gehen. Erst vom 14. und 15. Jahrhundert an erscheint in Deutschland die bürgerliche Rechtsbeständigkeit der Ehe von der kirchlichen Trauung abhängig.

Am Morgen nach dem Beilager, wann die Neuvermählten mitsammen das Frühgericht verzehrt hatten, welches man ihnen vor das Bett brachte, empfing die junge Frau, welche von nun an ihr Haar nicht mehr nach Jungfernart frei fliegen und wallen lassen durfte, sondern es binden und knoten mußte, von ihrem Gatten die „Morgengabe“, ein Geschenk, welches ursprünglich den Sinn einer Dankbezeigung für Hingabe des Magdthums hatte und unter allen Umständen ihr Eigenthum blieb. Von Stund' an trat die Frau in alle Rechte und Pflichten eines Eheweibes ein und letztere waren entschieden vorwiegend, obzwar es unsern Altvorderen zum Lobe gereicht, daß ihre Gesetzgebung namentlich für Schwangere und Kindbetterinnen zarter Rücksichtsnahme nicht ermangelte. Auch war uralter Rechtsüberlieferung zufolge vorgesorgt, daß die Frau in ihren ehelichen Rechten — im wörtlichsten Sinne des Wortes genommen — nicht verkürzt und der Hauptzweck der Ehe, die Beschaffung eines gesetzlichen Erben, unter allen Umständen erfüllt würde [27]). Immer

27) Daer ein man were, der sinen echten wive oer frowelik recht niet gedoin konde, der sall si sachtelik op sinen ruggen setten und draegen si over negen erstuine und setten si sachtelik neder sonder stoeten, slaen und werpen und sonder enig quaed

jedoch stand die Frau gesetzlich zu dem Mann in dem Verhältniß der Unterordnung. Er war der Verwalter und Nutznießer ihres Vermögens und sie durfte darüber nicht verfügen. Gütergemeinschaft zwischen Eheleuten kam erst später auf und da hieß es dann: „Wann die Decke über den Kopf (der Brautleute) ist, sind die Ehleute gleich reich“ — oder: „Leib an Leib, Gut an Gut.“ Daß ein Theil des in der Ehe erworbenen Vermögens, der Errungenschaft, beim Tode des Mannes an die Witwe käme, hier die Hälfte, dort ein Drittel, bestimmten schon ältere Rechtsbücher, wie das sächsische und das ripuarisch-fränkische. Die an den Ehemann übergegangene väterliche Gewalt gestattete diesem die körperliche Züchtigung des Weibes, welche oft genug in Anwendung kam, gestattete ihm ferner die straflose Tödtung der Ehebrecherin, gestattete ihm auch den Verkauf der Frau, welcher letztere

---

woerd of oevel sehen, und roipen dae sine naebur aen, dat sie inne sines wives lives noet helpen weren, und of sine naebur dat niet doen wolden of kunden, so sall hie si senden up die neiste kermisse daerbi gelegen und dat sie sik süverlik toe make und verzere und hangen ör einen buidel wail mit golde bestikt up die side, dat sie selft wat gewerven kunde; kumpt sie dannoch wider ungeholpen, so help ör dar der duifel. Weisthum aus dem Amt Blankenburg, bei Grimm (Rechtsalterth. 444), wo solcher naiv-idyllischer Weisthümer noch mehrere angezogen sind. Daß diese für unsere Ohren so seltsam klingende Rechtssatzung zur Anwendung gekommen, dürfte sich historisch kaum nachweisen lassen. Daß sie aber in ältester Zeit wirklich in Uebung gewesen sein könne oder müsse, zeigt ihr nicht seltenes Vorkommen in den alten Bauernrechten.

Rechtsgebrauch sich in England von den Angelsachsen her bekanntlich bis ins 19. Jahrhundert herein erhalten hat. Unglückliche Ehen konnten mittels Scheidung gelöst werden. Der Mann war befugt, wegen Unfruchtbarkeit der Frau, diese war berechtigt, wegen Unvermögens oder Verweigerung der Beiwohnung seitens des Mannes auf Scheidung zu klagen. Die Bräuche hierbei waren verschieden. Gewöhnlich wurden der Frau die Schlüssel abgefordert. Auch von einem Leinentuch ist die Rede, welches die zu Scheidenden bei den Enden anfassten, worauf es zwischen ihnen entzwei geschnitten wurde. Bei den Franken werden Scheidebriefe erwähnt. Im germanischen Norden genügte es, so der Mann vor Zeugen der Frau erklärte, daß er sie entließe. Wenn aber keine Scheidung stattfand, riß das Band der germanischen Ehe selbst mit dem Tode nicht, d. h. mit dem Tode des Mannes. Denn die Witwe folgte dem verstorbenen Gatten auf den Scheiterhaufen, um zugleich mit dem Leichnam verbrannt zu werden, — gerade wie in Indien, wo dieser religiöse Brauch erst in unseren Tagen durch die Engländer abgestellt worden ist[28]). In Deutschland scheint derselbe schon zur Zeit

---

28) Die letzte Witwenverbrennung (Sattih) im großen Stil hat in Indien i. J. 1839 beim Tode des berühmten Maharadschah der Sikhs, Ranadschit Singh, zu Lahor stattgefunden. Vier seiner Frauen und sieben seiner Sklavinnen ließen sich mit dem todten „Löwen des Pendschab" verbrennen. Näheres über den indischen und germanischen Religionsbrauch der Witwenopferung s. in meiner „Geschichte der Religion", I, 144 fg.; II. 342.

des Tacitus abgekommen gewesen zu sein; denn die Germania weiß bei Erwähnung der deutschen Bestattungen nur zu berichten, daß mit den Todten auch ihre Streitrosse verbrannt wurden. Dagegen hat im germanischen Norden der freiwillige Opfertod der Witwen in Mythe, Sage und Geschichte bis zum Ende des 10. Jahrhunderts fortgelebt. Die religiöse Vorstellung, daß einem Gestorbenen, falls sein Eheweib ihm sofort nachstürbe, die schweren Thore der Unterwelt nicht auf die Fersen schlügen, lag diesem schrecklichen Rechtsbrauch zu Grunde, welchem sich zu fügen den Frauen zu höchster Ehre, welchem sich zu weigern ihnen zur Schande gereichte. Die nordischen Quellen wissen davon zu erzählen. Die Göttin Nanna wird mit dem getödteten Gotte Baldur, ihrem Gatten, verbrannt. Die Walküre Brunhild tödtet sich selbst, dem geliebten Sigurd nachzusterben und mit ihm auf einem und demselben Holzstoß verbrannt zu werden. Hakon Jarl, der i. J. 995 gestorbene letzte große Vorkämpfer des Heidenthums in Skandinavien, freite noch in alten Tagen um die schöne Gunnhild, ward aber abschlägig beschieden, weil Gunnhild ihre kaum erblühte Jugend nicht der Gefahr aussetzen wollte, einem greisen Gemahl voraussichtlich binnen kurzem in den Tod folgen zu müssen.

Nachdem wir im Vorstehenden die rechtliche Stellung der Frauen im germanischen Alterthum betrachtet haben, dessen Gränzmarken, wenn ich recht erwäge, bis zur karlingischen Periode hinanreichen, wollen wir im Folgenden versuchen, aus dem zerstreuten Material, wie es die

Quellen bieten, ein Mosaikbild germanischer Frauenart zur Zeit der Völkerwanderung zusammenzusetzen.

Wie schon in den frühesten Kämpfen der Römer mit unseren Altvorderen auffeiten der letzteren die Frauen eine nicht geringe Bedeutung gewannen und behaupteten, so auch in den späteren. Als in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts der Kaiser Aurelian seine Siege über die Gothen in Ungarn und über die Markomannen in Italien durch einen Triumphzug in Rom feierte, wurden dabei auch mehrere gothische Jungfrauen aufgeführt, welche mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren. Darunter befand sich die Hunila, deren Schönheit und Klugheit die Sieger so bezauberte, daß ein vornehmer Römer ihr seine Hand bot. Der römische Poet Claudian, welcher zu Anfang des 5. Jahrhunderts den Sieg Stilicho's über Alarich bei Pollentia besang, erwähnt einer ostgothischen Frau, welche ihren Mann, den Häuptling Tribigild, zum Kampfe gegen Ostrom aneiferte, sprechend: „O, warum hab' ich einen so trägen Mann? Wie glücklich sind doch die Westgothinnen, welche mit dem Raub der Städte sich schmücken und denen die Jungfrauen Griechenlands als Mägde dienen.“ Der große Ostgothenkönig Theodorich, welcher als Dietrich in der deutschen Heldensage so herrlich fortlebt, hat seinem kühnen Gedanken, die germanischen Reiche von damals in einen großen Bund zu sammeln, auch die Frauen dienstbar zu machen gewußt, indem er seinen weiblichen Verwandten politische Ehebündnisse ausmittelte und seine Schwester Amalfreda mit dem Vandalenkönig Thrasimund, seine

Tochter Theodikusa mit dem Westgothenkönig Alarich, seine Tochter Ostrogotha mit dem Burgundenprinzen Sigismund und seine Nichte Amalberga mit dem Thüringerkönig Hermanfrid vermählte[29]). Der Brauch, Prinzessinnen zu Binde-, Hilfe- und Hebemitteln der Politik zu machen, ist demnach sehr alt und den heutigen Opfern dieser Vermählungskunst bleibt der freilich leidige Trost, daß sie, so lange es eine deutsche Geschichte gibt, jeder Zeit Schicksalsgenossinnen gehabt haben. Der große Geist Theodorichs lebte in seiner Tochter Amalaswintha fort, welche für ihren Sohn Athalarich die Vormundschaft führte. Der Italiener Cassiodor und der Byzantiner Prokop, ihre Zeitgenossen, preisen sie wetteifernd als eine geniale, hochgesinnte und hochgebildete Frau, als eine treffliche Regentin und feinsinnige Pflegerin der Wissenschaften.

Die Langobarden standen den übrigen germanischen Völkerschaften, welche sich erobernd im Süden niederließen, an Zähigkeit im Festhalten nationaler Art und Sinnesweise weit voran und es stimmt zum Nachdenken, wenn man sieht, daß die Nachkommen gerade des deutschen Stammes, welcher sich in Italien am entschiedensten gegen die Romanisirung sträubte, in unserer Zeit von einem wilderen Haß gegen das deutsche Wesen glühten als die übrigen Italiener. Der Beharrlichkeit ihres Germanismus verdankt die Geschichte der Langobarden,

29) Von den deutschen Frauennamen wird im 2. Buch an passender Stelle gehandelt werden.

wie der um 730 geborene langobardische Edeling und nachmalige Mönch Paul Warnefrids Sohn, genannt der Diakon, sie geschrieben hat, jene reizende Frische und Naivität, jene quillende Sagenfülle, welche sie über alle die alten Chroniken erheben und sie, ihres lateinischen Gewandes ungeachtet, zu einem germanisch-nationalen Epos in Prosa machen. Da fehlt es denn auch nicht an Frauengestalten, welche, obgleich mehr finster als licht, wie sie sind, unsere ganze Theilnahme erregen. Weit zurück im Sagendämmer begegnet uns die unheimliche Rumetrud, des Königs Tato Tochter, deren tückische Mordlust einen blutigen Krieg zwischen den Langobarden und den Herulern veranlasste. Auf festeren geschichtlichen Boden führt uns schon die vielbesungene tragische Geschichte der Rosimunda, der zweiten Gemahlin des zehnten Langobardenkönigs Albuin. Sie war die Tochter des Gepidenkönigs Kunimund, welchen Albuin in der Schlacht getödtet und aus dessen Schädel er sich einen Trinkbecher hatte machen lassen. Einmal, zu Verona, hatte der König dieses barbarische Trinkgeschirr mit Wein gefüllt vor sich stehen und zwang im Taumel des Uebermuthes und Rausches seine Gemahlin, ebenfalls aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Das ward sein Verderben, denn in Rosimunda glühte der Wunsch auf, mit diesem brutalen Schimpfe zugleich den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie scheute zu diesem Zwecke vor nichts zurück, auch nicht vor dem Aufgeben weiblicher Zucht und Sitte. Sie verschwor sich zu Albuins Untergang mit seinem Skilpor (Schildträger) Helmigis und gab sich, mit ihrer Kammerfrau

das Bett tauschend, dem Peredeus preis, um auch diesen Mann für ihr Vorhaben zu gewinnen. Nach einem Anschlag desselben erschlug Helmigis den König während dessen Mittagsruhe und hatte Rosimunda das Schwert des verrathenen Gemahls zu Häupten des Ruhebettes festgebunden, damit er um so sicherer dem Mörder erläge. Helmigis hoffte aber nach Albuins Tod vergebens, auf den erledigten Königssitz zu gelangen. Er mußte mit Rosimunda nach Ravenna zu dem oströmischen Statthalter Longinus entweichen, welcher das verrätherische Weib aufstiftete, den Helmigis aus dem Wege zu schaffen, um sich mit ihm selber zu vermählen. Rosimunda reichte demzufolge dem Helmigis vergifteten Wein, aber als er den Becher zur Hälfte geleert, merkte er, daß er den Tod getrunken, und zwang mit blankem Schwerte die arge Königin, den Rest zu trinken und mit ihm zu sterben.... In anderen, helleren Farben spielt die Geschichte der Theudelinda, des Baierkönigs Garibald Tochter, um welche der jugendschöne hellgelockte Langobardenkönig Authari warb. Seine Brautfahrt ist ein Stück frühester Romantik. Voll Verlangen, seine Erwählte mit eigenen Augen zu sehen und zu prüfen, ging er mit den Werbeboten selbst nach Baiern, verbot aber seinen Begleitern, sein Inkognito zu verrathen. Als Garibald in die Werbung gewilligt, erbaten die Boten, daß dessen zum Zeichen Theudelinda ihnen den Becher kredenzte. Es geschah, und als die Reihe an Authari gekommen und er den Becher zurückgab, fand er Gelegenheit, der Prinzessin Hand und Wangen zu streicheln. Schamroth erzählte Theudelinda

das ihrer Amme, aber die kluge Frau sagte: „Wenn dieser Mann nicht der König selbst und dein Bräutigam wäre, so hätte er nicht gewagt, dich zu berühren." Die Ehe zwischen Authari und Theudelinda scheint indessen keine sehr glückliche gewesen zu sein. Wenigstens starb der König schon ein Jahr nach der Hochzeit, an Gift, wie es hieß, und nach sagenhaften Andeutungen mag dieser Todesfall, wenn auch nicht von ihr angestiftet, der Königin doch willkommen gewesen sein, weil die herbe Mannhaftigkeit Authari's ihrer religiösen Stimmung wenig entsprach.

Theudelinda war nämlich eine jener Frauen, welche zur Zeit der Völkerwanderung mit Begeisterung und Ausdauer der Ausbreitung des Christenthums unter den germanischen Völkerschaften sich widmeten. Ein weltkluger Beobachter von Menschen und Dingen, der Engländer Horace Walpole, hat einmal gesagt, kein Weib hätte jemals eine neue Religion erfunden und doch sei keine neue Religion anders als durch Weiber ausgebreitet worden. Dies gilt in ganz vorzüglichem Maße von der Verbreitung des Christenthums über die germanische Welt. Prinzessinnen aus Fürstenhäusern, welche den neuen Glauben angenommen hatten, wurden recht eigentlich die Missionärinnen desselben. Das Mystische im Christenthum bestach die Phantasie der Frauen und die Lehre, für alles Dulden, Entsagen und Leiden im Diesseits reichlich im Jenseits entschädigt zu werden, gewann ihr Gemüth um so mehr, als ja der christliche Himmel mit seinen in's Unfassliche und Unvorstellbare verschwimmenden Seligkeiten

ein rechter Frauenhimmel ist. Zweierlei aber kam den eifrigen Sendbötinnen des neuen Glaubens hilfreich zu statten: — von oben herab die Politik, welche selbst dem beschränktesten Fürstenverstand einleuchtend machte, was für Hilfemittel die christliche Lehre von der unbedingten Unterwürfigkeit der Menschen unter die Obrigkeit zur Gründung und Behauptung fürstlicher Gewalt und Willkür an die Hand gäbe; von unten herauf die Bereitwilligkeit, womit die Armen, Unterdrückten und Geknechteten einer Religion sich zuwandten, welche ihnen wenigstens nach dem Tode die Freiheit und nach ihrer Auffassung der Vergeltungslehre Ersatz für ihre Leiden hienieden verhieß. Es ist auch nur gerecht, anzuerkennen, daß die christliche Kirche zu dieser Zeit und noch im Mittelalter vielfach im Sinne der Humanität für das Volk thätig war, wie sie denn damals überhaupt die Trägerin materieller und ideeller Civilisation gewesen ist. Der feinere Instinkt der Frauen fühlte das wohl heraus und die erbarmungs- und hilfereichen Regungen ihrer weicheren Seelen fanden in der Mission ein gern bebautes Feld der Thätigkeit. Die christliche Kirche hat daher nur einen Akt wohlbegründeter Dankbarkeit vollzogen, wenn sie mittels Vergöttlichung der Mutter Jesu die heidnische Unterordnung der Frauen aufhob und dieselben wenigstens religiös den Männern gleichstellte..... Zu Theudelinda zurückkehrend, finden wir, daß sie nicht nur eine sehr fromme, sondern auch eine sehr kluge Frau gewesen sein muß. Sie hatte sich den Langobarden so genehm zu machen gewußt, daß diese nach Authari's Hingang sie

baten, die königliche Würde beizubehalten und sich aus sämmtlichen Männern des Volkes einen zweiten Gemahl zu küren. Da beschied sie den Herzog von Turin, Agilulf zu sich, ging dem Kommenden entgegen, ließ, nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt, Wein bringen, trank zuerst und reichte ihm den Becher dar. Wie aber der Herzog knieend den Becher entgegennahm und der Königin ehrfurchtsvoll die Hand küßte, sprach sie lächelnd und erröthend, der dürfte ihr nicht die Hand küssen, welcher ihr einen Kuß auf den Mund drücken sollte. Darauf hieß sie ihn aufstehen, küsste ihn, sprach ihm von Hochzeit und Königthum und bald wurde das Vermählungsfest unter großem Jubel gefeiert.

Wieder ein ganz anderes Bild bietet die Romilda, Gemahlin Gisulfs, des langobardischen Herzogs in Friaul. Als der ins Land gefallene Avarenkönig Kakan den Herzog in der Schlacht erschlagen hatte und die Herzogin in der Stadt Forojuli belagerte, erregte der schöne Todtschläger ihres Gemahls die Begierden Romilda's und sie überlieferte ihm die Stadt, als er geschworen, sie zu seinem Weibe zu machen. Er hielt seinen Schwur für die Dauer einer Nacht nämlich, überließ dann die Verrätherin zwölf seiner Mannen zur Schändung und ließ sie endlich im freien Feld auf einen Pfahl spießen mit dem Hohnwort: „Das ist der Mann, den du verdienst.“ Unähnlich dieser Mutter waren ihre vier mit ihr gefangenen Töchter, welche, ihre Keuschheit zu wahren, rohes Hühnerfleisch zwischen die Brüste legten und durch den schrecklichen Geruch des verwesenden Fleisches die lüsternen Avaren

von sich fernhielten, — eine, wie man gestehen muß, in ihrer Art heldische, wenn auch nicht gerade wohlriechende Tugendlichkeit.... Ein eigenthümlicher Zug von weiblicher Unklugheit ist uns von Ermilinda, der Gemahlin des Königs Kuninkpert, überliefert. Sie hatte einst ein schönes römisches Mädchen, Theodote geheißen, im Bade erblickt und konnte nun nicht aufhören, diese Schönheit ihrem Gatten zu rühmen, bis er in Leidenschaft für Theodote entbrannte und sie zu seiner Kebse machte. Klüger war die Ratperga, Gemahlin des friaulschen Herzogs Pemmo. Wahrscheinlich nicht ohne Grund lag sie ihrem Manne an, er möge sie, die unschön wäre und einem so mächtigen Herrn übel anstände, verstoßen und sich ein schöneres Weib suchen. Gerade diese Uneigennützigkeit aber kam ihr zu gute, denn Pemmo sagte, ihr demüthiges Betragen und ihre Züchtigkeit gefalle ihm besser als die Schönheit anderer Frauen[30]. Die Probe ehelicher Treue bestand Gundiperga, König Charoalds Gemahlin. Als diese einst im Hofkreise der schönen Gestalt des Edelings Adalulf Lob spendete, flüsterte ihr der Freche ins Ohr: „Du hast meine Gestalt des Lobes gewürdigt, lass' mich dein Bett theilen." Gundiperga's Antwort war, daß sie dem Versucher verachtungsvoll ins Gesicht spuckte. Darauf ging Adalulf zu dem König und bezüchtigte die Königin, sie hätte sich mit dem Herzog Taso zur Ermordung ihres Gemahls verschworen. Dieser glaubte es

30) Paulus Warnefridus, De gestis Langobard. I, 20, 27; I, 28; III, 30, 35; IV, 37; V, 37; VI, 25.

und ließ die Königin gefangen setzen. Allein Gundiperga's Freunde vermochten den König, zu gestatten, daß die Unschuld der Königin durch ein Gottesurtheil erwiesen würde. Charoald willigte ein, der Gottesgerichtskampf fand statt, für Gundiperga trat ein gewisser Pitto in die Schranken und erschlug den falschen Ankläger Adalulf[31]).

Das Gottesurtheil war ein wesentliches Zubehör der Strafrechtspflege unserer Ahnen. Es reichte ins fernste Heidenthum zurück und blieb wie bekannt, das ganze Mittelalter hindurch in Kraft. Ihre Wurzel hatte diese Einrichtung in dem religiösen Glauben, daß in Fällen, wo das Recht für Findung eines gerchten Wahrspruches durch menschliche Einsicht zu zweifelhaft schien, das Urtheil der Gottheit selbst anheimzugeben sei, welche dem unschuldigen Theile beistehen müßte und würde. Eine solche Berufung auf die göttliche Gerechtigkeit hieß ein Gottesgericht, Gottesurtheil, Ordalium (vom angelsächsischen Wort ordâl). Das germanische Strafverfahren war aber ein öffentliches und mündliches, seine Form der Anklageproceß. Der Angeklagte hatte sich durch seinen eigenen Eid und den seiner Bürgen („Eidhelfer") zu reinigen. Falls nun der Ankläger diesen Eiden nicht traute, so konnte er noch auf einen gerichtlichen Zweikampf als auf ein Gottesurtheil antragen, und ebenso der Angeklagte, falls er seinerseits keine Eidhelfer beizubringen vermochte. Diese Form des Gottesgerichts war aber nur

31) Die Chronik des Fredegar („Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit", VII. Jahrhundert), S. 33.

für Freie zulässig. Unfreie und ebenso die Frauen, auch freie, wenn sie Keinen fanden, welcher ihre Sache gegen den Ankläger im Zweikampfe verfechten wollte, wurden anderen Formen unterworfen, wie der Unschuldsprobe durch Feuer, durch glühendes Eisen, durch heißes oder kaltes Wasser und anderen, auf welche wir, wie auf das Gottesurtheil überhaupt, seines Ortes zurückkommen werden.

Gehen wir von den Frauen der langobardischen Könige und Fürsten zu denen der fränkischen fort, so sehen wir schon an der ersten namhaften in dieser Reihe Bedenkliches haften. Basina nämlich, die Gemahlin des Thüringerkönig Bisinus, lief ihrem Verführer Childerich, der sich als Verbannter in Thüringen aufgehalten hatte, in seine salfränkische Heimat nach und wurde durch ihn Mutter des gewaltigen Chlodwig. Die Gemahlin des letzteren war die schöne burgundische Prinzessin Chlotilde, welche in einem Kloster zu Genf nach Nonnenweise gelebt, aber die Werbung des Königs erhört hatte, weil sie, eine eifrige Bekehrerin, in dieser Richtung als Königin mehr leisten zu können hoffte denn als Nonne. Sie hat dann auch ihren Mann wirklich zum Christenthum herübergeführt oder ihm wenigstens die politische Räthlichkeit, sich taufen zu lassen, begreiflich gemacht. Ihr eigenes Christenthum hinderte indessen Chlotilde nicht, die skrupellos ruchlosen Eroberungspläne des Gemahls mit den Eingebungen ihrer eigenen Rachgier zu würzen.... Inmitten der Gräuel, welche nach Chlodwigs Tod unter seinen Söhnen und deren Nachkommen anhuben und welche man nach dem

Stammnamen des Hauses füglich als merowingische bezeichnen kann, begegnet uns gleich anfangs eine reine und fromme Frauengestalt, die der Radegunda, einer Tochter der von Chlodwigs Söhnen ausgetilgten thüringischen Dynastie. Gezwungen, die Frau Chlotars von Soissons zu werden, wurde sie als eine Weltverächterin, die nur dem Andenken der Ihrigen lebte, von ihrem Gemahl gar gern in ein Kloster zu Poitiers entlassen. Hier ergoß sie ihre Trauer über das Elend einer Zeit, deren viehische Wildheit sie vergeblich zu mildern versucht hatte, in elegische Klagen, welche ihr Freund, der fromme und gelehrte Priester Venantius Honorius Fortunatus, in lateinische Verse gekleidet hat. Es ist ossianische Wehmuth in diesen Klagelauten. So, wenn Venantius in seiner Elegie vom Untergange Thüringens die Königin sagen lässt: „Die Frauen sah ich in die Knechtschaft schleppen, mit gebundenen Händen und fliegenden Haaren, den nackten Fuß im Blute des Gatten oder tretend auf eines Bruders Leichnam. Alle weinten und für alle weinte ich selber, um die erschlagenen Eltern und um die noch Lebenden. Wenn der Wind rauscht, lausch' ich, ob nicht der Schatten eines meiner Theuren mit erscheine. Die ich liebte, wo sind sie? Den Wind, die ziehenden Wolken frag' ich und ich wollte, ein Vogel brächte mir Kunde von ihnen." Geistesverwandt mit Radegunda war Balthilde, als Sklavin aus England herübergeführt und durch ihre Schönheit und Tugend zur Gemahlin Chlodwigs des Zweiten erhoben. Auch sie beschloß ihr Leben im Kloster, wie denn überhaupt die

Klöster in jener schrecklichen Zeit häufig die Zufluchtstätten für vornehme Jungfrauen und Witwen wurden, welche, ohne wirklich den Schleier zu nehmen, ein sittsames Leben führen wollten. In den stillen Mauern dieser Asyle steigerte sich dann die asketische Abkehr von der Welt oft zu allerlei frommer Hellsichtigkeit und Schwarmgeisterei, wie bei jener Nonne Disciola, von deren Gesichten uns Gregor von Tours zu erzählen weiß. Mitunter sahen freilich die Klöster auch Scenen ganz anderer Art und gerade das Kloster der heilig gesprochenen Radegunda zu Poitiers, wo Disciola ihre Visionen gehabt, wurde später lange Zeit durch die Ränke und Schwänke verwirrt, welche Chrodichilde, eine Nonne aus königlichem Geblüt, deren „Herz der Teufel verführte", angestiftet hatte. Als Bekehrerin muß noch Bertha genannt werden, die Tochter Chariberts, des Enkels Chlodwigs des Ersten, welche den angelsächsischen König Ethelbert von Kent heiratete und dem Christenthum gewann.

Es kann nicht wundernehmen, daß zu einer Zeit, wo in einer der zahllosen merowingischen, zwischen Brüdern, Oheimen, Neffen und Vettern geschlagenen Schlachten mit solcher Wuth gestritten ward, daß die Körper der Getödteten nicht zu Boden fallen konnten, sondern aufrecht stehend, als lebten sie noch, zwischen den Kämpfenden mit fortgeschoben wurden, — zu einer Zeit, wo mit Brand, Mord und Schändung gegen Laien und Geistliche, gegen jedes Alter und Geschlecht, gegen Frauen und Nonnen so unerhört gewüthet ward, daß der Chronist ausruft: „Damals ist mehr Klagegeschrei in den Kirchen gewesen

als in den Zeiten der Christenverfolgung Diokletians" — zu einer Zeit, wo der fränkische Edeling Rauching ein höriges Liebespaar, welches nicht zu trennen er dem Priester am Altar geschworen hatte, zum Spaß lebendig mitsammen begraben ließ, — nein, es kann nicht wundernehmen, daß zu einer solchen Zeit auch die Frauennatur da ins Zuchtlose und Unflätige, dort ins Ungeheure verzerrt wurde. Die Sitten der früheren Zeit, wo die germanischen Völker von der sittlichen Verderbniß des in Trümmer gegangenen Römerreichs noch nicht angesteckt gewesen, erkennt man jetzt gar nicht mehr. Mit der ganzen Gier barbarischer Jugendkraft eigneten sich namentlich unter den Franken Männer und Weiber die im römischen Gallien vorgefundenen Ueppigkeiten an und tobten den dämonisch verbundenen Trieb zur Wollust und Grausamkeit in ungeheuerlichen Schwelgereien und Frevelthaten aus. Grundquelle des Uebels war eine Vielweiberei, welche den Unterschied zwischen rechtmäßigen Ehefrauen und Beischläferinnen zuletzt so ganz verwischte, daß Gregor von Tours von den flüchtigen Lustbefriedigungen der Merowinger als von Vermählungen spricht. Man sehe nur die Geschichte von Chlotar dem Ersten und seinen Frauen Ingunde und Aregunde, zwei Schwestern, welche Geschichte Gregor im Bibelstil erzählt. Derselbe Chlotar ließ seinen rebellischen Sohn Chramm erdrosseln und mit dem Leichnam des Ermordeten zugleich dessen Weib Chalda und ihre Töchter lebendig verbrennen. Markatrude, eine der Frauen König Gunthramms, vergiftete ihren Stiefsohn Gundobald, wie denn die Gift-

phiole überhaupt so zu sagen zu einem Spielzeug dieser merowingischen Weiber geworden war. Ingoberga, die Gemahlin König Chariberts und durch diesen Mutter der Bekehrerin Bertha, hatte Grund, auf Markovesa und Merofleda, die Töchter eines armen Wollarbeiters, eifersüchtig zu sein, und gab diesem Gefühl in so ungeschickter Weise Ausdruck, daß ihr Gemahl sie verstieß. Zu den genannten beiden Mädchen nahm er dann noch die Theudichilde, eine Schäferstochter, in sein Bett. Chariberts Bruder, König Sigibert, freite um Brunhild (Brunichilde), die Tochter des westgothischen Königs Athanagild, welche nach Gregors Beschreibung eine Jungfrau von feiner Gestalt war, schön von Angesicht, züchtig und wohlgefällig im Benehmen, klugen Geistes und anmuthig im Gespräch. Noch begeisterter hat sich Venantius Fortunatus über die Braut ausgelassen, indem er sie eine zweite Venus nannte, einen spanischen Edelstein, dessen Glanz den der Saphire, Smaragde und Kristalle völlig verdunkelt habe, und ihre Güte und Holdseligkeit, Bescheidenheit und Klugheit bis an den Himmel erhob. Gewiß ließ sich der Poet nicht träumen, daß aus der Gefeierten mit der Zeit ein Ungeheuer werden würde, wie es die Weltgeschichte kaum ein zweitesmal erblickt hat. Sigiberts Bruder Chilperich heiratete Brunhilds ältere Schwester Galeswintha, ließ sie aber auf Anstiften seiner Beischläferin Fredegunde erdrosseln. Diese letztere, eine ausgelernte Buhlerin, welche sich kein Gewissen daraus machte, gegen ihre in Buhlerei und Hochmuth mit ihr wetteifernde Tochter Rigunthe einen wahrhaft teufelisch-

listigen Mordanschlag auszusinnen, auf der einen und Brunhild auf der andern Seite steigerten, einander todfeindlich gesinnt, die merowingischen Bruderzwistgräuel zur höchsten Höhe. Das höllische Schauspiel, welches diese beiden Furien im Gang erhielten, ging erst i. J. 614 mit einem grässlichen Schlußakt zu Ende. Da fiel, nachdem Fredegunde schon siebzehn Jahre früher gestorben, die alte Brunhild als Gefangene in die Hände Chlotars des Zweiten, des Sohnes ihrer Todfeindin, und im Lager zu Chalons erging das barbarische Strafgericht über die greise Frevlerin. Chlotar rechnete ihr vor, wie zehn Fürsten merowingischen Stammes auf ihr Anstiften oder Verschulden ermordet worden seien. Hierauf ließ er sie drei Tage lang martern, dann auf ein Kameel setzen und so zum Hohn durch das ganze Heer führen, endlich mit dem Hauptthaar, einem Arm und einem Fuß an den Schweif des wildesten Pferdes binden und so ward sie von den Hufen des dahinsprengenden Thieres zerschlagen, bis ihr Glied für Glied abfiel [32].

32) Fredegar (a. a. O.), S. 25, 115 fg., 28. Gregorius Turens., III, 7; VI, 29; IX, 39 fg.; IV, 47; V, 3; VI, 3, 20, 25, 26, 27, 28; IX 34. Venantius Fortun. VI, 1, 2, 3. Mit gewohnter Markigkeit hat ein deutscher Dichter, Freiligrath, geschildert —

.... „Wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten Schweife
Er galoppirend sie durch's Frankenlager schleife,
Der Sohn des Chilperich, der andere Chlotar.

Ein hartes und rohes Geschlecht von strotzender Sinnlichkeit, diese Männer und Frauen der Völkerwanderungszeit, mit souveräner Willkür die religiösen Satzungen wie die Gebote der Menschlichkeit unter die Füße tretend und den Taumelkelch des Genusses, ob die Wollust oder die Rache ihn kredenzte, mit Gier bis auf die Hefen leerend. Diese im Gährungsproceß einer socialen Neubildung begriffene Welt zeigt uns überall ein wildes Ringen von Heidnischem und Christlichem, Germanischem und Römischem, ein sich Abstoßen und Wiederanziehen südlicher Kultur und nordischer Lebensfrische. Das besiegte Rom rächte sich an den germanischen Siegern, indem es sie seinen Lastern unterwarf, und die siegreichen Germanen, von früher ungeahnten Genüssen bis zur Sinnlosigkeit berauscht, nahmen das Dasein wie eine Orgie, welche mit tobender Zertrümmerung der Lustwerkzeuge schließen müßte. Aber ihre Kraft hielt aus, und wie äußerlich auch die Bekehrung zum Christenthum sein mochte, den-

---

Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut und schaudernd sah'n die Franken
Chlotars des Zürnenden erschrecklich Strafgericht.

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der rothen
Wachtfeuer Glut, die da vor jedem Zelte lohten;
Jetzt wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kameel, drauf man sie Morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn."

noch kam dadurch mehr und mehr ein neuer sittlicher Gehalt in ihr Leben. In dem Maße, in welchem das germanische Gemüth mit dem neuen Glauben sich füllte, wurde dieser aus einer römisch-byzantinischen Polizeianstalt zu einer eine neue Kulturperiode bedingenden und bestimmenden Geistesmacht. Des bedeutenden Antheils, welchen die Frauen an dieser Umwandlung von unermesslicher Tragweite hatten, ist schon gedacht worden. In Wahrheit, sie waren es, welche das Kreuz mit Rosen umwanden, d. h. die Starrheit des Dogma's mittels der Einflüsse germanischer Gemüthsinnigkeit milderten, und sie waren es auch vorzugsweise, unter deren pflegenden Händen die im Christenthum liegenden Keime der Humanität zu einer Entwickelung gediehen, welche den während der Völkerwanderung zur Brutalität gesteigerten germanischen Individualismus allmälig den Gesetzen bürgerlicher Ordnung und häuslicher Sitte allmälig wieder sich fügen lehrte.

Das alles dämmerte freilich vorerst nur in schwachen Umrissen aus dem Chaos einer allgemeinen Verwilderung auf. Es war noch weithin, bis auf dem Boden, welchen der Zusammenstoß der germanischen und der lateinischen Welt mit Ruinen bedeckt hatte, ein neuer Gesellschaftsbau, der germanisch-christliche, sich erhob. Man hat das Leben der Germanen in den römischen Provinzen passend mit einem Teppich verglichen, welcher auf der einen Seite glänzende Farben und prunkhafte Gebilde, auf der andern aber ein verworrenes Gewebe von verzerrten Gestalten zeigt. In der That war das häusliche und gesellige

Dasein zur Völkerwanderungszeit ein unerquickliches Gemisch von Pracht und Armsäligkeit, Vergeudung und Dürftigkeit, Schwelgerei und Elend. In den Holzhäusern der germanischen Großen hatte sich der Raub der römischen Welt aufgehäuft und diente, ohne Kunstsinn und Geschmack gebraucht, nur zu grotesker Ueberladung, hinter welcher dann doch wieder allenthalben Ungefügheit, Blöße und Ungemächlichkeit hervorsah. Maß und Takt fehlten durchweg. Wie in der häuslichen Einrichtung, so auch in der Kleidung, auf welche die römische Art Einfluß gewann, ohne daß die Gegensätze zwischen Angeerbtem und Angenommenem schon eine harmonische Ausgleichung gefunden hätten. Beide Geschlechter liebten es, im Anzug von grellbunten Farben zu glänzen und von Gold- und Gesteinschmuck förmlich zu klingeln. Für die männliche Tracht ward das Aufkommen der Hosen, welche, wie es scheint, zuerst von den Langobarden getragen wurden, von großer Bedeutung. Sonst blieben Rock, Gurt und Mantel für Männer und Frauen die Hauptstücke des Anzugs. Hauptstoff der Frauenkleidung war in dieser Zeit noch immer die Leinwand. Wenn der Ueberlieferung zu trauen ist, haben wir uns die Erscheinung vornehmer Schönen von damals so vorzustellen: — Auf dem über der Stirne gescheitelten Haar, das an den Seiten in zwei Zöpfe geflochten war, welche über die Brust bis zu den Knieen herabfielen, lag ein Schleier, welcher, durch einen reich verzierten Metallreif festgehalten, das Gesicht frei ließ. Das linnene Unterkleid, die Tunika oder besser der eigentliche deutsche Frauenrock, markirte

festanliegend und engärmelig die Formen des Oberkörpers, war über den Hüften von einem breiten Gürtel umspannt und fiel von da in reichen Falten auf die Schuhe herab, auf deren Verzierung sehr viel Sorgfalt und Luxus verwandt wurde. Hals und Brust bedeckten Ketten und andere Goldzieraten und das mantelartige, aber mit sehr weiten Aermeln versehene Oberkleid von Seide wurde so getragen, daß es Farbe und Form des Unterkleides mehr hervorhob als verbarg und der freien Bewegung des Körpers nicht hinderlich war.

Drittes Kapitel.

Göttinnen und Heldinnen.

Menschen und Götter. — Charakter der germanischen Götterwelt. — Das „Ewig-Weibliche“ in den Religionen. — Deutsche Göttinnen: Nerthus, die Mutter Erde, Frikka, Frouwa, Holda, Perahta, Hluodana, Nehalennia, Folla, Ostara, Hellia. — Walküren. — Frau Sälde. — Die germanische Eva. — Die eddische Lehre vom Sündenfall. — Bedenkliches von der Frigg und der Freia. — Die Frauen im Havamal. — Sigyn. — Brunhild, Kriemhild und Gudrun. — Die Lehre der germanischen Bibel vom Ursprung der Stände.

Mit den Geschlechtern der Menschen kommen und gehen auch ihre Götter; aber jede der einander ablösenden und verdrängenden Erscheinungsformen der religiösen Idee ist berechtigt, sich für die „alleinseligmachende“ zu halten. Denn jede sucht ja in ihrer Art die ewig wiederkehrende Frage nach des Menschenlebens Sinn und Zweck zu beantworten; jede gibt ihren Gläubigen Trost für das Diesseits und Hoffnung auf ein Jenseits; jede beeifert sich wenn nicht den Verstand zu überzeugen, so doch die Ein-

bildungskraft zu überreden. Sei die Götterwelt nur die idealische Widerspiegelung der Menschenwelt, immerhin ist es, wie schon weiter oben betont worden, eine ganz unbestreitbare Thatsache, daß der Mensch jener bedarf, weil ihn, den in die Schranken der Endlichkeit Gebannten, das schmerzlich-süße Gefühl der Unendlichkeit, welches ihn über das Thier hebt, zwingt, sich einen Himmel zu erbauen, in dessen Gestalten ihm das eigene Wesen, zum Ideal erhoben, gegenständlich und klar wird. Aber in dem Maße, wie die Erde sich verwandelt, gestaltet sich auch der Himmel um. Anders sind die Gottheiten barbarischer Horden und anders die der Kulturvölker, denn in seinen Göttern „malt sich der Mensch". Daher, wenn ein Tag der Weltgeschichte zu Ende — Tage, welche Jahrhunderte und Jahrtausende währen — erblassen auch die Gestirne, die ihn erhellt hatten, d. h. die Verbildlichungen der Idee von Göttlichem, die Verkörperungen von Naturgewalten oder sittlichen und socialen Begriffen, die Gottheiten, um anderen, oder wenigstens anders gestalteten Platz zu machen. Aber die Verdrängten sterben desshalb nicht. Die Verklärerin der Vergangenheit, Trösterin der Gegenwart und Ahnerin der Zukunft, die Poesie, schlägt den mütterlich weichen Mantel schützend um sie und rettet sie, wie Schiller schön gesungen, hinüber in ihr Heiligthum[33]. Da, „in den heitern

---

33) „Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höh'n:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn."

Regionen, wo die reinen Formen wohnen“ und wohin der Arm des Fanatismus nicht reicht, leben sie unvergänglich. Ein unendlicher Strom von Schönheit und Begeisterung fließt von dort in die Welt der Kunst herüber und ein frommer Schauer überkommt die Seelen der Völker, wenn eine geheimnißvoll nachwirkende Anhänglichkeit sie nach den Götterbildern zurückblicken macht, vor welchen ihre Altvorderen die Kniee gebogen haben.

Den Germanen war es nicht gegeben oder gegönnt, ihre nationale Götterwelt zu der plastischen Bestimmtheit und Vollendung herauszuarbeiten, vermöge welcher die hellenische so ewig anziehend auf den Schönheitssinn wirkt. Auch bei den Germanen gewannen zwar die Naturerscheinungen und die intellektuellen Vorstellungen konkrete Gestalt, menschenähnliche natürlich, da der Mensch über den Menschen überall nicht hinauskann, indem er die Umrisse der Menschenform höchstens zu vergrößern oder auch zu verkleinern, d. h. zu verzerren vermag. Aber anders mußte an den sonnigen Gestaden Joniens und Attika's, anders in den nebeligen Waldregionen des Nordens das Göttliche der sinnenden und bildenden Phantasie sich darstellen. Daher dort die maßvolle Beschränkung der Götterbildnerei auf die Linien der idealisch-schönen Menschengestalt, daher hier das Hinausgreifen ins Riesenhafte, Ungeheure, Schreckliche. Fügt man hierzu noch den Umstand, daß die germanische Religion, selbst in Skandinavien, durch das Christenthum verdrängt wurde, bevor sie die in ihr gelegenen künstlerischen Anregungen und Stoffe irgendwie zu einer höhern Stufe der Ent-

wickelung zu führen vermochte, so erklärt sich leicht, warum die germanischen Götter selbst da, wo sie als bestimmtere Persönlichkeiten auftreten, d. h. in den beiden Edden, dennoch bloße Nebelgestalten sind. Der olympische Zeus, die Aphrodite oder Pallas stehen in festmarkirter Schönheit vor der Seele jedes Gebildeten; aber sogar dem Auge des Forschers verschwimmen Wodan oder Odhin, Frouwa oder Freia zu vagen Umrissen. Deßhalb sind auch die Versuche der klopstock'schen Schule, die germanische Mythologie als dichterisches Motiv in die Literatur einzuführen, bekanntlich völlig gescheitert.

Die mythologischen Bildungen aller auf Naturanschauung basirten Religionen wurden durch den Gegensatz von Männlichem und Weiblichem bestimmt. Noch mehr, es gibt überhaupt nur drei Religionen, in welchen das „Ewig-Weibliche" gar keine Bedeutung gewinnen konnte, aber diese drei, Jahvethum, Islam und Buddhismus, sind darum auch zu keiner mythologischen, d. i. künstlerischen Entwickelung gelangt, während das Christenthum mittels seiner Vergottung der Maria zu seiner ästhetischen Gestaltung den Grund legte. In den alten Naturreligionen hatte aber der Geschlechtsunterschied nicht nur eine mythologische, sondern auch eine dogmatische Bedeutung. Auf der Vorstellung von einem männlichen und einem weiblichen Grundprincip beruhte die ganze Lehre von der Entstehung und Erhaltung der Welt. Zeugung und Empfängniß, Befruchtung und Geburt, Himmel und Erde erscheinen als die ewig wirkenden Kräfte des Lebensprozesses. So im altindischen, im syrisch-phönikischen,

im ägyptischen, im griechisch-italischen und im germanischen Heidenthum. Die Wesenheit der zeugenden wie der gebärenden Grundkraft faltet sich zu einer Reihe von Naturmächten und von sittlich-sozialen Vorstellungen auseinander oder, mythologisch gefaßt, der Gott Himmel vermählt sich mit der Göttin Erde und aus diesem Ehebund entspringen die Götter und die Göttinnen.

Soweit es jetzt schon eine Möglichkeit, den heidnischen Glauben unserer Altvorderen zu überblicken, steht fest, daß auch bei den Germanen die Erde als die große Göttermutter gedacht und verehrt wurde. Wo Tacitus in der Germania (40) des von geheimnißvollen Schauern umwehten Kultus der Nerthus (Nirdu? Nertha? Hertha?) gedenkt, bezeichnet er die Göttin ausdrücklich als „Mutter Erde" („Nerthum, i. e. Terram matrem colunt") und der von ihm gebrauchte Name Nerthus ist wohl nur Lateinisirung des althochdeutschen Erada, Erda, angelsächsisch Eordhe, altnordisch Jördh. Mit der großen Erdgöttin zeugt der große Himmelsgott Wuotan (Wodan, nord. Odhin) das germanische Göttergeschlecht. Es tritt aber in der Gestalt der Nerthus nicht allein die physische, sondern auch die moralische Natur des Weibes deutlich hervor, das Sänftigende, Sittigende, die auf Befriedung und Verschönerung des Lebens abzielende frauliche Mission. „Auf einer Insel des Oceans, erzählt Tacitus, ist ein heiliger Hain und darin ein geweihter, mit einem Teppich bedeckter Wagen, den nur der Priester berühren darf. Er ahnt die Gegenwart der Göttin im Heiligthum und folgt ihrem mit Kühen bespannten Wagen

in tiefer Ehrfurcht nach. Fröhliche Tage alsdann, Feste an allen Orten, welche die Göttin ihres Besuchs und Aufenthaltes würdigt. Kein Krieg wird geführt, jedes Schwert ist in der Scheide, Friede und Ruhe nur wird dann gekannt, nur dann geliebt, bis derselbe Priester die Göttin, des Umgangs der Sterblichen satt, dem Heiligthume wiedergibt."

Diese sittigende Eigenschaft der großen Göttermutter kehrt dann auch in ihren göttlichen Töchtern wieder, deren Gestalten freilich aus tausend zerbröckelten Zügen in Sagen und Märchen nur mühsam und unvollständig zusammengesetzt werden können. Alle diese deutschen Göttinnen sind „hauptsächlich gedacht als umziehende, einkehrende Göttermütter, von denen das menschliche Geschlecht die Geschäfte und Künste der Hauswirthschaft wie des Ackerbaues erlernt: spinnen, weben, säen und ernten" [34]). So Frikka, die Gemahlin Wodans, also nur eine mythologische Verjüngung der Nerthus, die Spenderin des Ehesegens; so Frouwa, von welcher das Wort Frau herkommt, die frohmachende Göttin, Verleiherin von Schönheit und Reiz, welche den Männer bestrickenden Halsschmuck Brisingamen trug, wie die griechische Aphrodite den Gürtel der Anmuth; so Holda, die Ordnerin des Haushalts, die Belohnerin weiblichen Fleißes und Bestraferin weiblichen Unfleißes; so Perahta (Perchta, Berchta, Bertha), die große Schützerin des Ackerbaues, welcher der Pflug heilig war und welche, eben als Kultur-

34) Grimm, D. Mythol. Kap. 13.

göttin, auch der Ehe vorstand. Bei ihr wohnten die Seelen der ungeborenen Kinder und auf ihren Umzügen spendete sie wie Holda den Thätigen Lohn, den Trägen Strafe. Gleich diesen sind auch die noch weiter Genannten, Hluodana, Nehalennia, Folla und die Frühlingsgöttin Ostara, nach welcher das alljährliche Auferstehungsfest der Natur noch jetzt Ostern heißt, nur vielgötterische Auseinanderfaltungen der großen Erdmutter. Diese ist aber nicht allein die Allgebärerin, sondern auch die Allverschlingerin, welche Kehrseite ihres Wesens sich darstellt in der Hellia (nord. Hel), der unerbittlichen, grauenhaft gestalteten Göttin der Unterwelt, zu welcher die Seelen der an Krankheit oder Altersschwäche Gestorbenen fahren und deren persönlichen Begriff das Christenthum in einen lokalen verwandelte: aus der Hellia oder Hella wurde die Hölle. Den lichten Kontrast zu dem düsteren Reich der Hellia bildete die Walhalla, der Himmel der Helden, wohin die im Kampfe Gefallenen von den Walküren (nord. Walachuriun), den Todtenwählerinnen, den Schildjungfrauen Wuotans, geleitet wurden. Die Erinnerung an diese Göttermädchen lebte nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland lange fort. So in unseren Schwanhemdsagen, wie auch im Nibelungenlied; in anmuthigster Gestaltung hat der Mythus vom kunstreichen Schmied Wieland sie bewahrt. Dagegen scheint die Verpersönlichung der Schicksalsidee, wie sie im nordisch-germanischen Glaubenssystem in den Gestalten der drei Nornen, Urd, Skuld und Werdandi, sich darstellt, bei uns frühzeitig verblasst zu sein; es wäre denn, daß

wir in der Vorstellung von der Glücksgöttin, der Frau Sälde, welcher wir bei unseren mittelalterlichen Dichtern nicht selten begegnen, einen Nachhall der Lehre von den Nornen zu erkennen hätten. Jedenfalls war die pantheistische Belebung der Natur mittels Schaffung von zahllosen alfischen oder elbischen Wesen, Wasser-, Wald- und Hausgeistern männlichen und weiblichen Geschlechts, den Skandinaven und Deutschen gemeinsam und Volkslieder und Märchen wissen bis auf unsere Tage herab zu erzählen, wie die „Moosfräulein", die „Nixen", „Wasserholden" oder „Mümmelchen" schönen Jünglingen gern in Liebe sich gesellten.

Eine sinnvolle Huldigung für das weibliche Geschlecht liegt in der germanischen Lehre von der Schöpfung des ersten Menschenpaares. Der jüngeren Edda zufolge schufen die Götter aus zwei am Meeresstrande neben einander stehenden Bäumen Mann und Weib. Der germanische Adam hieß Askr, die germanische Eva hieß Embla. Dieses Wort bedeutet eine geschäftige Frau und so wäre schon in dem Namen unserer Ahnmutter die hausmütterliche Thätigkeit und Wirthlichkeit deutscher Frauen vorgezeichnet. Merkwürdiger Weise weiß die germanische Bibel nichts von einem „Sündenfall" der Menschenältern, aber dennoch bietet sie eine Analogie zu dem jüdisch-christlichen Satze, daß durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen. Die Edda deutet nämlich in ihrer knappen und dunkeln Sprache auf einen Sündenfall der Götter, der Asen, hin. Diese, sagt sie, führten in der Urzeit ein harmloses, unschuldiges,

paradiesisches Leben, mit der Gier nach Gold noch unbekannt, bis drei Riesenmädchen aus Jötunheim (Riesenheimat) nach Asgard herüberkamen. Man hat freilich in diesen drei Thursinnen (Riesinnen) die Nornen erkennen wollen, welche den Göttern die Zukunft enthüllt und eben dadurch ihre paradiesische Unbefangenheit zerstört hätten. Aber es liegt doch näher, in der Begegnung der Asen mit Riesinnen eine geschlechtliche Verbindung zu sehen, welche die Götter mit dem Weltplan in Widerspruch setzte, weil sie, als die Träger des schaffenden und erhaltenden Princips, mit den Riesen, den Vertretern des zerstörerischen Princips, von rechtswegen keine Verbindung hätten eingehen sollen. Demnach erschiene auch hier das Weib als die Verführerin, als das Zerstörungsmittel einer paradiesischen Unschuldswelt, mit deren Einbuße sich das Böse in der Asenwelt seßhaft macht. Denn jetzt taucht im Kreise der Götter jener höchst eigenthümliche Satan der germanischen Religion auf, Loki, halb Ahriman halb Mephisto.

Es würde den deutschen Göttinnen zu nicht geringem Ruhme gereichen, daß keine mythologischen Aergernisse von ihnen zu erzählen sind, wüßten wir nur mehr von ihnen. Falls aber aus den nordischen Quellen ein Rückschluß auf das Verhalten der deutschen Göttinnen gestattet ist, so dürften diese denn doch nicht so ganz makellos dastehen. Ist uns ja von der Frigg und von der Freia, mit welchen unsere Frikka und Frouwa dem Wesen nach identisch sind, genug bedenkliches überliefert. Mag auch dem christlichen Priester, Saxo dem Grammatiker, welcher am Ende

des 12. Jahrhunderts aus altnordischen Mythen und Sagen ein Historienwerk in elegantem Latein zusammenstellte, nicht ganz zu trauen sein, wenn er, nicht ohne priesterliche Schadenfreude, die Gemahlin des höchsten Gottes Odhin mit einem Knechte buhlen lässt, so ist doch nicht zu leugnen, daß auch eine reinere Quelle, die ältere Edda, der Frigg buhlerische Neigungen schuldgibt und von der Freia geradezu sagt, sie sei aller Asen und Alfen Buhlerin. Allerdings sind diese Anschuldigungen dem bösen Loki in den Mund gelegt und sodann muß berücksichtigt werden, daß in der Frigg, als einer Metamorphose der Muttererde, und in der Freia, als der Frühlingsgöttin, der ewigfrische Liebesdrang der Natur personificirt war. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß, auch außerhalb des Kreises mythischer Vorstellungen, schon in der Vorzeit der altgermanische Frauenruhm der Keuschheit und Treue bedeutende Trübungen erfahren haben muß. Nicht nur die bereits oben benützten Zeugnisse aus der langobardischen und fränkischen Geschichte, sondern auch die nordischen Urkunden reden allzu deutlich davon. Das „Havamal", ein höchst merkwürdiges Spruchgedicht der älteren Edda, welches die ethische Weltanschauung des alten Nordens darlegt, spricht in vorwiegend geringschätziger, mitunter geradezu leichtfertiger Weise von den Frauen. Unbeständigkeit wird ihnen zugeschrieben [35], trugvoller Sinn

35) Den Tag lob' Abends, die Frau im Tode,
Das Schwert, wenn's versucht ist, die Braut nach der Hochzeit.

und trugvolles Wort [36]). Mit Schmeicheleien und Geschenken seien sie zu leicht zu födern [37]), ihre Minne mache Kluge zu Thoren [38]). Freilich wird dann auch nicht verhehlt, daß die Männerwelt an Falschheit die der Frauen noch überbiete [39]), und zugestanden, daß dem guten und treuen Manne die Frau hold und treu bleibe [40]); jedoch darf, weil sich hierzu gerade Veranlassung bietet, nicht verschwiegen werden, daß die unfreundliche, ja geradezu wegwerfende Ansicht über die Frauen, wie das nordische Havamal sie kundgibt, auch in unserem deutschen Sprüch-

36) Mädchenreden vertraue kein Mann,
Noch der Weiber Worten. Auf geschwungenem Rad
Ward ihr Herz geschaffen, Trug in der Brust verborgen.

37) Schmeichelnd soll reden und Geschenke bieten,
Wer des Mädchen Minne will, den Liebreiz loben
Der leuchtenden Jungfrau: so fängt sie der Freier.

38) Der Liebe verwundern soll sich kein Weiser
An dem andern Mann. Oft fesselt den Klugen,
Was den Thoren nicht fängt, liebreizender Leib.
Weise zu Tröpfen wandelt auf Erden
Der Minne Macht.

39) Offen bekenn' ich, der ich beide wohl kenne,
Der Mann ist dem Weibe wandelbar. Wir reden am schönsten,
Wenn wir am schlechtesten denken: so wird die Klügste geködert.

40) Willst du ein gutes Weib zu deinem Willen bereden
Und Freude bei ihr finden, so verheiß' ihr Holdes
Und halt' es treulich: des Guten wird die Maid nicht müde.

wörterschatz, dessen Goldkörner, Silberstufen und Erzklumpen zum Theil ins hohe und höchste Alterthum unseres Volkes hinaufreichen, ebenso mannigfach als herb und derb variirt wird[41]). Einen tiefschönen Zug von

41) Z. B. Jungfern und Gläser schweben in steter Gefahr. — Jungfernfleisch ist kein Lagerobst. — Auf die Jungfernschaft kann man keine Semmel borgen. — Mädchen sagen nein und thun's doch. — Ein Mädchen bekommt so leicht 'nen Leck wie ein weiß Kleid 'nen Fleck. — Kein Mädchen ohne Liebe, kein Jahrmarkt ohne Diebe, kein Bock ohne Bart, kein Weib ohn' Unart. — Jungfern geben's billig und willig. — Frauen haben lange Kleider und kurzen Muth. — Wo die Frau im Hause regiert, ist der Teufel Hausknecht. — Junge Hure alte Heilige — (oder modernisirt) — Junge Bettschwester alte Betschwester. — Weiber hüten ist vergebliche Arbeit. — Die Schweizermaid sprach: „Mutter, i muß a Ma ha od'r i zünde's Huus a!" — Es sind nur drei keusche Weiber (oder Nonnen) gewesen; die eine ist aus der Welt geloffen, die andere ist im Bade ersoffen, die dritte sucht man noch. — Weiber und Geld schulden alle Uebel der Welt. — Wem zu wohl ist, der nehme ein Weib. — Nimmst du en Wyf, so kriegst den Düvel up't Lyf. — Weiber sind Katzen mit glatten Bälgen und scharfen Tatzen. — Ein schön Weib ist nur ein Bubenspiegel. — Zwischen eines Weibes Ja und Nein lässt sich keine Nadelspitze stecken. — Weibern und Geschoß soll niemand trauen. — Glaub' keinem Weibe, wenn es auch todt ist. — Weiber und Pferde wollen geschlagen sein. — Weiber verschweigen nur, was sie nicht wissen. — Frauenlieb ist fahrende Hab'; heute lieb, morgen schab' ab. — — Dieser Strauß von Stachelblumen ließe sich leicht noch beträchtlich verstärken. Statt dessen mögen beispielsweise etliche unserer Sprüchwörter hier stehen, die aus einem ganz anderen, aus einem, wie ich glaube, richtigeren und gerechteren Tone von den Frauen reden . . . Eine Jungfrau schwächen ist wie eine Kirch' erbrechen. — Ein Frauenhaar zieht stärker als ein Glockenseil. — Was die Frau erspart, ist

Frauentreue aber und zwar von an dem Teufel selbst geübter Frauentreue enthält die jüngere Edda. Als nämlich die Asen den Unheilstifter Loki endlich an den Felsen gefesselt hatten, wo er bis zur Götterdämmerung bleiben soll, befestigten sie über ihm eine Schlange, damit deren ätzendes Gift ihm ins Antlitz herabträufelte. Aber seine Gattin Sigyn hielt treu bei dem Gefesselten aus und nahm eine Schale und hielt sie zwischen die Schlange und Loki's Gesicht, um so die marternden Gifttropfen aufzufangen und die Pein des Gatten zu lindern. Ich wüßte im ganzen Umfange der germanischen Mythologie keinen echtweiblicheren Charakterzug als diesen.

Jede mythologisch entwickelte Religion setzt zwischen die Welt der Götter und die der Menschen eine Mittelstufe, die der Helden. Diese sind das eigentliche Mittelglied der Himmel und Erde verbindenden Kette von Fügungen und Beziehungen, die natürlich des „Ewig-Weiblichen“ nicht entbehren können. Götter neigen sich liebend zu sterblichen Frauen, Göttinnen zu sterblichen Männern herab und solchen Vermählungen entsprießt das Geschlecht der Heroen und Heroinen. Selbst der Spiritualismus des Christenthums konnte sich des Bedürf-

---

so gut als was der Mann erwirbt. — Wo die Frau wirthschaftet, wächst der Speck am Balken. — Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh. — Wen ein Mädchen lachet an, den will sie drum nicht alsbald han. — Es ist keine Hut so gut, als die eine Frau ihr selber thut. — Die Frau ist im Haus, was die Sonne drauß'. — Kein schöner Ding auf dieser Erden als Frauenlieb', wem sie mag werden.

nisses, zwischen Gottheit und Menschheit eine vermittelnde Brücke zu bauen nicht entschlagen. Er setzte an die Stelle der heidnischen Helden bekanntlich die Heiligen. Dabei sollen nun freilich, sagt man uns, die Beziehungen zwischen den christlichen Gottheiten und Heiligen durchaus symbolisch und allegorisch zu nehmen sein. Wenn aber in den Legenden die geistlichen Ehen heiliger Frauen mit Christus so glühend gefeiert werden, wenn erzählt wird, wie die Jungfrau Maria besonders bevorzugte Heilige aus ihren Brüsten getränkt, so erinnert das doch sehr deutlich an die Bündnisse zwischen Göttern und irdischen Frauen, Göttinnen und Helden im Heidenthum. Auffallend ungeschickt mußten die Versuche der mittelalterlich-christlichen Dichtung ausfallen, die altgermanische Heldensage im Sinne der neuen Religion umzufärben. Das berühmteste Beispiel hievon ist unser Nibelungenlied. Auch in seiner jetzigen Gestalt, wie es dieselbe auf der Gränzscheide des 12. und 13. Jahrhunderts erhalten hat, ist es großartig, keine Frage. Aber doch gemahnt es einen, als wäre hier ein germanischer Götterhain unter das Rothdach eines christlichen Doms gezwungen worden. Desshalb erscheint denn auch in den deutschen Nibelungen die herrlichste Heldingestalt des germanischen Alterthums, Brunhild, so getrübt und verwischt, ja geradezu gefälscht.

Die Sage vom Sigfrid (nord. Sigurd) ist offenbar ein Vermächtniß urältester Zeit. Unsere Ahnen mögen sie wohl aus ihrer indogermanischen Urheimat mit nach Europa gebracht haben. Ueberall tönen da Anklänge an Urzeitlich-Mythisches auf. Aber um die Ueberlieferung

in ihrer ganzen Größe und Reinheit zu fassen, muß man sie im Norden aufsuchen, wo die beiden Edden und die Wölsungensage ihre ursprünglichen Züge treuer bewahrt haben als unsere Lieder von den Nibelungen. In letzteren ist Brunhild ein finsteres, unerquickliches Zwitterwesen, welches in ihre christliche Umgebung gar nicht hereinpasst. Ganz anders in den nordischen Quellen. Da ist sie die Schildjungfrau Odhins, die Walküre, welche ein Gelübde gethan, sich keinem Manne zu vermählen, der sich fürchten könnte. Von Odhins Schlafdorn berührt, schläft sie hinter einem Feuerwall („Waberlohe") den Zauberschlaf, bis Sigfrid kühn durch Waberlohe reitet und die Jungfrau erweckt, indem er ihr mit seinem Schwert Gram die Brünne vom Leibe schneidet. Nun kredenzt sie ihm den Minnemeth, verlobt sich ihm feierlich und empfängt sein Gelübde. So ruhen sie mitsammen auf einem Lager, aber zwischen ihnen liegt das „beißende" Schwert des Helden. Er aber vergisst seines Eides, wenn auch schuldlos. Grimhild, die Witwe des Königs Giuki, mit dessen drei Söhnen Gunnar, Högni und Guttorm Sigfrid Freundschaft geschlossen, reicht nämlich dem Helden einen Vergessenheitstrunk, worauf er sich mit ihrer Tochter Gudrun (im Nibelungenlied Kriemhild) vermählt. Durch eine weitere Verkettung unseliger Umstände wird darauf Brunhild die Frau Gunnars. Aber am Hofe der Giukungen schlägt die Liebe der Getäuschten zu Sigfrid in Gestalt grimmiger Eifersucht zu heller Flamme auf. „Oft schritt sie — singt das dritte Sigurdslied der Edda — ganz von Grimm erfüllt, über Eis und Gletscher,

wenn Sigurd und Gudrun zu Bette gingen und der Held liebkosend sein Weib in die Decken hüllte." Sie stiftet Mann und Schwäger auf, den Sigurd zu morden, und Guttorm thut die böse That. Aber Brunhild wollte den geliebten Helden nur todt sehen, um ihm nachzusterben. Sie durchbohrt sich mit dem Dolch und ordnet sterbend ihre und Sigurds gemeinsame Leichenfeier an, worauf ein Holzstoß die im Tode Vermählten verzehrt.

In dieser nordischen Gestalt der Brunhild stellt sich germanische Frauennatur in urzeitlicher Wildheit und Größe dar, umflossen von einem mythischen Nimbus [42]). In der Kriemhild dagegen, der Heldin des Nibelungenliedes, erscheint sie zur deutschen Weiblichkeit gesänftigt. Wenigstens im ersten Theile des großen Gedichts. Ein echtdeutsches Mädchen, schön, hold und sanft, tritt da Kriemhild vor uns hin, „wie der lichte Mond, der lauteren Scheines einhergeht vor den Sternen". Ihr erstes Auftreten ist wie das Aufglänzen des Morgenroths aus trüben

---

42) Wie bekannt, hat in unseren Tagen ein deutscher Dichter, Wilhelm Jordan, den gelungenen und mit großem Beifall aufgenommenen Versuch gemacht, mittels seiner stabreimenden Heldendichtung „Die Nibelunge" (I. Thl. „Sigfridsage", II. Thl. „Hildebrands Heimkehr"), 1867 fg. unser nationales Epos in seinem ursprünglichen Sinn und Geist wiederherzustellen. In dieser Neudichtung der uralten und großartigen Sage widerfährt auch der walkürischen Gestalt der Brunhild ihr volles Recht. Auch noch zwei andere deutsche Dichter, Zeitgenossen Jordans, Geibel und Hebbel, haben sich durch den Zauber des Dämonisch-Tragischen, welcher diese Gestalt umfließt, angezogen gefühlt.

Wolken, und als der theure Held und die schöne Maid, deren Wangen bei seinem Anblick höher entbrannten, sich zuerst begrüßten, da „zwang sie zu einander der sehnenden Minne Noth". Nachdem Sigfrid ihr Gatte geworden, liebt sie in ihm den ersten Mann und Helden der Welt und aus dieser Liebe schöpft die Sanfte jenen Stolz, womit sie die Verunglimpfung ihres Gatten durch ihre Schwägerin Brunhild zurückweist. Doch kann nur der Mord Sigfrids, zu welchem sie in Folge einer teufelischen List Hagens unbewußt mitwirken muß, eine vollständige Umwandelung ihres Charakters zuwegebringen. Die Rache steigerte ihr Wesen ins Uebermenschliche, Ungeheure. Alles opfert sie dem verzehrenden Gedanken, den Rachestahl auf den Mörder Sigfrids zu lenken, und wäre es über ein Meer von Blut hinweg. So wird sie zur Furie und als solche fällt sie zuletzt unter dem Schwerte des alten Hildebrand.... Wenn Kriemhild, in der angedeuteten Weise, aus dem Milden und Zarten ins berserkerhaft Wilde umschlägt und von aus Liebe geborenem Haß wie von einem Dämon weit über die Schranken fraulicher Empfindung und Sitte hinausgestachelt wird, so hält dagegen die deutsche Odyssee, das Gudrunlied, in der Gestalt seiner Heldin das deutsche Ideal von Weiblichkeit folgerichtig fest, — das deutsche Frauenideal, wie die mittelalterliche Romantik es geschaffen. Das Gedicht von Gudrun oder wenigstens der letzte Theil desselben ist ja überhaupt weit moderneren Geistes als das von den Nibelungen und endigt daher auch, recht im Gegensatz zu dem erschütternd tragischen Ausgang des letzteren, mit Sühne

und dreifachem Hochzeitjubel. Kriemhild ist, obgleich getauft, noch eine ganze Heidin, Gudrun (oder Kudrun) dagegen hat den christlichen Katechismus schon besser gelernt: desshalb ist jene eine handelnde, diese eine duldende Heldin. In Duldmuth und Treue bewährt sie den Adel ihrer Seele. Der Heimat und ihrem Verlobten Herwig entführt, lässt sie lieber jede Misshandlung vonseiten der bösen Gerlind über sich ergehen, als daß sie ihre Treue bräche und des Normannenprinzen Hartmuth Werbung erhörte. Zur Magd erniedrigt, muß sie, barfüßig im Schnee stehend und nur mit einem Hemde bekleidet, am Meeresstrand als Wäscherin arbeiten, bewahrt aber allen diesen Demüthigungen zum Trotz ihre jungfräuliche Würde und ihren königlichen Sinn, bis Herwig mit seinen Streitgesellen rettend naht. Dann, nach errungenem Siege der Ihrigen tritt sie schützend, vermittelnd und Frieden stiftend für die Besiegten ein, dem Wüthen des rachegrimmen Wate wehrend. Gudrun verdient es wohl, für alle Zeit in dem Heiligthum der Poesie als Typus germanischer Frauenschönheit und Frauensitte aufgestellt zu bleiben.

Im Gudrunlied tritt das Verhältniß zwischen Herrin und Magd in seiner ganzen Schroffheit uns vor Augen. Da dieses aus der heidnischen Vorzeit herübergekommene Verhältniß das ganze Mittelalter hindurch herrschend blieb, so ist es vielleicht nicht unpassend, auf den schon im vorigen Kapitel berührten Ständeunterschied hier, am Schlusse des ersten Hauptabschnittes unserer Darstellung, einlässlicher zurückzukommen. Werden wir doch im Verlaufe der Erzählung überall, wo von dem Gegensatz der

freien Frauen zu den unfreien die Rede sein wird, den Finger auf diesen Punkt legen müssen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Eintheilung der Menschen in Kasten eine uralt-indogermanische Einrichtung war. Die altindischen und altgermanischen Religionsurkunden stimmen merkwürdig darin überein, daß diese Einrichtung ein Ausfluß des göttlichen Willens gewesen sei. Die Frage, ob und inwieweit es Sache priesterlicher Schlauheit gewesen, der Thatsache socialer Ungleichheit den Stämpel göttlicher Fügung aufzudrücken und sie dadurch für die Geknechteten und Unterdrückten annehmlicher oder wenigstens ehrwürdiger und unantastbarer zu machen, kann hier füglich unerörtert bleiben. Genug, die germanische Bibel hat diese Stämpelung wirklich vorgenommen, und zwar im „Rigsmal" der älteren Edda. Da wird uns der Ursprung der Stände erzählt, welcher unter der ziemlich zweideutigen Vermittelung des Gottes Heimdall vor sich geht[43]). Denkwürdig ist dabei, daß die Reihenfolge der Entstehungen mit den Unfreien beginnt und von diesen zu den Freien aufsteigt, — freilich sehr begreiflicher und logischer Weise; denn

---

43) Dem indischen Dogma zufolge fällt die Entstehung der verschiedenen Menschenkasten mit der Weltwerdung des Brahma, d. i. der göttlichen Ursubstanz, zusammen. Die indische Mythologie hat das so ausgedrückt: Als die Götter das Brahma zum Opfer machten und seine Zerstückelung vollzogen, wurde aus seinem Munde der Brahman, aus seinen Armen der Kschatrija, aus seinen Schenkeln der Vaisja und aus seinen Füßen der Sudra.

erst muß doch eine Masse vorhanden sein, bevor sich Einzelne aus ihr und über sie erheben können.

Heimdall durchwandert unter dem Namen Rigr die Erde und kehrt zuerst bei einem alten Ehepaar ein, bei Ai und Edda (Urahn und Urahne). Nach neun Monaten gebiert Edda einen Knaben, den Thräll (Knecht), schwarz und rauh von Haut, knotig von Gelenken, fratzig von Antlitz, krumm von Rücken. Dieser Liebenswürdige heiratet, herangewachsen, eine Ebenbürtige, die gängelbeinige, braunarmige, plattnasige Thyr (Magd). Von Thräll und Thyr kommt das ganze Geschlecht der Unfreien. Weiter gewandert, war Rigr inzwischen bei einem zweiten Paar eingekehrt, bei Afi und Amma (Großvater und Großmutter), jener im knappanliegenden Kleid, freier Stirne, gesträlten Bartes, die Weberstange zurichtend, diese mit Haube und Halsschmuck angethan, den Rocken rüstend und die Spindel drehend. Nach neun Monden genas Amma eines Sohnes, der hieß Karl, war frisch, roth und funkelnder Augen, wuchs und gedieh fröhlich, zähmte Stiere, zimmerte Pflüge, fertigte Wagen, baute Haus und Scheune, bestellte das Feld und nahm die Snör zur Ehe, mit welcher er das Geschlecht der freien Bauern (Karle, Kerle, daher noch jetzt ein „Bauerkerl") zeugte. Rigr wanderte weiter und kam zu einem dritten Ehepaar; das hieß Vater und Mutter und besehnte der Hausherr den Bogen und schäftete Pfeile, während die Hausfrau müssig saß, sich die Hände besah und die Falten ihres Kleides glattstrich. Als neun Monate um, gebar die Mutter einen Sohn, dessen Locken licht, dessen Wangen leuchtend, dessen Augen

listig und welcher Jarl genannt wurde. Der wuchs heran in der Halle, lernte Bogen spannen, Speere werfen, Lanzen schwingen, Hengste tummeln, Hunde hetzen, trieb sich in Fehden um, eroberte Land und Leute und führte als Braut die gürtelschlanke, adelige Erna heim. Ihrem Bund entsprosste das Geschlecht der Adalinge (oder Jarle) und in dem Namen ihres jüngsten Sohnes, des schwertgewaltigen und runenkundigen Konur, ist vielleicht die Herausbildung des Königthums aus dem Adel angedeutet.

Auf dieser mythischen Grundlage gliederte sich demnach die altgermanische Gesellschaft in drei große Stände: Knechte, Freilinge, Adalinge, und diese Dreitheilung ward zur Viertheilung, indem den alten Rechtsbüchern zufolge die Unfreien in hörige Bauern (Liti oder Lazzi) und in eigentliche Knechte (Servi oder Schalke) zerfielen. Die Eintheilung der deutschen Frauenwelt ergibt sich hieraus von selbst: leibeigene Mägde, hörige Bäuerinnen, freie Bäuerinnen (wozu im Verlaufe des Mittelalters die städtischen Bürgerinnen kamen) und Edelfrauen. Die Zeit, die rastlose Wirkerin am Webstuhl der Weltgeschichte, hat die rechtliche — wir sagen nicht die sociale — Schranke zwischen Unfreien und Freien auf deutscher Erde mälig beseitigt. Aber was sie nicht vermochte, noch, soweit ein menschliches Auge die Zukunft durchdringen kann, je vermögen wird, das ist die Aufhebung des Unterschiedes der natürlichen Anlagen, des Reichthums, des Ranges und der Bildung, sowie der daraus sich ergebenden Verschiedenheit der Lebensstellungen. Es steht sodann ebenfalls leider

nicht zu hoffen, daß jemals eine Zeit kommen werde, wo nicht mehr der blinde Zufall der Geburt oder die blinde Gunst des Glückes die Stellung der Menschen in der Gesellschaft bestimmen, sondern Intelligenz, Redlichkeit und Verdienst. Und könnte auch jemals so eine Zeit kommen, so würde es doch immer und überall Leitende und Geleitete, Gebietende und Gehorchende geben und geben müssen und darum in der weiblichen Welt auch allzeit zwei große, wenn auch mannigfaltig abgestufte Klassen: — Frauen, d. i. Herrinnen, und Mägde.

Zweites Buch.

Mittelalter.

Vom achten bis fünfzehnten Jahrhundert.

Esn ist al der dinge dehein,
Der ie diu sunne beschein,
Sô rehte saelik sô daz wîp,
Diu ir leben unde ir lîp
An die m â z e verlât.

(Von allen Dingen auf dieser Welt,
Die je der Sonne Licht erhellt,
Ist keins so selig wie das Weib,
Das stets ihr Leben und ihren Leib
Und ihre Sitten dem M a ß ergibt.)

Gottfried von Straßburg.

Erstes Kapitel.

Karlingische Zeit.

Karl der Große. — Blick auf die römisch-christliche Frauenwelt der ersten Jahrhunderte. — Möncherei und Nonnerei in Deutschland. — Der Marienkult. — Maria im „Heliand". — Maria's Minne. — Einfluß des Christenthums auf die germanische Ehe. — Die Frauen und Töchter Karls. — Die Weiberhäuser. — Episode vom sogenannten „Recht der ersten Nacht". — Tracht und Pracht der karlingischen Damen. — Richardis. — Die Frauen und die Gottesurtheile.

Karl der Große ist eine jener weltgeschichtlichen Gestalten, welche mit den riesenhaften gothischen Domen unserer Städte zu vergleichen sind. Dem Beschauer, der mit kritisch prüfenden Blicken an diese Hervorbringungen menschlicher Thatkraft in einem ihrer gewaltigsten Aufschwünge ganz nahe herantritt, muß manche Einzelnheit auffallen, welche den mächtigen Gesammteindruck beeinträchtigt. Dies und das mag ihm wohl geradezu unschön und fratzenhaft erscheinen. Zwischen die himmelan springenden Strebepfeiler hineingeklebte Buden mit ihrem

gemeinen Trödel beleidigen das Auge, bizarre Skulpturen, die menschliche Gestalt zur thierischen verzerrend, verwirren die Phantasie und das heisere Gekrächze der an Zinnen und Thürmen nistenden Dohlen, Sperber und Käuzlein macht sich dem Ohre widerwärtig. Alle diese Störnisse aber verschwinden, wenn du, der Stadt den Rücken kehrend, von einem Hügel vor den Thoren aus den Blick nach dem Dome zurückwendest. Da erscheint der Koloß dir in seiner ganzen Mächtigkeit, über das Häusermeer hoch emporragend, wie ein Riese aus dem Gewühl von Zwergen, ein in steinerne Wirklichkeit übersetzter großer Gedanke.

Auch die Geschichte darf nicht kammerdienerhaft an einer welthistorischen Persönlichkeit herumspähen, wenn sie die Gesammtwirkung derselben nicht verlieren will. Sie muß ihren Gegenstand im ganzen und großen fassen, und thut sie das, so wird sie in dem gewaltigen Karlinger einen Grundpfeiler des gesellschaftlichen Bauwerkes erkennen oder anerkennen, welches nach der Sintflut der Völkerwanderung an die Stelle des antiken getreten ist.

Eine zwar patriotisch gesinnte, aber mit den Thatsachen mitunter so willkürlich wie ein Kind mit Bleisoldaten spielende Geschichtschreibung hat den Vorwurf gegen Karl erhoben, er habe bei Begründung einer neuen Periode der Kultur viel zu sehr die christlich-romanischen und viel zu wenig die einheimisch-germanischen Kulturelemente berücksichtigt. Nichts kann verkehrter und ungerechter sein als dieser Vorwurf. Karl, ein wesentlich germanischer, ein deutscher Mann, hat die altnationalen

Ueberlieferungen keineswegs unberücksichtigt gelassen; er hat sie im Gegentheil, wie jedermann weiß, pietätvoll aus dem durch die Völkerwanderung gehäuften Schutt nach Möglichkeit wieder hervorgesucht. Aber daß ihm diese noch dazu von der Kultursaat des Christenthums von allen Seiten her bereits überwachsenen Trümmer als ausreichendes Material eines neuen Staatsbaues hätten dienen können, das kann doch nur die Phantasterei behaupten. Auch wenn er nicht ein Christ aus Ueberzeugung gewesen, mußte er als Staatsmann der christlich=romanischen Bildung, wie er sie eben vorfand, sich bedienen. Er konnte gar nicht anders. Ein Herrscher, der eine Weltmonarchie begründen wollte, mußte sich mit Rom verbinden; denn bereits war die Idee einer universalen Obmacht von dem antiken Cäsarendiadem auf die Tiara des römischen Bischofs übergegangen und hatte auf Betreiben des Bonifacius schon die erste deutsche Synode (i. J. 743) die deutsche Kirche der Herrschaft des Papstes unterworfen. Das Christenthum war also bereits eine organisirte Macht. Der Staat mußte zusehen, wie er sich mit derselben abfinden könnte, denn er konnte sie nicht übersehen und noch viel weniger konnte er sie vernichten. Der Weg, welchen Karl bei Verwirklichung seiner Staatsidee einschlug, war demnach ein vorgezeichneter. Daß er in Verfolgung desselben vor keinem Mittel der List und Gewalt zurückscheute, daß ihm nicht davor bangte, Ströme mitleidslos vergossenen Blutes zu durchwaden, um zum Ziele zu gelangen, mag der Weichherzige, welcher in Karl nur den „Sachsenschlächter“ sieht, beklagen; aber feststeht traurig=

wahr, daß der Vorschritt der Menschheit stets durch Ströme von Blut und Thränen gegangen ist. Mirabeau's bekanntes Wort, Revolutionen würden nicht mit Lavendelwasser gemacht, findet auch auf die karlingische seine Anwendung, welche übrigens weit mehr eine aufbauende als eine zerstörende gewesen ist. Karl war der Vollender der allerdings schon durch die Alarich, Theodorich, Albuin und Chlodwig begonnenen Umbildung der altgermanischen Adelsrepubliken zum christlich-germanischen Königthum, zur Erbmonarchie. Schon hierzu war die Durchsetzung des neuen Glaubens in germanischen Landen unumgänglich nothwendig, weil nur Christen die jüdisch-christliche Königsidee begreifen und achten konnten. Karls Streben ging aber weiter. Er wollte nicht nur ein germanischer König, er wollte ein Weltmonarch sein. Die im Papste verkörperte Einheit der abendländischen Christenheit sollte auch staatlich verwirklicht werden. Dies ist der Sinn jener Scene, als Karl zur Weihnacht des Jahres 800 in Rom von dem ihm zu Danke verpflichteten Papste die römische Kaiserkrone sich reichen ließ. Was auch immer für Unheil dieses Wiederaufleben des römischen Kaiserthums und dessen Uebertragung an die Deutschen über unser Vaterland gebracht hat, es war für einen Monarchen, welcher Europa beherrschte und dessen Namen Asien mit Ehrfurcht nannte, gewiß ein naheliegender, persönlich lockender und politisch fruchtbarer Gedanke, in den Purpur römischer Cäsarenmajestät sich zu hüllen.

Das mit dem Geiste des neuen Glaubens getränkte,

durch Karl den Großen neu organisirte Germanenthum wurde der Träger einer neuen Kultur. Daß diese eine vorwiegend kirchliche und auf kirchliche Ziele gerichtete sein mußte, lag in ihrer Natur, obzwar nie und nimmer vergessen werden darf, daß die germanische Klerisei und Möncherei, also die Vertreter der intellektuellen und vielfach auch der materiellen Bildung, von Rom her mit den christlichen Dogmen zugleich auch die literarischen Ueberlieferungen des klassischen Alterthums überkommen hatten und mit jenen auch diese als Kultursaaten in den frisch gerodeten deutschen Urwaldsboden streuten. Wenn wir aber hier wieder, wie schon früher, betont haben, das Christenthum sei erst durch die Germanen eine weltgeschichtliche Kulturmacht geworden, so genügt ein flüchtiger Blick auf die römisch-christliche Gesellschaft der ersten Jahrhunderte, um darzuthun, daß jene Behauptung nicht etwa auf bloßem Nationalstolz, sondern vielmehr auf allbekannten Thatsachen beruhe. In der socialen Fäulniß, welche die lange Agonie des römischen Reiches begleitete, hatte das Christenthum unmöglich eine sittliche Lebensmacht werden können. In diesem Sumpfe konnte Reines und Ideales nicht gedeihen. Die römische Gesellschaft — ich spreche von der Regel, nicht von den Ausnahmen — nahm das Christenthum als ein politisches Motiv hin, ließ es sich als ein polizeiliches Institut gefallen oder betrieb es als eine Modesache oder würdigte es gar zu einem Hilfemittel der Ausschweifung herab. Ein gewiß unverwerflicher Zeuge, der Kirchenvater Hieronymus, lässt hierüber gar keinen Zweifel. Er erzählt als

Augenzeuge; denn er hatte in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts in einer Stellung zu Rom gelebt, welche ihm den Zutritt in die modischen Gesellschaftskreise sicherte. So oft er in seinem späteren Briefwechsel auf jene Zeit zurückkommt, gehen aus seiner Feder Sittengemälde hervor, welche bald unser Lachen, bald unsern Abscheu erregen. Er führt uns die vornehme Frömmlerin vor, wie sie buhlerisch geschminkt auf dem Lotterbette liegt, ein prachtvoll gebundenes Exemplar der heiligen Schrift in der Hand, von schmarotzenden Priestern und Mönchen umgeben, welche wetteifern, der Dame des Hauses die geistliche und weltliche Skandalchronik der Stadt zuzutragen. Oder er lässt uns mitansehen, wie die vornehme Christin ihre Sänfte besteigt, um nach der Basilika Petri getragen zu werden, einen Schwarm von Eunuchen vorauf, eine Schar von Haus- und Leibsklaven hintendrein, mit pomphafter Ostentation Almosen vertheilend und begegnende Bekannte oder Unbekannte zur einer Agape (Liebesmahl) einladend. Wenn uns als Seitenstück zu diesem Typus einer Christin Hieronymus die charakteristische Figur eines modischen Diakon jener Zeit malt, wie derselbe, geschniegelt und gebügelt, das seidene Gewand von Wohlgerüchen duftend, die Haare kunstvoll gekräuselt, die Finger von Ringen strotzend, die Füße in zierlichen Saffianschuhen steckend, in eleganter Equipage zur Visite bei seinen „geistlichen Freundinnen" vorfährt, so verstehen wir unschwer die Winke, welche der Kirchenvater über die Zuchtlosigkeit im christlichen Rom fallen lässt, über die Ausschweifungen, welche unter dem Deck-

mantel der „geistlichen Verwandtschaft“ oder „Geschwisterschaft“ zwischen Matronen und Jünglingen, Klerikern und Jungfrauen, Mönchen und Nonnen im Schwange gingen. Hieronymus gibt aber inbetreff der sittlichen Versumpfung des christlichen Roms nicht etwa nur Winke, sondern er spricht drastisch deutlich genug und zeigt uns, wie durchaus unvermögend das Christenthum war, dieses Rom aus seinem tiefen Sittenverfall aufzurichten. Alle Stände waren gleichmäßig davon verpestet. Wie bei solchen Zuständen immer, war das Institut der Ehe zu einem Spott geworden. Unser Kirchenvater erzählt, er habe ein Brautpaar aus dem Volke gesehen, welches sich zusammenthat, nachdem der Bräutigam bereits zwanzig Frauen, die Braut aber zweiundzwanzig Männer begraben hatte. Das Publikum war daher außerordentlich gespannt, mit wessen Sieg diese Ehe enden würde, und als der Mann gesiegt, d. h. als er mit einem Palmzweig in der Hand vor dem Sarge seiner vielmännigen Gattin einherschritt, wurde er von der Menge wie ein Triumphator bejubelt [1]). Zur nämlichen Zeit, wo solches geschah, wurde in den Theatern Roms die „Majuma“ aufgeführt, eine theatralische Zote, deren Glanzpunkt war, daß eine Schar von nackten Lustdirnen vor den Augen der Zuschauer badete und dabei in lascivsten Gebärden und Gruppirungen sich übte. Und doch wurde die weströmische Zuchtlosigkeit des 4. und 5. Jahrhunderts von der oströmischen des 6. noch überboten, in einer Weise, welche der schamlosesten Ver-

---

1) Epistolae S. Hieronymi, 22, 123, 125, 147.

worfenheit für alle Zeiten den Namen der byzantinischen gesichert hat. Da, in Byzanz erlebte es die Welt, daß der „sehr christliche" Kaiser Justinian eine Buhlerin der berüchtigtsten Sorte aus dem tiefsten Schmutz des Komödiantenthums und der Prostitution zu sich auf den Thron erhob, jene Theodora, welche, nur mit einem schmalen Gürtel bekleidet, auf der Bühne abscheuliche Pantomimen agirt und in unersättlicher Wollustgier die Natur der Kargheit beschuldigt hatte [2]).

Angesichts solcher Ausschreitungen des „Fleisches" muß uns, auf dem Standpunkte von damals, die Reaktion, welche der christliche „Geist" in seiner Erscheinungsform als Möncherei dagegen versuchte, vollkommen berechtigt erscheinen. Es begreift sich, daß Menschen edleren Gehaltes, Männer wie Frauen, aus der wüsten Orgie einer bis ins Mark angefaulten Gesellschaft in die Wildniß sich sehnten und flüchteten, um da ihrem Gott in einsamer Beschaulichkeit zu leben. Der ruhige Beurtheiler wird sich durch die allerdings schon sehr frühzeitige Ausartung des Mönchthums nicht bestimmen lassen, zu leugnen, daß die ursprüngliche Idee desselben eine reine und heldische gewesen. Sie war auch eine zwingende. Denn vorausgesetzt, daß das apostolische Christenthum überhaupt eine Möglichkeit, so konnte es in der römischen Gesellschaft, wie sie einmal war, nur als Möncherei existiren. In dieser Form entsagte das Christenthum einer Welt, welche zu überwinden es nicht vermochte. Aber die Welt gibt

2) Procopii Hist. arcana, cap. 9—10.

ihre Ansprüche an den Menschen nicht so leicht auf und so sehen wir denn das Mönchthum bald als ein sehr wirksames sociales Motiv in das Leben des Mittelalters eingreifen. Nachdem im Orient vorzugsweise durch Basilius, im Okcident durch Benedikt von Nursia und seine kluge und fromme Schwester Scholastika das urchristliche Einsiedlerwesen die festen Formen und Regeln klösterlichen Zusammenlebens gewonnen hatte, wurde die Möncherei aus einer blos passiven zur aktiven, namentlich diesseits der Alpen, wo eine rauhere Natur Mönche und Nonnen zu ganz anderen Anstrengungen nöthigte, als es im Süden der Fall war. Bei uns in Deutschland, wie überhaupt im Norden sind zur karlingischen Zeit und noch lange nachher die Mönche, was auch immer ihre Schwächen sein mochten, die Bringer, Pfleger und Verbreiter materieller und geistiger Kultur gewesen. Die Klöster waren recht eigentlich Burgen der Civilisation; denn wie ihre Insassen Wälder klärten, Flüsse dämmten Getreidefelder zurüsteten, Obstbäume pflanzten, die Rebe an sonnigen Halden emporklimmen ließen, Gartengewächse einführten und daneben allerlei Handwerksgeschicklichkeit übten und lehrten, so bewahrten und pflegten sie, wenn auch in mönchisch-beschränktem Geiste, die literarischen Denkmäler der vielhundertjährigen Kulturarbeit des Alterthums. Der deutsche Bauer thut fürwahr ganz recht, wenn er noch heute die Emmeran, Gallus, Fridolin, Pirmin, Kolumban und andere als Halbgötter verehrt; aber auch der deutsche Gelehrte, welchem Möncherei und Christenthum nur noch kulturgeschichtliche Bedeutung

haben, sollte sich dankbar erinnern, daß die Götterbilder Homers und Vergils, sowie die Gedankenwelt des Aristoteles und die Redekunst Cicero's aus der eingestürzten antiken Welt in die sich aufbauende moderne in Kuttenärmeln herübergetragen wurden.

Mit der Möncherei kam natürlich auch die Nonnerei nach Deutschland. Der große Bekehrer Bonifaz, eine Art von antecipirtem Jesuiten, indem er mit unbeugsamem Fanatismus die ganze Schlauheit eines abgefeimten Diplomaten verband und seinem Zwecke, Deutschland dem römischen Stuhl zu unterwerfen, alles nutzbar zu machen wußte, — Bonifaz verstand es vortrefflich, der Frauen sich zu bedienen, und da er in Deutschland noch nicht das passende weibliche Material vorfand, ließ er eine Anzahl geistlicher Freundinnen aus England herüberkommen, wo freilich, falls dem angelsächsischen Kirchenhistoriker Beda zu trauen ist, die Nonnerei schon im 7. Jahrhundert auf bedenkliche Abwege gerathen sein mußte. Denn Beda erzählt, daß die Nonnen seines Landes ihre Meisterschaft in der Webekunst hauptsächlich dazu benützt hätten, ihre Liebhaber mit prächtigen Kleidern zu beschenken. Die angelsächsischen Mitarbeiterinnen Winfrids in seinem Missionsgeschäft waren jedoch anderen Schlages und haben ein rühmliches Andenken hinterlassen. So die gelehrte Lioba, Aebtissin des Nonnenklosters Bischofsheim an der Tauber; ferner Thekla, Aebtissin des Nonnenklosters Kitzingen, und Walpurgis, Vorsteherin des Klosters Heidenheim. Bischofsheim insbesondere wurde und blieb lange eine Pflanzschule weiblicher Bildung.

Vom 8. Jahrhundert an wurde die Zahl der deutschen Jungfrauen und Frauen, welche sich als Förderinnen der Kirche, als Gründerinnen von Klöstern, als Nonnen und Reklusen hervorthaten, in deutschen Landen immer größer und größer und wissen uns die Legenden eine Menge von weiblichen Ganz- oder Halbheiligen vorzuführen. Die Nonnenkutte war auch außerhalb der Klöster ein begehrtes und geehrtes Gewand. Es gab eine nicht geringe Anzahl von Frauen, welche dasselbe trugen und als „Gottesmägde", „Verschleierte", „Gottgeweihte" ehelos in ihren Familien lebten, zeitweilig oder für immer. Kloster- und Weltleben spielte überhaupt in dieser Zeit und noch lange nachher mannigfaltig in einander, und obgleich eine Nonne, welche ihr Gelübde brach, um in den Ehestand zu treten, exkommunicirt wurde, kam doch dieser Fall, besonders in den höheren Gesellschaftssphären, häufig genug vor und scheint man sich vor der Zeit der Gregore und Innocenze aus dem Kirchenbann überhaupt nicht eben viel gemacht zu haben. Als Regel, die freilich viele Ausnahmen zählte, galt, daß kein Mädchen vor erreichtem 25. Lebensjahre, also nicht vor Eintritt des Altjungfernthums, das bindende Klostergelübde ablegen sollte. Die Kapitularien Karls des Großen bezeugen übrigens, daß die Nonnen dem großen Organisator und Gesetzgeber nicht wenig zu schaffen machten. Es ist darin von Nonnen die Rede, welche ein vagirendes Leben führten, statt ihrem himmlischen Bräutigam treu zu bleiben sehr weltliche Liebschaften pflegten, sogar um Geld, und die Folgen derselben mittels Verbrechen beseitigten, gegen welche mit strengen Strafen

vorgefahren werden mußte. Es wird darin auch verboten, Nonnenklöster in gar zu bequemer Nachbarschaft von Mönchеklöstern anzulegen, und es wird der Verkehr von Mönchen und Nonnen unter einander, sowie von Laien und Religiosen beiderlei Geschlechts so sehr bis ins Einzelne hinein geregelt, daß augenscheinlich triftigste Gründe für eine derartige Maßregelung der häufig strauchelnden oder wohl ganz fallenden Frömmigkeit vorhanden sein mußten. Die armen Nonnen! Viele mochten ihr Gelübde unvorbedacht, in einem Anfall von Schwärmerei abgelegt haben, viele auch gezwungen, manche noch als Kinder, und nun waren sie in die düstere Zelle gebannt, während draußen Leben und Liebe riefen und lockten. Aber von Liebe, abgesehen von der himmlischen, sollten sie nicht einmal singen. Mit der ernsthaftesten Miene von der Welt verbot Kaiser Karl mittels Kapitulare vom Jahre 789 den Nonnen, Liebeslieder abzuschreiben und einander mitzutheilen („winileodos scribere vel mittere"). Oder dürfen wir vielleicht annehmen, daß der Kaiser, bekanntlich selber sehr verliebter Natur, stillvergnügt vor sich hingelächelt habe, als ihm dieses Edikt zur Unterzeichnung vorgelegt wurde? Was wir bestimmt wissen, ist, daß das in Rede stehende Verbot das Schicksal so vieler anderer Verbote hatte. Die Winilieder verstummten in den Nonnenklöstern ebenso wenig als in den Männerklöstern. Wir kommen weiterhin darauf zurück.

Die hohe Werthung des jungfräulichen Standes in der christlichen Kirche und damit auch die Verbreitung der

Nonnerei hing auf's genaueste mit dem Marienkult zusammen, welcher seit dem 5. Jahrhundert ein immer bedeutsameres Moment im Christenthum geworden war. Das „Ewig-Weibliche" hatte nicht gerastet, bis es auch in dem neuen Glauben seine mythologische Anerkennung gefunden. Man könnte die Vergottung der Mutter Jesu als eine Einräumung begrüßen, zu welcher der schneidende Spiritualismus des Juden-Christenthums der Natur gegenüber sich herbeiließ, wäre nur diese Einräumung nicht wieder dadurch illusorisch gemacht — wenigstens im Sinne der Dogmatiker — daß die Figur der Maria sofort wieder in die Region der Unnatur hinübergerückt wurde, indem man sie, deren Anspruch auf Göttlichkeit doch gerade auf ihrer Mutterschaft beruhte, mit aller Gewalt wieder zur Jungfrau, zur ewigen Jungfrau machte. Dieser Afterwitz, wie noch so mancher andere, ging aus dem Kreise jener griechisch-alexandrinischen Tiftler hervor, welchen es ja gelungen ist, die an sich so einfachen und menschlich-schönen Vorgänge der evangelischen Sagengeschichte zu einer Philosophie der Unvernunft zu verflüchtigen. Einer dieser Tiftler zwar, der Kirchenvater Epiphanius, scheint im 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung noch eine lebhafte Erinnerung an den menschlich-schönen Olymp der Hellenen bewahrt zu haben, wenigstens in lichten Augenblicken. Denn da sah und beschrieb er in seinem „gegen die Ketzer" gerichteten „Panarion" in der Maria die christliche Venus, das Ideal weiblicher Schönheit)[3].

3) Es dürfte für die Leserin und wohl auch für den Leser nicht unangenehm sein, das weibliche Schönheitsideal, wie es sich der

Die Vorstellung von der Mutter Jesu mußte jedoch noch die widerwärtige Procedur des sogenannten nestorianischen Streites durchmachen, bevor sie zu dogmatischer Festigkeit gelangte. Es handelte sich dabei um den Streitpunkt, ob, wie Nestorius wollte, Maria als „Christusgebärerin“, oder, wie seine Gegner verlangten, als „Gottesgebärerin“ schlechthin zu verehren wäre. Die nestorianische

Phantasie eines Kirchenvaters darstellte, näher anzusehen. „Die schönste der Frauen, sagt Epiphanius, war Maria durchaus wohlgestaltet und weder zu kurz noch zu lang. Ihr Leib war weiß, schöngefärbt und fehllos, ihr Haar lang, weich und goldfarben. Unter einer wohlgebildeten Stirne und schmalen, braunen Brauen leuchteten ihre mäßig großen Augen hervor, mit einem Lichte wie das des Sapphirs. Das Weiße darin aber war milchfarben und glänzend wie Glas. Die gerade und regelrecht gestaltete Nase, sowie der Mund mit den schöngeschnittenen und rosenfarbenen Lippen waren lieblich anzusehen. Ihre reinen und schöngereihten Zähne verglichen sich an Weiße dem Schnee. Jedes ihrer Wänglein war wie eine Lilie, auf welcher ein Rosenblatt liegt. Ihr schöngerundetes Kinn trug ein Grübchen, die Kehle war weiß und blank, der Hals schlank und von rechter Länge. Ihre weißen Hände zeigten lange und schmale Finger mit reinen und wohlgeformten Nägeln. Schön war ihr Gang, anmuthig ihr Minnespiel, züchtig all' ihr Gebaren. Summa: Gottes Sohn ausgenommen, besaß niemand einen so schönen und reinen Leib wie die Jungfrau Maria“ . . . . . Merkwürdig ist an diesem, meines Wissens in solcher Ausführlichkeit ältesten Marienbilde der Umstand, daß es, obgleich von einem Palästinenser entworfen, durchaus den Typus germanischer Frauenschönheit trägt: goldblondes Haar, blaue Augen, Lilienweiß und Rosenroth der Wangen. Die künstlerische Tradition der Madonnenbildnerei in Worten und Farben hat bekanntlich diesen Schönheitstypus im ganzen bis auf unsere Tage herab festgehalten.

Ansicht unterlag der gegnerischen auf dem Koncilium zu Ephesus (i. J. 431) und unlange darauf weihte der römische Bischof Sixtus III. der „Jungfrau“ Maria, der „Gottesgebärerin“, deren Kultus bis dahin im Abendland nur ein unbestimmter und schüchterner gewesen war, zu Rom die neuerbaute Basilika des Liberius auf dem esquilinischen Hügel, wohl der erste Tempel, welcher ausdrücklich der Gottesmutter gewidmet wurde[4]). Hiermit war die neue Göttin feierlich als Chorführerin der gesammten Schar der Heiligen inthronisirt. Ihr Dienst verbreitete sich von Rom aus über den Westen und Norden Europas und das „Ave Maria!“ wurde in der ganzen Christenheit ein häufigstes und heiligstes Schiboleth, eine wahre Zauberformel, von deren alles bewältigender Kraft zahllose Legenden zu singen und zu sagen wissen. Denn Maria ist der Lieblingsgegenstand der christlichen Poesie und Kunst geworden: alles menschlich Schöne und menschlich Rührende in dem neuen Glauben knüpfte sich an diese Frauengestalt. Mit welcher Innigkeit aber die Mutter Jesu bei uns in Deutschland schon im 9. Jahrhundert verehrt wurde, zeigt uns eines der bedeutendsten Werke, welche die christliche Dichtung hervorgebracht hat. Ich meine jene in altsächsischer Sprache gedichtete Evangelienharmonie, welche zur angegebenen Zeit geschaffen wurde, der Sage nach auf Anregung Ludwigs des Frommen durch einen sächsischen Bauer, welcher aber ein Bauer gewesen sein müßte, wie

---

4) Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter. I, 108, 180.

es nachmals keinen mehr gegeben. Dieses Gedicht, welchem der Herausgeber Schmeller den Titel „Heliand“ (Heiland) gab, ist ohne Frage das großartigste poetische Denkmal unserer ältesten Literatur. Es erzählt die Geschichte Jesu nach den Angaben der Evangelien, aber es erzählt sie so, daß die Erzählung durchweg den Stempel eines deutschen Originalwerkes erhält. Ganz im Gegensatze zu der Unfreiheit, womit sonst die älteste geistliche Dichtung in Deutschland römische Vorbilder nachahmte, hielt der ungenannte sächsische Sänger an den Ueberlieferungen und der Tonart des alteinheimischen Heldengesanges fest und durchtränkte seinen biblischen Stoff so glücklich mit nationalen Anschauungen, daß er mit echtepischer Naivität durchweg den Eindruck hervorbringt, als hätte die Geschichte Jesu auf deutschem Boden gespielt. Maria nennt er wiederholt „der Weiber schönstes“ und überall, wo er auf sie zu sprechen kommt, klingt der volle Ton altgermanischer Frauenverehrung an[5]. Als ein sehr

5) So z. B. in der Stelle, wo der Maria ihre hohe Bestimmung verkündigt wird und welche nach Kannegießers Neuhochdeutschung des Heliand (S. 8. fg.) lautet: —

„Da sandte Gott seinen Boten
Nach Galiläaland, Gabriel hieß
Des Allwaltenden Engel, wo ein Weib er wußte,
Eine minnige Magd, Maria mit Namen,
Eine mannbare Dirne. Ein Degen auch hatte
Sie erkoren, Joseph, guten Geschlechts;
Die Tochter Davids, die theure, sie war
Schon anverlobt ihm, als der Engel Gottes
In Nazarethburg beim Namen sie nannte,

charakteristischer Zug des deutschen Mariendienstes ist das „Minnetrinken“ zu Ehren der jungfräulichen Gottes-

Entgegen ihr trat und von Gott sie grüßte.
Heil dir, Maria, sprach er,
Du bist deinem Herrn lieb,
Dem Waltenden theuer; du Weise, Verständige,
Du Weib voll Gnaden, du, aller Weiber
Auserwählte, Geweihte, sei nicht weibisch verzagt,
Sei gefasst und furchtlos! Nichts Fährliches bring' ich,
Heuchelei nicht noch Heimtück'. Du sollst unsers Herrn sein,
Mutter unter Mannen, ein Mannkind soll dir werden
Vom Herrn des Himmels. Heiland soll er heißen
Mit Namen bei den Menschen. Nie endet und nimmer
Das weite Reich, das er wird verwalten,
Der mächtige Meister. Doch die Magd drauf sagte
Zu dem Engel Gottes, die allerebelste,
Holdselige, heit're: Was soll ich? so sprach sie,
Wie werd' ich doch Mutter? Nie Mannes kundig
Mein Lebtag war ich! Da ließ sich verlauten
Allvaters Bote, dem Weib antwortend:
Zu dir soll der heilige Geist von der Himmelsau kommen,
Durch Gottes Kraft ein Kind du gebären
Zur Welt allhier. Des Waltenden Kraft
Soll dich vom höchsten Himmelskönige
Beschatten mit Stralen. Schöneres erschien nie
Im Menschengeschlecht als durch die Macht Gottes
In der weiten Welt hier. Da ward des Weibes Sinn
Zugewandt dem Wunsch und Willen Gottes
Nach Gabriels Begehr. Ganz ergeb' ich mich, sprach sie,
Bereit, mich zu richten nach dem Rathschluß Gottes,
Denn des Höchsten bin ich und hoffe zu vollenden
Das Werk auf dein Wort, da es der Will' und Wunsch ist
Meines Herren und mein Herz nicht zweifelt

mutter hervorzuheben. Es war uralter germanischer Brauch gewesen, beim festlichen Mahle den Göttern oder vielmehr diesem oder jenem bestimmten Gotte, dieser oder jener bestimmten Göttin ein Trankopfer zu spenden, indem man zum Gedächtniß derselben einen Becher leerte. Man hieß diese Ceremonie Minnetrinken, weil ja das Wort Minne ursprünglich Andenken bedeutete[6]). Wie unzählige andere religiöse Bräuche nahmen unsere Altvorderen auch diesen mit ins Christenthum herüber, und wie ihre Ahnen Wuotans oder Frouwa's Minne getrunken, so tranken sie nun Christi oder Mariens Minne. Maria nahm in der Anschauung der bekehrten Deutschen überhaupt die Stelle ein, welche die Frouwa oder Holda innegehabt hatte, und man kann kühnlich behaupten, daß die der mütterlichen Jungfrau zugetheilte Rolle einer Vermittlerin zwischen der Gottheit und der Menschheit unter allen Völkern von dem deutschen im tiefsten und innigsten

Mit Wort und Weise. So erwies, wie ich hörte,
Willfährig das Weib sich dem Willen Gottes
Mit gutem Glauben und glimpflichem Sinn.
Und mit lauterer Treue trug den heiligen Geist sie,
Das Kind im Schoß, und verschwieg es in der Brust nicht
Und sagt' es selber aufrichtigen Sinnes,
Daß der Stral sie beschattet der schöpf'rischen Kraft
Des Heiligen vom Himmel."

6) Minne leitet sich her von der gothischen Wurzel man, ich denke, woraus gaman, ich gedenke, und weiter das althochdeutsche minnôn, gedenken, nämlich des Geliebten, also lieben und minna, liebevolles Gedenken, zärtliches Meinen, Liebe. Die Belegstellen für das Minnetrinken bei Grimm, Mythologie, 53 fg.

Sinne gefasst worden sei. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ — dieses Wort, womit das größte Dichterwerk der germanischen Welt schließt, war im Mittelalter eine religiöse Wirklichkeit.

Die Kirche mußte, indem sie sich der Gewissen bemächtigen wollte, vor allem darauf ausgehen, auf die Familienverhältnisse Einfluß zu gewinnen. Sie unternahm daher eine Umbildung der germanischen Ehe im christlichen Sinne, indem sie Polygamie und Kebsenwesen bekämpfte und die Unauflösbarkeit des ehelichen Bandes als Regel feststellte. Als Ausnahmen von der Regel ließ sie gelten den Ehebruch, lebensgefährliche Nachstellung, welche der Mann der Frau oder die Frau dem Manne bereitete, Verbannung des einen Ehegenossen, Unvermögen des Mannes, Unfruchtbarkeit oder Kränklichkeit der Frau, endlich gegenseitiges Einverständniß zu heiligen Zwecken, d. i. Trennung der Gatten behufs des Eintritts eines derselben oder beider ins Kloster[7]). Indessen kann nicht verschwiegen werden, daß weder die kirchlichen Ehegesetze, noch die theoretische Hochschätzung mönchischer und nonnenhafter Keuschheit, noch auch der aufkommende Mariendienst mächtig genug waren, das karlingische Zeitalter vor grober Sittenlosigkeit zu bewahren. Die geschlechtliche Verwilderung der merowingischen Zeit griff augenscheinlich genug in die karlingische herüber und Kaiser Karl selber gab hierin seinem Hause und seinem Reiche ein nichts weniger als erbau-

7) Corp. jur. German. antiq. ed. Walter II, 33 seq.

liches Beispiel. In wie hohem Grade der große Herrscher dem Liebesgenuß ergeben gewesen, hat die Sage in ihrer Weise für die Nachwelt veranschaulicht, indem sie den Kaiser als unter dem Bann eines höllischen Minnezaubers stehend darstellte [8]). Daß überhaupt an Karls Hof ein sehr freier Ton, eine sehr laxe Auffassung des Verhältnisses der beiden Geschlechter herrschte, ist unzweifelhaft. Zwar drücken sich die Zeitgenossen Karls und seines Nachfolgers, welche die Biographen dieser Monarchen waren, ein Einhard, ein Thegan und andere, sehr vorsichtig aus, wie es von Höflingen nicht anders zu erwarten ist; aber was sie sagen oder andeuten, ist hinreichend, das geäußerte Urtheil zu begründen. Einhard, der Schüler Alkuins, neben seinem Mitschüler Angilbert eine der Hauptstützen der von Karl begründeten kirchlich-lateinischen, am Hof und in den Klosterschulen gepflegten Bildung, meldet über die ehelichen und väterlichen Beziehungen des Kaisers Folgendes. Seine erste Gemahlin (Berterad? Desiderata? Sibylla?), die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, verstieß er schon nach einem Jahre und vermählte sich mit der Hildegard, einer Schwäbin aus erlauchtem Geschlechte, welche ihm drei (eigentlich vier) Söhne und drei Töchter, Hruotrud, Bertha und Gisla, gebar. Von seiner dritten Gemahlin Fastrada hatte er zwei weitere Töchter, Theoderada und Hildtrud, und eine Kebse gebar ihm die Ruodhaid. Seine vierte Gemahlin,

---

8) S. das Gedicht „Minnezauber", aus Enenkels Weltbuch mitgeth. in Von der Hagens „Gesammtabenteuer", II, 619 fg.

Liutgard, war kinderlos. Nach ihrem Tode hatte er noch drei Kebsweiber, die Gerswinda, welche ihm eine Tochter, Adaltrud, gebar, die Regina und die Adalinde. Die Erziehung seiner Kinder richtete er so ein, daß Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterwiesen wurden. Dann mußten die Söhne, sobald es nur ihr Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Wollenarbeiten abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen, damit sie sich nicht an den Müssiggang gewöhnten, und ließ er sie anleiten zu guter Zucht. Leider hat diese Anleitung nicht die gehofften Früchte getragen, denn Karls Töchter schlugen keineswegs ihrer Großmutter von väterlicher Seite nach, jener Bertha, deren hausmütterliche Tugenden die Sage feierte, indem sie ihr den Ehrennamen der Spinnerin gab. Da Karls Töchter, fährt Einhard fort, ungemein schön waren und von ihm auf's zärtlichste geliebt wurden, so ist es sehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem seiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte; aber er sagte, er könnte ohne ihre Gesellschaft nicht leben, und behielt sie alle bis zu seinem Tode bei sich zu Hause. Darob mußte er, sonst so glücklich, die Tücke des Schicksals erfahren; er ging jedoch so über die Sache hinweg, als wäre nie der geringste Verdacht ob eines Fehltritts gegen sie entstanden oder ein Gerücht darüber laut geworden [9]). Daß Einhard hiermit auf verliebte Abenteuer

9) Eginhardi vita C. M. cap. 18, 19.

der Prinzessinnen hindeutet, wird sofort klar, wenn wir die wohlbezeugte Thatsache beachten, daß Karls Töchter uneheliche Kinder hatten. So die Hruotrud von dem Grafen Rorich einen Sohn, so die Bertha von dem gelehrten Angilbert zwei Söhne [10]). Es ist möglich, daß diese Liebschaften nachträglich die Weihe eines rechtmäßigen Verhältnisses erhielten, wie ja auch in der allbekannten Sage von der Liebschaft Einhards und Karls Tochter Imma diese missliche Sache so zurechtgelegt erscheint. Schade nur, daß jene romantische Geschichte von den nächtlichen Zusammenkünften der beiden Liebenden, von dem bedrohlichen Schneefall, von der sinnreichen Beseitigung dieser Gefahr und von der schließlichen Verzeihung des kaiserlichen Vaters vor der Kritik nicht bestehen kann. Einhards Frau hieß nämlich allerdings Imma, aber sie konnte keine Tochter des Kaisers sein, aus dem einfachen Grunde, weil Karl gar keine Tochter dieses Namens hatte [11]). Im übrigen setzten die Prinzessinnen ihren leichtfertigen Lebenswandel nach dem Tode des nachsichtigen Vaters fort, zum nicht geringen Aerger ihres Bruders Ludwig. Der ungenannte Zeitgenosse, welcher neben Thegan das Leben des frommen Kaisers geschrieben hat, erzählt, daß den von Natur so milden Sinn Ludwigs das ärgerliche Treiben seiner Schwestern

10) Der Jüngere derselben, der Chronist Nithart, bezeugt im 4. B. 5. K. seiner Chronik selber seine Abkunft. Geschichtschr. d. d. V. IX. Jahrh. 6. Bd. S. 64.

11) S. d. Unters. über Einhard und Imma von Abel, Geschichtschr. d. d. V. IX. Jahrh. 1. Bd. S. 56 fg.

schwer betrübte und erzürnte und daß er, um wenigstens den Anstand zu wahren, einige Männer, die sich durch „gräuliche Unzucht“ besonders hervorthaten, aus der Umgebung der Prinzessinnen gewaltsam entfernen ließ [12].

Wenn es am Hofe so herging und höchstgestellte Frauen ein solches Beispiel gaben, so konnte nicht ausbleiben, daß es auch in niedrigeren Kreisen mit weiblicher Zucht und Sitte im allgemeinen übel bestellt war. Das „Weiberhaus“ (Geneztunk, genecium, verdorben aus dem griechischen γυναικεῖον) ist wohl schon zur karlingischen Zeit berüchtigt gewesen als ein Sitz der Ausschweifung und von ihm übertrug sich der Name auf die Stätten der Prostitution im Mittelalter, welche ja auch „Frauenhäuser“ hießen. An und für sich war zur karlingischen Zeit das Weiberhaus, auch Schrein (screona) genannt, der von den übrigen Gebäulichkeiten eines Gutes abgesonderte Raum, allwo die hörigen Mägde unter der Aufsicht einer Schaffnerin ihren Arbeiten oblagen. Die Sorge für die Bekleidung, auch der Männer, war nämlich damals und noch weit ins Mittelalter hinein ausschließlich Sache der Frauen. In den Weiberhäusern wurden demnach die hierfür erforderlichen Linnen- und Wollenarbeiten vorgenommen, hier waren die Frauen mit Klopfen, Hecheln, Spinnen und Weben von Hanf, Flachs und Wolle, mit dem Zuschneiden und Nähen der Kleider für die Befriedigung eines höchst wichtigen Zweiges menschlicher Bedürfnisse thätig, wobei schon nicht allein das Noth-

---

12) Geschichtschr. d. d. V. IX. Jahrh. 5. Bd. S. 25 fg.

wendige ins Auge gefasst wurde, sondern auch das Zierliche. Denn wir erfahren aus Kaiser Karls Verordnungen über die Genecien, daß in denselben auch die Kunst des Stickens im Schwange ging und daß die Frauen verstanden, in die Kleiderzeuge und Teppiche mit Nadel und Weberschiff „Figuren" hineinzuzeichnen. Aber daneben mögen manchen Gutsherrn die Geneztunke zugleich als Hareme gedient und auch andere Männer zur Verübung von Ungebür angelockt haben. Auf letzteres deuten wenigstens die in den älteren und jüngeren mittelalterlichen Rechtsbüchern dagegen getroffenen Vorkehrungen. Das alemannische Recht büßte die Schwächung einer Magd, welche Kleider zu verfertigen im stande war, mit 6 Schillingen und der Sachsenspiegel bestimmte naiv: Wer eine gewöhnliche Magd „ohne ihren Dank (d. i. wider ihren Willen) beliegt", soll 3 Schillinge, wer eine Schaffnerin, soll 6 Schillinge Strafgeld bezahlen.

Da wir gerade von hörigen Frauen sprechen und einen heikelsten Punkt in ihrem Dasein berührt haben, so dürfte hier ein passender Ort sein, auch des vielberufenen sogenannten „Rechtes der ersten Nacht (jus primae noctis)" zu gedenken. Wie schon im ersten Buch erwähnt worden, hing die Verheiratung der Hörigen und Leibeigenen beiderlei Geschlechts von der Einwilligung des Gutsherrn, beziehungsweise seines Verwalters ab. Für diese Einwilligung, wodurch die zu schließende Ehe unter den Schutz der Herrschaft kam, wurde von dem Bräutigam eine Abgabe entrichtet, das Heiratsgeld oder der Ehezins (maritagium), in den verschiedenen deutschen

Landen unter verschiedenen Namen bekannt (Bettmund, Bedemund, Hemdschilling, Frauengeld, Jungfernzins, Stechgroschen, Vogthemd, Nadelgeld, Bumede, Schürzenzins, Bunzengroschen). Daß dieses Herrenrecht der Unschuld leibeigener oder höriger Mädchen vielfach gefährlich werden mußte, lag in der Natur des ganzen Verhältnisses zwischen Herren und rechtlosen Mägden. Aber es ist uns außerdem, wenigstens aus drei Ländern Europas, glaubwürdig bezeugt, aus Frankreich, Russland und Schottland, daß der Missbrauch förmlich zu einem Recht versteinert war: der Herr hatte das Recht der ersten Nacht bei der leibeigenen Braut[13]). Was Deutschland angeht, so finden sich auf deutschem Boden nur wenige Spuren eines solchen tiefunsittlichen Rechtes oder besser Unrechtes, aber doch immerhin deutliche Spuren, förmliche Rechtsurkunden, die, wenn auch in ihrer jetzigen Form erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgezeichnet, entschieden auf ein höheres Alter zurückweisen und deren bezügliche Bestimmungen man nicht willkürlich beseitigen

---

13) Du Cange, Glossar. cum. supplem. Carpenterii, Adelungii et alior. ed. G. A. L. Henschel (Par. 1845), tom. IV., pag. 281 seq. („Marcheta"), pag. 296 seq. („Maritagium"). Ewers, d. älteste Recht der Russen, S. 70 fg. Schottland betreffend, übersetze ich aus Spelmann's Glossar. archaiolog. (1687) die Stelle: — „Unter den alten Schotten herrschte der garstige Brauch (consuetudo), daß der Herr die Braut des Vasallen in der ersten Nacht umarmte und die Blume ihrer Keuschheit pflückte." In Frankreich hieß das Recht droit du cullage oder droit de prélibation.

oder gar für „scherzhafte Ausdrücke“ ausgeben kann. Merkwürdiger Weise stammen die fraglichen Urkunden beide aus der Landschaft Zürich und ist die eine unter dem Namen der „Offnung von Maur am Greifensee“ v. J. 1543 schon seit längerer, die andere, die „Offnung der Hausgenossen zu Hirslanden und Stadelhofen“ v. J. 1538, erst seit kürzerer Zeit bekannt[14]). Es ist auf-

14) Aber sprechend die hoflüt, weller hie zu der helgen ee kumbt, der sol einen meyger (Gutsverwalter) laden und ouch sin frowen, da sol der meyger lien dem brütgam ein haffen, da er wol mag ein schaff in geseyden, ouch sol der meyger bringen ein fuder holtz an das hochtzit, ouch sol ein meyger und sin frow bringen ein viertenteyl eines schwynsbachen, und so die hochzit oergat, so sol der brütgam den meyger by sim wib lassen ligen die ersten nacht, oder er sol sy lösen mit 5 Schilling, 4 Pfenning. Grimm, Weisthümer, I, 43. Ouch hand die Burger die Rechtung, wer der ist, der uf den Güttern, die in den Kelnhof gehörend, die ersten nacht bi sinem Wibe ligen wil, die er nüwlich zu der Ee genommen hat, der sol der obengenannten Burger Vogt dieselben ersten Nacht bi demselben sinem Wibe lasen ligen, wil er aber das nüt thun, so sol er dem Vogt geben vier Schilling und dryg Züricher Pfenning, weders er wil, die Wal hat der Brugom (Bräutigam). Zeitschr. f. schweiz. Recht, IV. I, 76. Ueber den im Text beregten Gegenstand vgl. Grimm Rechtsalterth. S. 384: Walter, Deutsche Rechtsgesch. II, 15; Osenbrüggen, Deutsche Rechtsalterth. aus d. Schweiz (Monatsschr. d. wissenschaftl. Vereins in Zürich III, XI, 360 fg.); Bluntschli, Staats- und Rechtsgesch. der Stadt und Landsch. Zürich, 2. A. II, 192 fg. Bluntschli hält die das jus primae noctis feststellende Aeußerung in dem Weisthum von Maur — das von Hirslanden kannte er noch nicht — für einen „scherzhaften Ausdruck“, obgleich er nicht leugnen will, „daß nicht manche Herren aus dem Scherze

fallend, daß die Oertlichkeit, wo diese Dokumente in Geltung waren, noch nie mit dem Umstand in Beziehung gesetzt wurde, daß in den beiden Ländern, in Frankreich und Schottland, wo das Recht der ersten Nacht glaubhaft nachweisbar, der Grundstamm der Bevölkerung keltisch war. Hatten doch auch im Zürichgau vor der germanischen Invasion Kelten gesessen und so ist vielleicht im Hinblick darauf, daß gerade nur hier und sonst nirgends in Deutschland das in Rede stehende Recht urkundlich festgestellt sich vorfindet, die Vermuthung statthaft, daß dasselbe ursprünglich ein keltisches gewesen. Freilich steht wieder die leidige Thatsache, daß auch anderwärts in Deutschland der Ehezins der Hörigen existirte, dem Versuch entgegen, das Germanenthum von diesem Unrecht reinzubrennen, und so bleibt nur die Annahme übrig, das vorschreitende Gefühl der Menschlichkeit habe es den Hörigen schon frühzeitig ermöglichen wollen, der fraglichen Schmach zu entgehen, und zwar durch Leistung einer nicht zu hoch gegriffenen Steuer. Daß aber diese Steuer den Sinn eines Loskaufs der leibeigenen Bräute von dem Herrenrecht der ersten Nacht hatte, darüber gestatten die angezogenen Rechtsurkunden gar keinen Zweifel.

Ernst zu machen wußten." Aber es ist doch wahrhaftig eine ganz neue Entdeckung, daß die alten Rechtssatzungen nur so zum Spaß niedergeschrieben worden wären, gleichsam zu dem Zwecke, einem späteren Juristen Gelegenheit zu geben, zu sagen: „Das ist der Humor davon." Die Behandlung des Gegenstandes in Maurers „Geschichte der Fronhöfe und Bauernhöfe in Deutschland", III, 168 fg., ist ganz unzulänglich.

Es steht uns Nachgeborenen übrigens kaum zu, über diese mittelalterliche Barbarei uns zu ereifern. Denn der Schürzenzins ist zwar aus unseren Gesetzbüchern verschwunden, aber der Usus oder Abusus ist geblieben: nur heißen die Nutznießer und Opfer desselben jetzt nicht mehr Herren und Hörige, sondern Reiche und Arme . . .

Wenden wir uns von dieser Episode zur kaiserlichen Pfalz des großen Karls zurück, so beschäftigt uns zunächst die Aufgabe, von der äußeren Erscheinung der Menschen, welche dort aus- und eingingen, namentlich aber der Damen, ein möglichst anschauliches Bild zu entwerfen. Karl, wenn auch wie alle wahrhaft großen Männer für seine Person in Tracht und Lebensweise der Einfachheit zugethan, wußte dennoch bei jeder feierlichen Gelegenheit einen Pomp zu entfalten, wie er dem Herrn des Abendlandes zukam. Freilich wies dieser Hofprunk, wie das auch die kaiserlichen Pfalzen zu Ingelheim, Nimwegen und Aachen thaten, welche aus in Italien zusammengerafften Beutestücken antiker Kunst mehr nur aufgeblockt als aufgebaut waren, noch immer ein barbarisches Gemisch von Reichthum und gespreizter Ungefügheit auf, gerade wie die lateinischen Hexameter des Poeten, welcher in den karlingischen Palästen die Töne Vergils nachzustammeln unternahm und hier unser Gewährsmann ist. Der schon genannte Angilbert nämlich, welchen man einen karlingischen Hofrath oder Hofprofessor heißen könnte, hat seinen kaiserlichen Gönner und Schwiegervater mittels eines biographischen Lobgedichtes verherrlicht, das jedoch nur bruchstücksweise auf uns gekommen ist. Eines

dieser Bruchstücke malt den Auszug des Kaisers und seiner Familie zu einer festlichen Jagd mit Farben, welche deutlich erkennen lassen, was für Anforderungen man damals an Damen stellte, die für schön, elegant und modisch gelten wollten. Es ist in seiner Art ein vollständiges Bild des vornehmen Lebens jener Zeit.

Inmitten zahlreichen Gefolges tritt die Königin Liutgard, des erhabenen Karls anmuthvolle Gemahlin, aus dem hohen Gemache hervor, blendenden Nackens, der mit der Farbe der Rosen wetteifert. Purpurne Binden umwinden ihr die schneeigen Schläfen, von Steinschmuck schimmert der Hals, in doppelten Purpur ist das Linnenkleid getaucht, goldene Schnüre halten den Mantel fest und auf dem Haupte funkelt die Krone von Gold und Edelgestein. Sie besteigt das prächtig geschirrte Pferd und eine Schar edler Jünglinge und Jungfrauen bereitet sich, ihr zu folgen. Hinter ihr reitet Prinz Karl mit seinem Bruder Pipin und durch die geöffneten Thore strömt der glänzende Jagdzug hinaus. Hörnerschall und Hundegebell erfüllen die Lüfte. In stolzer Ruhe reitet Hruotrud an der Spitze der Damen. Auf ihrem blonden Haar liegt die purpurne Binde, schimmernd von Edelsteinen, und darüber der goldene Kronenreif. Eine stralende Spange hält den Mantel vor der Brust zusammen. Weiterhin glänzt Bertha aus der Reihe der Frauen und Mädchen hervor. Männlichen Geistes, gleicht sie an Antlitz, Blick, Stimme und Haltung dem erlauchten Vater. Ein goldner Reif umzirkt ihre Stirne, durch die blonden glänzenden Haare sind goldene Schnüre geschlungen, des

Halses Schnee birgt sich unter köstlichem Marderpelz, das Kleid funkelt von Topasen und andern Edelsteinen in goldener Fassung. Dann kommt Gisla, die blendend weiße Schöne. Purpurfäden durchziehen das zarte Gewebe ihres Schleiers, der auf den rosig angehauchten Hals und Nacken niederfällt. Wie Silber schimmert ihre Hand, wie Gold ihre Stirne, ihre Augen besiegen an Feuer die Sonne und sicher lenkt sie das flüchtige Roß. Hurtig reitet Ruodhaid einher, auf blühendem Haupt die gemmengeschmückte Krone. Fuß, Nacken und Haar erstralen von vielfarbigen Steinen, um die Schultern fliegt der seidene, schmelzverzierte Mantel, vor dem Busen mit goldener Nadel geheftet. Dann Theoderade, die zierlichen Füße in von Steinschmuck schimmernde Schuhe gesteckt. (Der gute Angilbert vergleicht diese Schuhe dem sophokleischen Kothurn, und wenn das nicht eine übelgewählte Redefigur ist, müssen sie recht dicke Sohlen gehabt haben.) Ihre Stirn leuchtet, ihr Haar beschämt an Glanz das Gold, wie Sterne blitzen ihre Augen, eine Kette von echten Smaragden trägt sie um den blendenden Hals, mit dunkelm Rauchwerk ist ihr schimmernder Mantel verbrämt und auf schneeweißem Roß sprengt sie feurig dahin, umrauscht von glänzendem Frauengefolge [15]).... Man sieht, an Schmuck fehlte es den karlingischen Damen nicht. Sie brachten es auch, übrigens im Wetteifer mit den Männern, glücklich dahin, daß schon im J. 808 der über-

15) Monumenta Germaniae historica, ed. Pertz; Scriptor. II, 398.

mäßige Kleiderluxus von staatswegen beschränkt werden mußte. Allerdings ging die bezügliche Verordnung nur auf Einschränkung des übermäßigen Aufwands, welcher mit dem Pelzwerk (Ausfütterung und Verbrämung von Röcken und Mänteln bei beiden Geschlechtern) getrieben wurde; nichtsdestoweniger jedoch haben wir in ihr den Keim von allen den „Kleiderordnungen“ zu erkennen, womit sich zum großen Missbehagen modischer Herren und Damen die mittelalterlichen Obrigkeiten so viel zu schaffen machten und zwar, wie bekannt, stets mit sehr problematischem oder wenigstens nur augenblicklichem Erfolge. Denn wenn sogar auf dem Felde der Politik, wie jedermann weiß, die „Diplomaten im Unterrock“ die gefährlichsten und unwiderstehlichsten sind, wie wäre ihnen vollends auf dem Gebiete der Mode nachhaltig zu widerstehen? Selbstverständlich hatte sich auf diesem Felde auch vor Alters, wie noch heute, das Unschöne, oft geradezu Tolle und unbegreiflich Abgeschmackte des größten und dauerndsten Beifalls zu erfreuen. Denn die Gemeinde der Unvernunft war, ist und wird immer sein die zahlreichste auf Erden. Die Geschichte der deutschen Frauentracht wird uns zu dieser traurigen Wahrheit noch manche Illustration liefern.

Als Angilbert in den Stralen höfischer Gunst und der Liebe einer Prinzessin sich sonnend, seiner Begeisterung über die karlingische Herrlichkeit in aufgebauschten Versen Luft machte, als er die feurigen Augen dieser Kronenträgerinnen, worunter sein eigenes Liebchen, das Goldblond ihrer Haare, ihren rosigen Teint, ihre

zierlichen Hände und Füße, ihr sicheres und anmuthiges Gebaren beschrieb, da hat er gewiß nicht daran gedacht, daß der karlingischen Dynastie ein so baldiges und trübsäliges Ende beschieden sein könnte. Hundert und elf Jahre nach jenem, wo der große Karl im Sankt Peter das Danaergeschenk der römischen Kaiserkrone empfangen hatte, erlosch die deutsche Linie seines Stammes mit Ludwig dem Kind und es war dieser Ausgang der Karlinger nicht etwa ein rascher, glänzender, tragischer, sondern vielmehr nur ein ruhmloses Hinsterben nach langem Siechthum, welches bekanntlich schon mit Karls Nachfolger, dem frömmelnden und unfähigen Ludwig, begonnen hatte. Es ist nicht unsere Sache, die Phasen dieser Krankheitsgeschichte zu verfolgen; aber als Gegenbild der vorhin gegebenen Scene aus dem Hofleben unter Karl dem Großen wollen wir eine weitere aus dem Leben seines Urenkels, Karls des Dicken, hervorheben, welche allerdings der urkundlichen Beglaubigung entbehrt, jedoch in alten Ueberlieferungen der Hauptsache nach übereinstimmend erzählt wird. Es ist das Gottesurtheil gemeint, welchem Richardis, die zweite Gemahlin Karls des Dicken, sich unterwerfen mußte. Es war eben kein Wunder, daß ihr Tropf von Gemahl dieser Dame nicht gefiel; allein sie hatte überhaupt kein Gefallen an den Männern und scheint eine jener asketischen Frauen gewesen zu sein, wie wir solche im Mittelalter nicht selten aus zuchtlosesten Umgebungen auftauchen sehen. Karl der Dicke, dessen Befähigung und Thatkraft zu seinem Wollen, das Reich Karls des Großen wieder herzustellen, im lächerlichsten

Missverhältnisse stand, wurde von seinem Kanzler Liutward, Bischof von Vercelli, beherrscht. Eine Partei bei Hofe zettelte gegen den ehrgeizigen Priester eine Ränkelei an, indem sie Karls Gemahlin eines ehebrecherischen Umgangs mit dem Bischof beschuldigte. Karl war schwach genug, dieser ärgerlichen Anklage den Lauf zu lassen; allein die Ankläger hatten sich in dem Charakter der Richardis verrechnet. Denn sie bot der Beschuldigung Trotz, mit der Behauptung, daß sie nie von einem Manne, nicht einmal, ungeachtet zwölfjähriger Ehe, von ihrem kaiserlichen Gemahl berührt worden und noch Jungfrau wäre. Ein Gottesurtheil sollte darüber entscheiden. Eine älteste Tradition setzt diesen außerordentlichen Vorgang in das Jahr 887 und lässt die angeschuldigte Kaiserin ihre Unschuld durch die Wasserprobe erweisen. Der bekannte Chronist Twinger von Königshofen dagegen, welcher zu Ende des 14. Jahrhunderts schrieb, sagt: „Das (ihre Unschuld) bewerte sü domitte, daß sü ein gewihset Hemede ane det und domit in ein Für gieng und bliep unversert von dem Füre". Twinger mochte sich dabei auf die Kaiserchronik stützen, ein aus dem 12. Jahrhundert stammendes und im 13. überarbeitetes Reimwerk, welchem zufolge Richardis das Gottesurtheil der Feuerprobe siegreich bestand und zwar mit einem wachsgetränkten Hemd angethan [16]). Sehr begreiflich wollte die

16) Die betreffende Stelle der Kaiserchronik lautet neuhochdeutsch:

„Sie schlüpfte in ein Hemde,
Das dazu gemachet war.

so streng Geprüfte von ihrem Gemahle nichts mehr wissen, sondern begab sich in das von ihr gestiftete Kloster Andlau im straßburger Sprengel, wo sie 896 im Geruche der Heiligkeit starb.

Die Berufung auf ein Gottesurtheil blieb das ganze Mittelalter hindurch ein letztes Mittel angeklagter Frauen, sich zu reinigen. Die Ordalien umfassten, neben dem schon früheren Ortes berührten gerichtlichen Zweikampf, verschiedene Proben, bei welchen wir einen Augenblick verweilen wollen, da wir später bei Vorführung des Hexenprocesses darauf zurückzudeuten haben. Vorwiegende Proben waren die durch Feuer oder durch Wasser. Bei Anwendung des Feuerurtheils mußte der oder die Beweisende die bloße Hand ins Feuer halten und, wenn er oder sie schuldlos sein sollte, dieselbe unversehrt wieder hervorziehen oder er oder sie mußte im bloßen Hemde durch einen entflammten Holzstoß gehen oder mit bloßen

---

An allen vier Enden,
Zu Füßen und zu Händen
Das Hemde sie entzunden;
In einer kleinen Stunden
Das Hemde ganz von ihr brann,
Das Wachs auf das Pflaster rann;
Die Frau des Schadens so genas —
Sie sprachen Deo gratias."

Das ist nun freilich starke — Poesie. Eine Stunde, und wenn auch nur eine „kleine" Stunde lang zu brennen ohne zu verbrennen, so etwas konnte man doch nur einer Zeit vorgaukeln, deren Mirakelsucht den dicksten Blödsinn mit Heißhunger verschlang.

Füßen über sieben oder neun glühend gemachte Pflugscharen wegschreiten oder ein geglühtes Eisen mit bloßen Händen eine bestimmte Strecke weit tragen. Bei Anwendung des Wasserurtheils mußte aus einem zum Sieden gebrachten Kessel ein Ring oder Stein mit bloßer Hand herausgeholt werden („Kesselfang") oder der oder die Angeschuldigte wurde nackt ins kalte Wasser geworfen. Blieb er oder sie oben schwimmen, so war der Beweis der Schuld geleistet, während das Untersinken die Unschuld bezeugte, was ohne Zweifel auf dem heidnischen und mit ins Christenthum herübergekommenen Glauben beruhte, das reine heilige Wasserelement nähme keinen Verbrecher in sich auf. Dieser Art des Gottesurtheils wurden im 16. und 17. Jahrhundert zumeist die sogenannten Hexen unterworfen und erhielt desshalb dieselbe den Namen „Hexenbad" oder „Hexenprobe"[17]. Wie es scheint, haben sich aber die deutschen Frauen im Mittelalter in Fällen, wo eine peinliche Anklage auf ihnen lastete, doch nicht immer auf die Gnade Gottes, sondern lieber auf die eigene Kraft und Gewandtheit verlassen. Denn es ist uns eine wunderliche Art von gerichtlichem Zweikampf bezeugt, welche angeschuldigte Frauen mit ihren Anklägern zur Erhärtung ihrer Unschuld ausfochten, namentlich in Franken. Hier durfte die beschuldigte Frau den Beschuldiger zum Zweikampf mit ihr nöthigen. Die Waffen waren Stöcke, und um das Verhältniß der Kräfte der beiden Geschlechter einigermaßen auszugleichen, wurde

17) Eine Abbildung s. in meiner „Germania", S. 227.

der Mann in eine Grube gestellt, von welcher aus er sich gegen die Angriffe der Frau vertheidigen mußte, ohne seinen Platz verlassen zu dürfen. Wer von den Kämpfenden zuerst seine Waffe verlor, galt für besiegt. Anderwärts mußte der Mann, wollte er Sieger sein, die Frau köpflings zu sich in die Grube hineinstürzen. Gelang es hingegen der Frau, den Mann aus der Grube herauszuziehen, so war ihr Unschuldstriumph entschieden [18]).

Wir dürfen uns jedoch nicht einbilden, daß im Mittelalter hinsichtlich der Gottesurtheile alle Leute köhlergläubig gewesen seien. Die Vernünftigeren wußten schon damals so gut wie heute, daß man die bloße Hand nicht ungestraft an ein glühendes Eisen halten oder in einen siedenden Kessel tauchen könne, und man müßte blind sein, wollte man nicht sehen, daß demzufolge mit den Ordalien mancher Spott und Ulk getrieben wurde. Aufgeklärte deutsche Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts — denn schon damals gab es welche — spotteten ganz offen über die Menschen, welche wähnten, natürliche Ursachen müßten nicht natürliche Wirkungen haben. Ein Gedicht aus jener Zeit macht uns klar genug, wie es mit den Ordalien nicht selten gehalten werden mochte [19]). Eine eifersüchtige Frau betheuert ihrem Manne ihre Liebe und fordert als untrügliche Gegenversicherung die Feuerprobe von ihm. Da er sich dazu bereit erklärt, das heiße

18) Vulpius, Kuriositäten, I, 395 fg. mit den dazu gehörenden Bildern.

19) „Das heiße Eisen" Hagen, Gesammtabenteuer, II, 373 fg.

Eisen zu tragen, wird es geglüht und auf zwei Steine gelegt. Der Mann hat aber zuvor einen Span in seinen Aermel verborgen, welchen er unvermerkt in seine Hand gleiten läßt, als er hinzutritt, das glühende Eisen aufhebt und unter Betheuerung seiner Treue sechs Schritte weit trägt. Dann schiebt er den Span wieder heimlich in den Aermel zurück und zeigt seine unversehrte Hand. Die Frau ist zufriedengestellt, aber der Mann fordert sofort von ihr dieselbe Beweisleistung. Sie meint nun zwar er sei ja wohl ohnehin überzeugt, daß er ihr lieber als Leib und Leben. Er jedoch besteht auf der Probe und macht das Eisen wieder glühend. Nun bittet sie, er möchte Nachsicht mit der weiblichen Schwäche haben und ihr den einen Mann, mit welchem sie außer ihm zu thun gehabt, verzeihen. Das sagt er zu, besteht aber doch auf der Feuerprobe. Darauf bittet sie noch um zwei Männer, und als auch diese zugestanden werden, verspricht sie dem Gatten drei Pfund heimlich von ihr verwahrten Geldes, falls er noch weitere drei Männer zulasse. Er gewährt auch dieses, bedroht sie aber mit dem Tode, so sie noch weitere Ausflüchte suche. Sie muß also zu der Probe schreiten und nimmt das heiße Eisen zur Hand, verbrennt sich aber so jämmerlich, daß sie es schreiend fallen läßt. Klüger stellte sich an und glücklicher bestand die Feuerprobe Isolde, die blonde Heldin Gottfrieds von Straßburg, welcher um 1210 sein herrliches Gedicht vom Tristan schrieb. Gottfried, der, wie ich anderwärts gesagt, unter den mittelalterlichen Dichtern wie eine Vorerscheinung Göthe's dasteht, hat auf manche Eigenthümlichkeit

seiner Zeit mit heiterer Ironie herabgesehen und er hat desshalb auch, scheint mir, recht eigentlich es darauf angelegt, die Ordalien lächerlich zu machen. Isolde war mit Tristan, dem liebenswürdigsten Helden mittelalterlicher Dichtung, welcher aber unglücklicher Weise der Neffe ihres Gemahls Marke, ins Gerede gekommen und zwar bekanntlich nicht ohne Grund. Sie wird angeklagt, dem alten Marke die Treue gebrochen zu haben, und auf den Rath seiner Prälaten und Barone veranstaltet der König, daß sie sich dem Gottesgericht der Feuerprobe unterziehen soll[20]). Sie thut es, Gott und Menschen gleichermaßen täuschend. Mittels einer von ihr veranstalteten, höchst ergötzlichen Posse kann sie mit gutem Gewissen eidlich geloben, daß außer Marke nur noch — und natürlich in allen Ehren — ein armer Pilgersmann, in dessen Habit aber Tristan steckt, in ihren Armen und an ihrer Seite gelegen habe. Auf diesen Eid hin „griff sie in Gottes Namen das glühende Eisen an und trug es, daß sie's nicht verbrann." Gottfried ist aber damit noch nicht zufrieden. Denn indem er erzählt, die schöne und kluge Isolde habe unmittelbar vor der Feuerprobe reiche Vergabungen an Gold und Silber, Schmuck und Gewändern „um Gottes Huld" gemacht, d. h. der Geistlichkeit zufließen lassen, deutet er verständlich genug

---

20) Tristan und Isolt, Ausg. v. Maßmann, S. 383 fg. Der ganze Verlauf der Ceremonie des Gottesurtheils ist da sehr anschaulich geschildert. Die geneigte Leserin verweise ich auf die vortreffliche Neuhochdeutschung des Gedichtes durch H. Kurtz, S. 384 fg.

an, wie die Kirche, unter deren Leitung ja die Ordalien standen, unter Umständen, d. h. gehörig darum angegangen, es so oder so zu veranstalten wußte, daß Eisen oder Wasser nicht heißer gemacht wurden, als sich mit der menschlichen Haut verträgt.

Zweites Kapitel.

Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern.

Das deutsche Königthum und das römische Kaiserthum. — Kulturcharakter des Zeitalters der Ottonen. — Hadumod. — Hrotsuith, die erste Schriftstellerin deutschen Stammes. — Die gelehrte Herzogin Hadawig. — Die schöne Hadburg. — Mathildis. — Liutgard. — Adalheid. — Theophano. — Dietmar von Merseburg über die Frauen seiner Zeit. — Kunigunde. — Gisela. — Agnes. — Bertha. — Agnes von Hohenstaufen. — Hiltrud. — Das Verbot der Priesterehe. — Widerstand der deutschen Geistlichkeit. — Folgen des Cölibatgesetzes.

Die Völkerwanderung hatte die Nationalitäten Europa's so durcheinander geworfen und gewürfelt, daß eine Wiedersonderung und Klärung derselben nur langsam sich vollziehen konnte. Die Staatsidee Karls des Großen, Einheit der abendländischen Christenheit unter römisch-germanischem Kaiserscepter, hatte freilich über widerhaarige Völkerelemente nur so lange einen zwingenden Bann geübt, als sie von einer übermächtigen Persönlichkeit getragen wurde. In dem nämlichen Augenblick, wo der gewaltige Fürst die Augen schloß, begann sein stolzer,

aber widernatürlicher Reichsbau zu zerfallen; denn unter dem schlaffen Regiment seines Nachfolgers hatten die Nationalitäten Zeit und Gelegenheit, sich auf sich selbst zu besinnen und auf sich selbst zu stellen. Der Vertrag von Verdun (843) schien die naturgemäße Scheidung der Völker von Mittel-, West- und Südeuropa in germanische und romanische Nationen zu vollziehen. Allein schon war, zum unberechenbaren Unglück unseres Vaterlandes, die Idee eines „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" zu einer fixen geworden. Wie hätte sonst selbst ein Karl der Dicke ihrer Verwirklichung sich unterfangen dürfen? Es wäre jedoch ein einseitiges Verfahren, wollte man die Verfolgung des abendländischen Kaisergedankens nur dem Ehrgeiz deutscher Herrscher auf Rechnung schreiben. Denn ein mindestens ebenso wirksames, wenn nicht noch wirksameres Motiv war die Politik der römischen Bischöfe, welche im Interesse der Aufrechthaltung und Ausbreitung der Kirche der Illusion der Fortdauer des römischen Cäsarismus pflegten und förderten. Noch stand das Heidenthum drohend und häufig angriffslustig im Osten und Norden des Erdtheils und der römische Stuhl erkannte unschwer, daß nur die deutsche Nation, welche allein wie ungemischt so auch ungeschwächt sich erhalten hatte, das Banner der Christenheit zu führen vermöchte. Daß die Kurie schon frühzeitig auf das Ziel hinarbeitete, mittels des deutschen Kaiserthums die Welt zu beherrschen, ist sicher. Aber vorerst mußte sie es gerathen finden, den römisch-deutschen Kaiser als ihren Beschützer anzuerkennen und den Papalismus dem Cäsarenthum unterzuordnen. Erst nach aus-

reichender Erstarkung der Hierarchie, erst zur Zeit Gregors des Siebenten begann der römische Stuhl das Verhältniß umzukehren und wollte dann in dem Kaiser nur noch den ersten Vasallen der päpstlichen Tiara sehen.

Die Reichsverfassung Karls des Großen hatte keine Fürsten im Sinne selbstständiger Territorialherren gekannt, sondern nur Reichs-, Hof- und Gaubeamte. Aber als unter seinen Nachfolgern die Reichseinheit in Trümmer gegangen, hatte sich die altgermanische Adelsrepublik, wenn auch nicht mehr in den früheren Formen, in Deutschland wieder hergestellt. Aus dieser Adelsrepublik oder besser Adelsanarchie, deren Spitzen die Herzoge waren, ging nach dem Aussterben der deutschen Karlinger das deutsche Wahlkönigthum hervor. Was dieses unter günstigen Umständen für unser Land zu leisten vermochte, zeigte sich sofort, als es durch die Erwählung Herzog Heinrichs des Ersten, berühmt unter dem Namen des Voglers oder Finklers, im Jahre 919 an das kraftvolle und mächtige sächsische Fürstenhaus gekommen war. Damit schien nach innen und außen eine gedeihliche Entwickelung Deutschlands auf monarchischer Grundlage gesichert; denn es ließ sich alles dazu an, das deutsche Wahlreich in ein Erbreich umzuwandeln. Leider hat unser Unstern es gewollt, daß gerade die trefflichsten unserer königlichen Dynastieen nicht von Dauer waren und daß demzufolge die Adelsanarchie immer wieder Gelegenheit fand, in das naturgemäße Wachsthum des deutschen Königthums störend einzugreifen. Hierzu kam das dreimal unselige Phantom der Kaiserkrone, welches gerade unsere begabtesten, that-

kräftigsten und ruhmreichsten deutschen Könige ihre Hauptaufgabe nicht innerhalb, sondern außerhalb Deutschlands suchen machte und sie ihre und der Nation beste Kräfte, statt dieselben dem Ausbau eines festgefugten nationalen Königthums zuzuwenden, an einen für die Dauer doch stets chimärischen Weltreichsbau verschwenden ließ.

Seltsam! Die Deutschen verachteten die Römer unsäglich und dennoch gierten die deutschen Könige, die, wenn sie nur solche hätten sein wollen, im stande gewesen wären, Europa Gesetze vorzuschreiben, nach dem Luftgebilde der römischen Krone, an welche bloß ein Schein von Macht, aber der wirkliche Haß der fremden Völker geheftet war, ein Haß, der bis auf unsere Tage herab fortgewirkt hat. Als der Gesandte Kaiser Otto's des Ersten, Bischof Liutprand, vor dem griechischen Kaiser Nikephoros stand und ihm dieser verwies, daß er die Unterthanen seines Herrn Römer genannt habe, welchen erlauchten Namen sie nicht ansprechen könnten, brach der Bischof los: „Wir Deutsche verachten die Römer so sehr, daß wir unsere Gegner Römer schelten, maßen wir mit diesem einen Worte alle Schmach, Niederträchtigkeit, Feigheit, Unzucht, Lüge, Habsucht, kurz alle Laster bezeichneten“ [21]). Und dennoch widerstand ein Mann wie Otto der Erste der Lockung nicht, sich im Jahre 962 in Rom vom Papste zum römischen Kaiser krönen zu lassen und damit seinen Nachfolgern das Beispiel jener „Römerzüge“ zu geben,

---

21) Liutprandi opera (Monum. Germ. hist. Script. III, 263 seq.). Relatio de legat. Constant. cap. 12.

welche den Boden Italiens mit Strömen deutschen Blutes gedüngt haben. Zunächst allerdings schien sich unter der Weihe dieser Krone die Obmacht der Deutschen über Europa festzustellen. Das Zeitalter der Ottonen, eine Glanzperiode, vielleicht die hellste Glanzperiode unserer politischen Geschichte, schien den Traum eines germanischen Cäsarismus auf die Dauer verwirklicht zu haben und die Täuschung währte um so länger, als im 11. Jahrhundert, nachdem die sächsische Dynastie mit dem Frömmler Heinrich den Zweiten erloschen und mit Konrad den Zweiten das herzogliche Haus der Salfranken zum deutschen Königthum gelangt war, in der herrlichen Heldengestalt Heinrichs des Dritten der Christenheit ein Kaiser erstand, welcher seine Mission im höchsten Sinne faßte und mit genialer Energie durchführte. Allein er ward in der Blüthe seiner Mannheit dahingerafft und hinterließ einen unmündigen Knaben, Heinrich den Vierten, unter dessen Regierung nachmals alle Früchte der Anstrengungen, welche die sächsischen und fränkischen Herrscher gemacht, verloren gingen. Die deutsche Adelsanarchie erhob unter diesem Kaiser, welcher nicht nach den einseitigen Berichten seiner zeitgenössischen pfäffischen Gegner beurtheilt werden darf, wieder keck ihr Haupt und, wie immer, folgte dieser Erhebung das Verderben. Damals ein um so tieferes, weitgreifenderes, gräuelvolleres, als die Rebellion der deutschen Aristokratie gegen die königliche Gewalt an dem päpstlichen Stuhl einen Rückhalt gefunden hatte, welcher es ihr ermöglichte, ihre gemeinen Instinkte gewissenloser Selbstsucht ganz nackt

und schamlos walten zu lassen, so zwar, daß vielleicht zu keiner andern Zeit deutsche Ehre und Treue so sehr zum Spott der Welt geworden sind. Die Pläne der Kurie waren inzwischen gereift. Rom nahm jetzt seine Rache dafür, daß Gothen, Langobarden, Franken und Sachsen nach einander mit Siegerschritten über den kapitolinischen Hügel gegangen, indem Gregor der Siebente, der Priester mit dem düstern, aber weltumfassenden Geist und dem eisernen Willen, die Idee der weltbeherrschenden Roma, womit das schutzbedürftige Papstthum den Deutschen geschmeichelt hatte, von dem Kaiserdiadem hinweg auf die Tiara des sogenannten Statthalters Christi übertrug. Wie die Könige der Christenheit, so sollte auch der Kaiser nur ein vollziehendes Organ des großen römischen Theokraten sein, der sich mit einer Ironie, die an Kühnheit ohne Gleichen in der Weltgeschichte dasteht, den „Knecht der Knechte Gottes" betitelte. Der Traum eines weltgebietenden germanischen Kaiserthums war zerflossen oder wenigstens hatten alle die ungeheuren Anstrengungen, denselben fortzuträumen, welche später von den Hohenstaufen gemacht wurden, nur sehr vorübergehender Erfolge sich zu erfreuen.

Und doch ist, wenn man recht erwägt, der große Zwiespalt zwischen Kaiserthum und Papstthum, wie er im 11. Jahrhundert ausgebrochen, für uns mehr ein nationales Glück als ein Unglück gewesen. Der dadurch zu einem weltgeschichtlichen Motiv gewordene Gegensatz zwischen Germanismus und Romanismus hat unsere Nationalität gerettet, hat unsere Sprache zu einer Kultur-

sprache erhoben, hat dem deutschen Geiste eine selbstständige Entfaltung gesichert. Denn daß diese gerade in dem Zeitalter der Ottonen höchlich bedroht war, soll der vaterländisch gesinnte Historiker nicht übersehen und verschweigen, wenn er mit Stolz auf die politische Machtstellung Deutschlands in jener Periode zurückblickt. In Wahrheit, das deutsche Wesen war gerade damals in augenscheinlicher Gefahr, vom romanischen völlig überwuchert zu werden. Der König der Deutschen trug die römische Kaiserkrone und war demzufolge auch höchster Beschützer römischer Bildung, welche sich alle schmeichelnden Erinnerungen des klassischen Alterthums dienstbar zu machen wußte, um, wie mit Taufwasser und Chrisam die Leiber der germanischen „Barbaren", so mit den Lockungen geistiger Genüsse ihre Seelen zu fangen, zu verweichlichen und zu beherrschen. Die Blicke der Priester waren nach Rom gerichtet und sie empfingen von dorther die Ermunterung, alle Verführungen des antiken Heidenthums aufzubieten, um die Nachklänge des germanischen aus den Gemüthern zu tilgen. Die kosmopolitische Theokratie Roms mußte ja überall darauf ausgehen, die Wurzeln der Nationalitäten zu durchschneiden, und so bekämpfte sie auch in Deutschland die nationalen Ueberlieferungen, die alten Heldensagen und Göttermythen, die Muttersprache und den einheimischen Volksgesang. Rom fühlte wohl, daß die deutsche Eiche aus dem Boden gehoben und ganz römisch zugehauen werden müßte, wenn sie für die Zukunft einen verlässlichen Pfeiler der Kirche abgeben sollte. Die Ottonen, berauscht

vom Taumelkelche des Cäsarismus, gingen darauf ein. Sie thaten manches, vieles sogar für die Kultur Deutschlands; aber was sie thaten geschah ganz im Sinne der römisch-kirchlichen Bildung. Im 9. Jahrhundert hatte es bereits Anfänge und zwar nicht gemeine Anfänge einer deutschen Nationalliteratur gegeben. Der Sänger des „Heliand“ und der Evangelienharmonist Otfried durften sich neben jedem Dichter sehen lassen, welchen das erste Jahrtausend christlicher Weltanschauung hervorgebracht hat, oder vielmehr die beiden Deutschen waren die ersten christlichen Dichter, welche diesen Namen überhaupt verdienten. Aber die ottonische Periode hat diese nationalliterarischen Anfänge nicht weitergeführt. Die deutsche Literaturgeschichte des 10. Jahrhunderts ist ein leeres Blatt.

Alles, was während der Regierung der drei Ottonen Bildung hieß, beruhte auf blinder Nachahmung römischen Wesens. Man hat von einer in dieser Epoche vor sich gegangenen Verschmelzung des heidnisch-germanischen, des antik-klassischen und des christlichen Kulturelementes gesprochen: ich kann aber eine solche Verschmelzung überall nicht sehen. Im Gegentheil, das nationale Element trat so sehr in den Hintergrund, daß es ganz verschwunden zu sein schien, und die einseitigste Latinität beherrschte alles. Betrachten wir, was damals in deutschen Landen in der Baukunst, Bildnerei und Malerei geschaffen wurde, belauschen wir den gelehrten Mönch oder die gebildete Nonne, wie sie in der Stille ihrer Zellen die Geschichte der Zeit aufzeichnen oder den stumpfen Kiel zur Nachbildung antiker Versmaße zwingen, überall sehen wir, daß nach-

römischen Mustern gebaut, gemeißelt und gemalt, geschrieben und geverselt wurde. Nirgends ein selbstständiges Streben, nirgends ein nationaler Ton und Klang. Latein war die Sprache der Kirche, des Hofes, der Gebildeten überhaupt und innerhalb dieser Kreise der lateinischen Kultur gingen das griechisch-römische Heidenthum und das jüdische Christenthum wunderlichste Verbindungen ein. Von einer harmonischen Gestaltung des Lebens war nirgends die Rede: die roheste Barbarei stand unvermittelt neben mönchisch-gelehrter Tiftelei. Die sittliche Umbildung der Germanen durch das Christenthum hatte nur erst begonnen und noch immer wirkte die Verwilderung der Gemüther von der Völkerwanderungszeit her in allen Ständen nach. Man lese nur die Schilderungen, welche ein deutscher Mönch des 10. Jahrhunderts, Rather, nachmals Bischof von Verona, von dem Gebaren der Geistlichkeit in Italien entwirft, und man wird sich leicht vorstellen können, wie es auch diesseits der Alpen in diesen Kreisen, welche immerhin noch die gebildetsten waren, damals hergegangen. Von Bischöfen und Prälaten sprechend sagt er: „Sie beschäftigen sich beständig mit weltlichen Spielen, mit Jagen und Vogelstellen. Sie pflegen nach deutscher Sitte Wurfspieße zu schwingen und entwöhnen sich der heiligen Schriften. Sie haben sich Gottes entkleidet, haben die Welt angezogen und scheuen sich nicht, Laienkleider zu tragen. Sie spielen Kreisel und meiden auch das Würfelspiel nicht; sie gehen fleißig mit dem Spielbrette anstatt mit der Schrift, mit der Wurfscheibe anstatt mit dem Buche um.

Sie haben Schauspieler lieber als Priester, Lustigmacher lieber als Geistliche, Läufer lieber als Philosophen. Sie gieren nach griechischem Schmucke, babylonischer Pracht, ausländischem Putze. Sie lassen sich goldene Becher, silberne Schalen, Kannen von großer Kostbarkeit, Krüge, ja Trinkhörner von bedeutendem Gewichte und von einer jedem Zeitalter verhassten Größe machen. Sie bemalen den am Boden ruhenden Weinkrug, während die nahe Basilika vom Ruß erfüllt ist. Nach dem Mahle besteigen sie Wagen, setzen sich auf schäumende Rosse, aufgeputzt mit goldenen Zügeln, silbernen Kettengehängen, deutschen Zäumen, sächsischen Sätteln, und eilen zu allerhand Zeitvertreib, den ihnen der Rausch eingegeben hat" [22]).

Es ist wohlthuend, die Augen von solchem Männertreiben hinweg und auf jene deutschen Frauen hin zu wenden, welche wie Lichtbilder von dem dunkeln Hintergrunde des 10. und 11. Jahrhunderts sich abheben. Sie erscheinen als Trägerinnen der besseren Sitte, der feineren Bildung und einer aufrichtigen, wenn auch mitunter in Mitteln und Zwecken gänzlich fehlgreifenden Frömmigkeit. Gleich beim Aufgange des Glanzes der sächsischen Dynastie tritt uns als eine anziehende Gestalt die Schwester des Herzogs Otto des Erlauchten entgegen, Hadumod, die Gründerin und erste Aebtissin des berühmten Stiftes Gandersheim, welches unter ihr und ihren Nachfolgerinnen Gerberga und Christiana ein Mittelpunkt gelehrter Studien und Versuche war. Hier, in Gandersheim, lebte in

22) Vogel, Ratherius von Verona, I.

der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts auch jene Nonne Hrotsuith (Roswitha), welche die Reihe der deutschen Schriftstellerinnen eröffnet, obgleich sie nicht in die deutsche Nationalliteratur gehört, da ihre Werke in lateinischer Sprache geschrieben sind[23]). Eine eigenthümliche Erscheinung, diese Klosterschwester, etwas von einem Poeten, etwas von einem Blaustrumpf. Sie ist sehr fleißig gewesen. In vielen hunderten von Versen hat sie Heiligenlegenden erzählt, die Thaten Otto's des Ersten besungen, die Gründung ihres Klosters geschildert. Aber ein bleibenderes Andenken hat sie sich mittels ihrer sechs Komödien gestiftet, welche, in einem zwischen Prosa und Rhythmus schwankenden Stil verfasst, die Anfänge der dramatischen Dichtung in Deutschland ausmachen. Ihre Absicht dabei war nicht so fast eine künstlerische als vielmehr eine moralische. Sie hat das in der Vorrede zu ihren Dramen so ausgesprochen: — „Selbst unter den

23) Zuerst wurden die Werke der Hrotsuith oder Hrotsvitha veröffentlicht durch Konrad Celtes (1501). Die neueste Ausgabe besorgte K. A. Barack (1858). Von den Komödien hat J. Bendixen eine Verdeutschung in gereimten Versen geliefert (1850—53). Nicht ganz mit Stillschweigen ist zu übergehen, daß die neuere historische Kritik — in diesem Falle von J. Aschbach gehandhabt — das Dasein der gandersheimer Nonne oder wenigstens ihre Autorschaft anzweifeln zu müssen geglaubt hat. Dieser auf verschiedene nicht leicht wiegende Gründe gestützten Anzweifelung zufolge wären die Werke der Roswitha nur Unterschiebungen, verfasst von dem Unterschieber Konrad Celtes. Ein Vollbeweis hierfür ist aber keineswegs erbracht worden und demnach darf die berühmte Nonne ihres Platzes in der deutschen Kulturgeschichte nicht beraubt werden.

Katholiken lassen gar manche sich blicken (kann auch mich selber nicht befrei'n von jenem Vorwurf als gänzlich rein), die der gebildeten Sprache wegen der heidnischen Schriften Eitelkeit vor der heiligen Schriften Nützlichkeit den Vorzug zu geben pflegen. Daneben man wieder andere trifft, die halten fest an der heiligen Schrift, verschmähen das übrige Heidenwesen, während sie doch des Terentius Komödien immer und immer wieder lesen und durch des Inhalts Gemeinheit die Seele entweihen, indem sie an der Sprache Reinheit und Feinheit sich erfreuen. Daher für mich der Drang und Grund, als Gandersheims heller Klang und Mund [24]), nicht dem Begehren zu wehren, dem nachzuahmen in Red' und Wort, den andere durch Lesen ehren, auf daß in ähnlicher Redeweise, in welcher geschildert ist wollüstiger Weiber Liebe, auch heiliger Jungfrauen keusche Triebe geschildert würden zu ihrem Preise." Also den bedenklichen Wirkungen der allerdings eine lascive Gesellschaft unverblümt genug darstellenden Komödien eines Terenz wollte Hrotsuith durch Dramen entgegenarbeiten, welche vom christlichen Standpunkt ausgingen. Die Inhaltsangabe der am meisten charakteristischen Stücke der guten Nonne mag zeigen, wie sie ihre Aufgabe

24) Clamor validus Gandershemensis. Grimm (Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, hrsg. v. Grimm und Schmeller, IX) ist der Ansicht, dies sei nur die Lateinisirung des Namens Hrotsuith. Wir müßten also annehmen, Hrotsuith sei ein Bei- und Ehrenname gewesen, welchen man unserer dichtenden Nonne gegeben und welcher die „Wohlklingende", „Helllautende", „Volltönende" bedeutete.

nahm und durchführte. Im „Dulcitius" bringt der so geheißene Statthalter in die Wohnung von drei heiligen Jungfrauen, Agape, Chionia und Irene, um an ihnen sein Gelüste zu befriedigen; aber, plötzlich von Geistesverwirrung befallen, umarmt er statt der Mädchen Töpfe und Pfannen, wodurch er sich garstig besudelt. Im Aerger über diese seinem Statthalter wiederfahrene Schmach lässt der Kaiser Diokletian die Jungfrauen dem Grafen Sisinnius zur Bestrafung übergeben und sie erleiden den Märtyrertod. Eine andere Passionsgeschichte spielt sich in der „Sapientia" ab, wo die drei Schwestern Fides, Spes und Charitas auf Befehl des Kaisers Hadrian ausführlich gemartert werden, während ihre Mutter Sapientia dabei steht und sie zur Ausdauer ermahnt. Im „Abraham" ist der Fall und die Bekehrung der Maria dargestellt, einer Nichte des genannten Einsiedlers, welche, nachdem sie zwanzig Jahre lang in der Einsamkeit gelebt hat, verführt wird, in die Welt zurückkehrt und die Laufbahn einer öffentlichen Buhlerin betritt. Abraham sucht sie unter der Maske eines Liebhabers auf und weiß sie dahin zu bringen, daß die Gerührte ihrem schmachvollen Wandel entsagt und ihre noch übrige Lebenszeit der Buße und Kasteiung widmet. Ganz ähnlichen Inhalts ist der „Paphnutius", worin die Bekehrung der Buhlerin Thais vorgeführt wird. Man sieht, Hrotsuiths Dramen sind keine „Komödien", sondern dramatisirte Heiligenlegenden, worin von Anfang an auf einen erbaulichen Schluß hingearbeitet wird. Der Inhalt spiegelt den ausschweifenden Wunderglauben einer Zeit wieder, wo man das

Wesen des Christenthums in eine Phantasterei setzte, welche an das Absurde glaubte, nicht obgleich, sondern weil es absurd war. Die Form dieser dramatischen Versuche angehend, so ist sie holzschnittartig trocken und marionettenhaft unbelebt; aber wir finden hier im ganzen schon dieselbe Technik, wie in den Weihnachts- und Osterspielen („Mysterien") des späteren Mittelalters. Ob auf diese die dramatischen Holzschnitte der „Helllautenden" von Gandersheim eingewirkt haben, steht dahin. Besitzen wir doch keinen Anhaltspunkt, zu bestimmen, ob Hrotsuiths Komödien zur scenischen Darstellung gelangt seien oder nicht. So ganz unwahrscheinlich ist es jedoch nicht, daß sich die Insassinnen eines Stiftes, wo die lateinische Sprache allen geläufig sein mochte, die Langeweile bleierner Winterabende dadurch gekürzt und erleichtert haben, daß sie die noch dazu ad majorem dei gloriam geschriebenen Dramen ihrer frommen und gelehrten Mitschwester in Christo zur Aufführung brachten. Die armen Nonnen sind, wie bekannt, damals und später mitunter auf Zeitvertreibe verfallen, welche viel weniger erbaulich waren als die Darstellung so einer hrotsuith'schen Komödie. Allerdings könnte man etwas stutzig werden über den Umstand, daß unsere gandersheimer Nonne die jungfräulichen Gefühle ihrer Mitschwestern nicht eben sehr schonte. Denn sie bewegt sich, wie wir gesehen, mit einer gewissen Vorliebe in verfänglichen Situationen. Ob daran ihr Vorbild Terenz allein schuld war? Oder hatte sie in jungen Jahren der Liebe Lust und Leid selbst erfahren und blickte nun mit einem aus heimlichem Wohl-

gefallen und altjungferlicher Seelensäure gemischten Gefühl auf jene Erfahrungen zurück? Es könnte manchmal fast so scheinen. Gerade da aber, wo die menschliche und weibliche Regung durch die erbauliche Schablone hindurchschlägt, ist die gandersheimer „Wohlklingende“ am liebenswürdigsten. Da streift sie wenigstens mitunter an Poesie. Wo sie aber den klösterlichen Blaustrumpf in gespreizten Stellungen sehen lässt, d. h. wo sie, wie in der Sapientia und im Paphnutius geschieht, in den subtilen und sublimen Grübeleien und Tifteleien sich ergeht, welche man im 10. Jahrhundert und noch lange nachher für Philosophie ansah, da ist die „Volltönende“ nur noch eine schrille Schelle, deren gelehrtes Gebimmel sich sehr unangenehm macht . . . . .

Zur nämlichen Zeit, als droben am Harz in einer Zelle des gandersheimer Stiftes Hrotsuith ihre frommen Komödien schrieb oder dieselben den staunenden Schwestern im Kapitelsal vorlas oder gar, vielleicht in Anwesenheit Kaiser Otto's des Zweiten und seiner griechischen Gemahlin Teophano, die Darstellung eines dieser Stücke durch die Klosterschwesterschaft mit kundiger Hand leitete, — zur nämlichen Zeit saß drunten in Schwaben auf dem Klingsteinfels Hohentwiel eine zweite große Gelehrte von damals, Hadawig (Hedwig), des Schwabenherzogs Purchard Wittwe, und ließ sich von dem Mönch Ekkehard dem Zweiten, den sie sich drüben in St. Gallen von seinem Abte zum Lehrer ausgebeten, den Ovidius und Vergilius erklären. Oder sie lasen auch und studirten mitsammen die alten Poeten; aber immer in Gegenwart einer

Dienerin und bei offenen Thüren, um jeden niedrigen Verdacht fernzuhalten. Denn Frau Hadawig war ebenso stolz als schön — man muß sie sich mit dem Anflug eines starken Schattens von Bärtchen auf der gebieterisch aufgeworfenen Oberlippe denken und, da ihr die von ihr als Fünf- oder Sechszehnjährige mit dem beträchtlich älteren Purchard eingegangene Ehe keine Kinder gegeben, mit einem scharfen Zug der Verbitterung über verfehlte Bestimmung um die Mundwinkel — sie war eine ernste Dame, Land und Leuten eine gestrenge und, wie unsere Quelle sagt, sogar schreckliche Herrin[25]). Als Kind dem griechischen Kaiser Konstantin dem Sechsten zur Frau bestimmt, hatte sie von einem zu diesem Zwecke aus Byzanz gesandten Eunuchen griechisch gelernt, aber die Grazien waren ihr ferngeblieben. Wenn sie im Zorne schwur: „Bei Hadawigs Leben!“ hatte man sich vor ihr zu hüten. Auch ihr armer Präceptor Ekkehard, zubenannt „Palatinus“, weil er auf Verwenden der Herzogin nachmals Kaplan am deutschen Königshofe wurde, hatte unter den Launen der gelehrten Virago zu leiden und es mochte ihn unter seiner Kutte frösteln, als die Herzogin eines Tages befahl, einem hörigen Diener, welcher sich ein unfreiwilliges, ja befohlenes Versehen gegen den Mönch hatte zu schulden

25) Hadawiga .... femina admodum quidem pulchra, nimiae severitatis cum esset suis, longe lateque terris erat terribilis Ekkehardus IV. (nicht der „palatinus“), Casus S. Galli. Pertz, Monum II, 122. Das 10. Kapitel dieser für die deutsche Sittengeschichte des 10. Jahrhunderts unschätzbaren St. Gallischen Klosterchronik beschäftigt sich mit der Herzogin Hedwig.

kommen lassen, „Haut und Haar abzuschlagen", d. h. ihm eine erkleckliche Anzahl von Ruthenstreichen zu geben und die Hauptḥaare mit einer hölzernen Kluppe auszuraufen. Noch schlimmer, die Schülerin ließ sogar eines Tages den Lehrer selber durchpeitschen. Man sieht, die Sentimentalität machte diesen Aristokratinnen des 10. Jahrhunderts wenig zu schaffen und an Nervenschwäche scheinen sie auch nicht gelitten zu haben. Die „schreckliche Herrin" Hadawig ist hochbetagt i. J. 994 gestorben und im Kloster Reichenau begraben worden.

Das Familienleben der vornehmen Kreise dieser Zeit bietet manche schöne, aber auch manche ärgerliche Seite. Auf kirchliche Gebote und Verbote haben damals die Leidenschaften deutscher Edelinge wenig geachtet und mancher hat seinem Liebchen den Nonnenschleier abgestreift, um den Brautkranz an dessen Stelle zu setzen. So auch Heinrich der Finkler, der gewaltige Bezwinger der Ungarn, welcher zwar nicht, wie es in den Schulbüchern heißt, die deutschen Städte gegründet, wohl aber das Emporkommen derselben wesentlich gefördert hat. In jugendlicher Liebe zu der verwitweten Tochter des Grafen Erwin von Merseburg, der schönen Hadburg, entbrannt, welche als Nonne in einem Kloster lebte, trotzte er, sie zu besitzen, dem Kirchenbann und vermählte sich mit ihr. Aber ein Jahr später, als ihm seine Frau einen Sohn geboren, fiel ihm ein, daß diese Ehe denn doch eine unerlaubte wäre, und so sandte er die arme Hadburg ins Kloster zurück. Die Ursache dieses Gewissensskrupels war eine sehr schöne, nämlich die jungfräuliche Mathildis, dem Stamme des

alten Sachsenherzogs Witukind entsprossen, Tochter des reichen Grafen Dietrich von Ringelheim, welche von ihrer Großmutter im Kloster Herford erzogen wurde. Auf dieses Mädchen, das noch dazu eine reiche Erbin, war Heinrichs Auge gefallen und er begab sich als Freiwerber nach Herford. Der alte Lebensbeschreiber der Königin Mathildis hat dem Vergil die Farben entlehnt, womit er Heinrichs Werbung und Verlöbniß malt. Zuerst, erzählt er, betrat Heinrich nur mit wenigen Begleitern und unter dem Scheine geringer Leute das Bethaus und so betrachteten sie im Tempel selbst das sittsam und stattlich geartete Mädchen. Darauf verließen sie die Stadt, schmückten sich mit königlichen Gewändern, kehrten von einer großen Menge begleitet zurück, suchten die großmütterliche Aebtissin auf und drangen in sie, daß die Jungfrau, um deren willen sie gekommen, ihnen vorgestellt würde. Da trat Mathildis hervor, auf den schneeigen Wangen mit der Flamme Röthe übergossen, und als wären glänzende Lilien gemischt mit rothen Rosen, solche Farben bot ihr Antlitz. Als Heinrich sie erblickte und ihre Erscheinung frisch empfand, heftete er sein Auge auf die Jungfrau, so sehr von Liebe zu ihr entzündet, daß das Verlöbniß keinen Aufschub erlitt. Mit alleiniger Billigung der Großmutter, ohne Wissen der Eltern, ward sie mit Anbruch des nächsten Tages von dort mit allen Ehren nach der Sachsen Heimat geleitet, bis das Hochzeitsmahl, ganz wie es angesehenen und dereinst königlichen Personen ziemte, in Wahlhausen gefeiert wurde. (Von einer kirchlichen Trauung ist also auch hier noch gar keine Rede.) Hier

endlich pflegten sie gestatteter Liebe und als Morgengabe verlieh er ihr die nämliche Stadt mit allem Zubehör[26]). Mathildis, Mutter Otto's des Großen, Stifterin der berühmten Frauenabtei Quedlinburg und nach ihrem Tode heilig gesprochen, hat in fraulich-mildem Sinne auf ihren mitunter herben und harten Gemahl eingewirkt und erscheint durchaus im Licht einer züchtigen, sanften und klugen Hausfrau und Fürstin. Die berühmte Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg (geb. 976, gest. 1019) enthält aus dem Leben dieser Königin einen Zug, der mir charakteristisch scheint, weil er einen Wink gibt, wie die Geistlichkeit es anstellte, um die Leidenschaften der Großen von damals unter die kirchlichen Satzungen zu beugen. An hohen Festtagen, zur Fastenzeit und besonders in der Charwoche war der eheliche Umgang kirchlich untersagt. Als nun einmal am grünen Donnerstag König Heinrich sich stark berauscht und seine „heftig widerstrebende“ Gemahlin zur Leistung der ehelichen Pflicht gezwungen hatte, wurde die fromme Frau nicht wenig durch die Vorstellung geängstigt, sie hätte einen Sohn empfangen, der ohne Zweifel dem Satan gehörte. Zum Glück ward ihr darauf der Trost gegeben, das Taufwasser würde das Kind reinwaschen[27]).

Otto der Erste hatte zur ersten Gemahlin eine engelländische Prinzessin, Editha, auf deren Antrieb er den Bau der Stadt Magadaburg (Magdeburg) unternahm.

26) Das Leben d. Königin Mathilde, deutsch v. Jaffé. Geschichtschr. d. d. Vorzeit, X. Jahrh. 4. Bd. S. 7.

27) Thietmar (Monum. G. h. III, 723 seq.) lib. I, cap. 14.

Sie gebar ihm eine Tochter, Liutgard, welche dem Herzog Konrad von Ostfranken vermählt wurde. Ein gewisser Kono beschuldigte die keusche Frau der Unzucht, aus Rache, weil sie seine Anträge nicht erhört hatte. Sie verlangte, mittels eines Gottesgerichtskampfes sich von der schnöden Verleumdung zu reinigen. Ein Graf Purchard stellte sich als ihr Kämpfer und überwand den Lügner. Nach ihrem Tode wurde zum Gedächtniß ihrer hausmütterlichen Tugenden eine silberne Spindel über ihrem Grab in der Albanikirche zu Mainz aufgehangen[28]). Nach Editha's Tod heiratete der Kaiser die Witwe des Königs Lothar von Italien, Adalheid, Tochter des Grafen Rudolf von Burgund, an Geist, Willenskraft und Herrschertalent, wie an edler Weiblichkeit wohl die erste Frau ihrer Zeit, vielgeprüft vor und nach ihrer Vermählung mit Otto, aber diese Prüfungen so bestehend, daß die Heiligsprechung selten einer Würdigeren als ihr widerfahren ist, in das Reichsregiment bei Gelegenheit, namentlich nach dem Tode des großen Kaisers, mit weisem Sinn und fester Hand eingreifend. Ihr Zeitgenosse und Biograph, der Abt Odilo von Cluny, hat nur die Wahrheit geredet, wenn er der erlauchten Fürstin würdevollen Ernst und gelassene Freundlichkeit im Benehmen nachrühmte, wenn er ihre überströmende Freigebigkeit, ihre unermüdliche Barmherzigkeit gegen Arme und Leidende, ihre Demuth im Glück, ihre Geduld im Unglück, ihre Selbstbeherrschung und Einfachheit pries und sein Lob in dem schö-

---

28) Thietmar, II, 24.

nen Ausspruch zusammenfasste, die Kaiserin sei allzeit und überall von der Mutter aller Tugenden begleitet gewesen, von der Mäßigung[29]). Adalheids Sohn, Otto der Zweite, führte i. J. 972 die griechische Prinzessin Theophano heim und die kluge Byzantinerin wußte sich leidlich in die deutschen Verhältnisse zu schicken, obgleich ihr dieselben fremdartig genug vorkommen mußten und sie ihres Spottes über die germanische Ungeschlachtheit kein Hehl hatte. Sie begünstigte die klassischen Studien höchlich, erwies sich auch als eine feine Politikerin, hat aber den Vorwurf auf sich gezogen, die Modethorheiten von Byzanz in Deutschland zur Geltung gebracht und durch ihr Beispiel die deutschen Frauen zu allerlei üppigen Ausschreitungen im Anzug und zu bedenklichen Putzkünsten verleitet zu haben. Zur Zeit Kaiser Heinrichs des Zweiten mußte es damit schon weit gekommen sein, denn Thietmar von Merseburg, welcher damals schrieb, fand an seinen Zeitgenossinnen zu tadeln, daß sie, einzelne Theile ihres Körpers auf unanständige Weise entblößend, allen Liebhabern ganz offen zeigten, was an ihnen feil wäre, und ohne alle Scham allem Volke zur Schau einherwandelten[30]). Es scheint, daß gerade unter der Regierung des genannten frömmelnden Kaisers in der vornehmen deutschen Frauenwelt, zur Seite einer überstiegenen, ja ekelhaften Askese — Thietmar führt als Musterbild solcher Frömmigkeit eine Einsiedlerin Namens

29) D. Leben d. Kaiserin Adalheid, deutsch v. Hüffer, Geschichtschr. d. d. V. X. Jahrh. 8. Bd. S. 19.

30) Thietmar, IV, 41.

Sisu auf, welche „das Ungeziefer, von dem sie fortwährend geplagt wurde, nicht wegwarf, sondern das zufällig abgefallene sich wieder ansetzte“ — eine sehr gesteigerte Sittenlosigkeit im Schwange gewesen. „In unseren Tagen, sagt der gute Bischof von Merseburg, treiben außer der Menge der verführten Mädchen noch gar manche verheiratete Frauen, denen geile Lust den verderblichen Kitzel anreizt, Unzucht und zwar noch zu Lebzeiten ihrer Männer. Und damit nicht einmal zufrieden, überliefert manche noch, indem sie ihren Buhlen heimlich dazu antreibt, ihren Ehemann der Hand des Mörders, den sie darauf öffentlich zu sich nimmt und mit ihm nach vollem Belieben buhlt“ [31]). Heinrichs des Zweiten Gemahlin Kunigunde erscheint bei Thietmar als eine ehrbare und verständige Fürstin, die auch in Staatssachen mit sicherem Takte das Rechte zu treffen wußte. In der Legende dagegen ist sie zur Heiligen hinaufphantasirt, die ihre jungfräuliche Keuschheit auch in der Ehe bewahrte und den Teufel zu Kirchenbauten kommandirte, aber dennoch der Verleumdung nicht entging. Des unzüchtigen Umgangs mit einem Hofherrn beschuldigt, unterzog sie sich einem Gottesurtheil, wie vormals Karls des Dicken Gemahlin Richardis, und trat bloßen Fußes unverletzt sieben glühende Pflugscharen.

Der sehr beträchtliche Einfluß, welcher unter dem Reichsregiment der sächsischen Dynastie den königlichen Frauen zugestanden wurde und der dem Reiche keineswegs

31) Thietmar, VIII, 2 6.

zum Schaden gereichte, ging auch auf die Frauen des salisch-fränkischen Hauses über. So war Gisela, Konrads des Zweiten Gemahlin, eine wohlthätige Ordnerin, besonders kirchlicher Angelegenheiten, und was die Frau ihres großen Sohnes, Heinrichs des Dritten, Agnes angeht, so war es ein schweres Unglück für Deutschland, daß die verrätherische Selbstsucht der Fürsten den unmündigen Knaben, welcher nachmals Heinrich der Vierte wurde, der Vormundschaft einer solchen Mutter viel zu frühe entriß [32]). Der Sechszehnjährige vermählte sich i. J. 1066 mit Bertha von Savoien, deren Geschichte eine Leidensgeschichte war. Denn Heinrich fasste unmittelbar nach der Hochzeit einen heftigen Widerwillen gegen seine junge Frau und ging mehrere Jahre lang mit dem Vorsatz um, sie zu verstoßen, wie denn die deutschen Großen von damals die Heiligkeit der Ehe gar häufig in zügellose Leichtfertigkeit verkehrten. Wird doch von dem Gegenkönig Rudolf von Schwaben gemeldet, daß er zur gleichen Zeit nicht weniger als drei „rechtmäßige“ Ehefrauen gehabt. Bertha's Geduld und Treue überwand zwar nach und nach den Widerwillen ihres Gemahls, aber ihr Loos war kein rosiges. Sie hat alle die Bitterkeit, wovon Heinrichs des Vierten Leben voll war, redlich mitdurchgekostet, stets in Angst um den verrathenen und bedrängten Gatten, oft auf der Flucht, oft in abgelegenen Verstecken, in Sorgen um eine sichere Stätte, wo sie ihre

32) Eine „Frau von männlichem Geiste“ nennt sie der ungenannte Biograph und Apologet Heinrichs des Vierten. Geschichtschr. d. d. V. XII. Jahrh. 2. Bd. S. 8.

Kinder gebären könnte. Auch auf jener kläglichen Bußfahrt durch die winterliche Wildniß der Alpen nach Kanossa hat die treue Frau ihren Gemahl begleitet. Ihre einzige Tochter Agnes, schon als Kind dem Ritter Friedrich von Hohenstaufen verlobt, war bestimmt, die Ahnmutter einer neuen Reihe von Kaisern zu werden. Ihre Zeitgenossen haben sie als eine „außerordentliche“ und „unvergleichliche“ Frau gerühmt .....

Alles zusammengehalten, erkennen wir, daß die sächsische und salfränkische Kaiserzeit nicht arm an Frauen gewesen, welche ihr Geschlecht wirklich zierten. Ebenso andererseits, daß die rohe Sinnlichkeit und Habsucht, welche die Männer nur allzuhäufig schrankenlos walten ließen, ihre unausbleiblichen Wirkungen auf die Frauenwelt übten. Die Angaben und Klagen zeitgenössischer Berichterstatter über die unter Mädchen und Frauen gangbare Putzsucht und Unkeuschheit sind zu bestimmt, um übersehen zu werden, und das von oben herab gegebene Beispiel leichtsinniger Lockerung der Familienbande verdarb auch die unteren Stände. Doch sind uns dagegen auch wieder schöne Züge von treuem Familiensinn und ehrbarem Familienleben überliefert, diesen beiden Grund- und Eckpfeilern, auf und an welche unser Volk aus zeitweiliger Versunkenheit immer wieder sich aufgerichtet hat. Wie jede Zeit hatte auch das elfte Jahrhundert nicht nur sein Ideal von fraulicher Art und Tugend, sondern konnte auch Verwirklichungen desselben aufzeigen. Darüber hat Sohnesliebe ein schönes Zeugniß abgelegt in der Grabschrift, welche der gelehrte reichenauer Mönch Herimann

der Verwachsene, ein Sohn des Grafen Wolfrad zu Altshausen in Oberschwaben, im Jahre 1052 seiner Mutter Hiltrud widmete [33]).

Es ist leicht erklärlich, aber sehr bezeichnend, daß die päpstliche Kurie den Frauen der salfränkischen Dynastie gegenüber mit Austheilung von Heiligenscheinen keineswegs mehr so freigebig war, wie sie denen der sächsischen gegenüber gewesen. Das Papstthum vermochte jetzt auf eigenen Füßen zu stehen, bedurfte der Stütze des Kaiserthums nicht mehr und verschritt zur Verwirklichung seiner theokratischen Weltherrschaftsidee. Ein Hauptmittel hierzu war natürlich die Organisation eines Heeres, welches, wenn auch schwertlos, dennoch sehr streitbar sein sollte und wirklich war. Dieses Heer, die Geistlichkeit, sollte völlig vom Staate losgelöst und dadurch dem päpstlichen

33) „Hiltrud, Dürftiger Mutter, der Ihren Hoffnung und Hilfe,
Gibt was der Erde gebührt, hier in dem Hügel zurück;
Welche die hochgebietenden Eltern edelen Stammes
Adelnd, sie durch den Glanz leuchtenden Strebens erhob.
Keusch schloß nur einmal sie ein heiliges Bündniß der Ehe,
Lebte dem göttlichen Dienst widmend den Sinn und das Herz.
Und sie strebte nach dem bescheidenen Theile der Martha,
Blieb der Lehre, die sie gab, in dem Leben getreu.
Reich und fromm erfreuete sie die Armen mit Kleidung,
Speise, Fürwort und Gang, wo nur es heischte die Noth.
Doch vor allem erquickte mit Glauben sie gläubige Freunde,
Allen zeigte sie sich immer willfährig und mild.
Auch sanftmüthig und duldsam und nimmer zum Streite geneiget,
Aller Welt sie gefiel und, wie wir hoffen, dem Herrn."

Herimanns Chronik, deutsch v. Nobbe. Geschichtschr. d. d. V. XI. Jahrh. 5. Bd. S. 51.

Stuhl unbedingt zugewandt und gehorsam gemacht werden. Zu diesem Zwecke wurde das Verbot der Priesterehe durchgesetzt. Der tausend Bande ledig, womit das Familienleben den Menschen mit den staatlichen Interessen verknüpft, sollte die Geistlichkeit nur noch ein willenloses Organ der päpstlichen Politik sein. Indessen war es rathsam, das politische Motiv der „ungeheuerlichen Verordnung“ wider die Priesterehe — decretum enorme nennt es ein Annalist vom Jahre 1075 — hinter ein religiöses zu verstecken. Man ging auf das Vorbild Christi zurück, welcher ehelos gelebt hätte, betonte unaufhörlich die wegwerfende, abscheulich zotige Manier, womit manche Kirchenväter von den Frauen als untergeordneten, unreinen Geschöpfen gesprochen, und folgerte daraus, daß es dem Priester, dessen geweihte Hände die Sakramente verwalten, unziemlich wäre, durch die eheliche Gemeinschaft mit dem Weibe, diesem „Gefässe der Sünde“, sich zu verunreinigen. Wie mächtig die Durchführung dieses naturwidrigen Grundsatzes in das sociale Leben der Christenheit eingreifen mußte, liegt am Tage. Wir wollen nicht einmal von der gräuelhaften, dadurch nothwendig hervorgerufenen Sittenlosigkeit der Geistlichen reden; wir sagen nur, daß ein Stand, welcher sich von einem heiligsten Grundgesetze der Gesellschaft lossagte, nothwendig der Feind derselben werden mußte. Man macht nicht ungestraft den Versuch, sich über die Natur zu erheben.

Ungeachtet der Apostel Petrus selbst eine Frau gehabt hatte, war im Sprengel des römischen Bischofs die

Ehelosigkeit der Priester schon frühe geltend gemacht worden. Wenigstens vom Subdiakon aufwärts sollten sie unverheiratet sein. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts wurde von Rom aus systematisch daran gearbeitet, den Cölibat zu einem allgemein giltigen Kirchengesetze zu erheben. Man scheute nicht vor der ungeheuren Lächerlichkeit zurück, als Grund dafür anzugeben, daß der Priester, welcher „täglich Gott schaffe" (bei der Weihung der Hostie und des Weins in der Messe) ganz lauter und rein sein müsse[34]). In Wahrheit war es die Politik Hildebrands (Gregors des Siebenten), welche die Durch-

34) Wie dann in der Wirklichkeit diese cölibatärische Reinheit und Lauterkeit beschaffen war, kann, abgesehen von zahllosen anderen Zeugnissen, eine von Floto (Kaiser Heinrich der Vierte, I, 164) angezogene Stelle aus einem Chronisten des 13. Jahrhunderts zeigen. Papst Innocenz der Vierte hielt von 1245—51 zu Lyon Hof. Als er die Stadt verließ, sagte der Kardinal Hugo de St. Caro zu den Bürgern: „Freunde, ihr seid uns großen Dank schuldig. Wir sind euch nützlich gewesen. Denn als wir hierher kamen, fanden wir nur drei oder vier Bordelle vor. Jetzt aber, bei unserem Weggehen, lassen wir nur ein einziges zurück, welches von dem östlichen Thore der Stadt bis zum westlichen reicht". In der Mitte des 16. Jahrhunderts erklärten die Gesandten Baierns auf dem Koncil von Trient, bei ihnen daheim würden unter hundert Priestern kaum drei oder vier gefunden, welche nicht in wilder Ehe lebten. Freilich hatte es das Cölibatsgesetz nicht so fast auf die wilde als vielmehr auf die rechtmäßige Ehe abgesehen; denn nur diese sichert einen festen Familienband und knüpft also auch den Priester an sein Vaterland, welchem der Cölibat ihn entfremdet. Ein echter Priester darf und kann kein Patriot sein.

setzung des Cölibats gebieterisch forderte; denn nur eine ehelose Priesterschaft war ein willenloses Werkzeug bei Ausführung seines theokratischen Riesenplans. Daß gerade der Stand, welcher vermöge seiner Bildung und seines unermesslichen Einflusses den übrigen an Sittlichkeit vorleuchten sollte, durch Zerstörung seines Familienlebens mit aller Gewalt in die Unsittlichkeit hineingetrieben wurde, kümmerte den finstern Mönch auf dem päpstlichen Stuhle sehr wenig. Es gereichte aber dem sittlichen Gefühle der deutschen Geistlichkeit zu nicht geringer Ehre, daß weitaus ihre Mehrzahl energischen Widerstand gegen das römische Eheverbot erhob. Dem Bischof Otto von Konstanz geben seine Feinde sogar das ehrenvolle Zeugniß, daß er öffentlich gegen diese Naturwidrigkeit gepredigt habe. Ein Priester der Diöcese Passau ließ um 1077 eine Streitschrift gegen das Cölibatsgesetz ausgehen, worin mit der ganzen Empörung germanischen Sitten- und Rechtssinns gegen die Arglist, Heuchelei und Sittenlosigkeit der neuen päpstlichen Satzung geeifert wurde. Der wackere Mann rief dem Papst ins Gedächtniß, daß der Apostel Paulus in der bekannten Epistel an Timotheus den Bischöfen und Diakonen die Ehe nicht nur nicht verboten, sondern vielmehr geradezu geboten habe und daß die alten Koncilien gegenüber den cölibatärischen Ereiferungen mönchischer Halb- oder Ganznarren den Priestern freigestellt hatten, zu heiraten oder ehelos zu leben. Er bezeichnete das Eheverbot als einen Wahnsinn und prophezeite: „Die Priester werden, gleich den Urhebern dieser Ketzerei, in Folge des Cölibats Hurer,

Ehebrecher und Sklaven der schmutzigsten Laster sein.“ Aber das Unheil war einmal im Zug, und als der Papst wahrnahm, daß die meisten deutschen Bischöfe nur mit Widerstreben an die Durchführung des Eheverbotes in ihren Sprengeln gingen, anempfahl er die Angelegenheit den mit ihm gegen die kaiserliche Macht verbündeten deutschen Fürsten. Sie mußten ihm wohl zu Willen sein, weil sonst ihre Rebellion des päpstlichen Rückhalts entbehrt hätte. Auch hetzte die Kurie mittels der Mönche den adeligen und bäuerlichen Pöbel zu Gewaltthätigkeiten gegen die verheirateten Pfarrer auf. Demzufolge zwang vieler Orten das Volk die Geistlichen tumultuarisch zur Entlassung ihrer rechtmäßigen Ehefrauen. Doch waren in norddeutschen Sprengeln im 12. Jahrhundert noch die meisten Pfarrer verheiratet und noch im 13. Jahrhundert gab es in einigen Gegenden Deutschlands, wie z. B. in Schlesien, verheiratete Bischöfe, Domherren und Pfarrer. Erst von da ab verschwand bei uns die Priesterehe völlig, um einem Treiben Platz zu machen, dessen Zuchtlosigkeit zahllose Pfaffenschwänke des Mittelalters grell genug widerspiegeln. Das Volk merkte zu spät, welcher Pest es seine Häuser geöffnet, indem es den Cölibat durchsetzen geholfen, und im 14. und 15. Jahrhundert war unter unseren Bauern die Forderung gäng und gäbe, daß ein neuaufziehender Pfarrherr auch gleich seine Kebse oder, wie sie sich bäuerisch ausdrückten, daß ein neuer „Seelenhirt“ seine „Seelenkuh“ mitbringen müßte. Sie wußten wohl, warum.

Drittes Kapitel.

Vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert.

Die Hohenstaufen. — Gliederung der mittelalterlichen Gesellschaft. — Materieller und geistiger Aufschwung Deutschlands im 12. Jahrhundert. — Einfluß der Römerzüge und der Kreuzzüge. — Das Ritterthum. — Die „Courtoisie“ oder „Höfischkeit“. — Blick auf die französische Courtoisie. — Deutscher Marienkult und Frauendienst. — Kaiserinnen. — Die heilige Hildegard. — Herrad von Landsberg und ihr „Lustgarten“. — Hausrath und musikalische Instrumente. — Das Bett und der Schlafanzug.

Nachdem die Geschichte der deutschen Frauenwelt bis zu der Zeit heraufgeführt worden, wo mit der Reichsherrschaft der Hohenstaufen die mittelalterliche Romantik in ihre Glanzperiode eintrat, ist uns jetzt die Aufgabe gestellt, von dem Frauenleben, wie es in der Blüthezeit und im Niedergang des Mittelalters unter den verschiedenen Ständen deutscher Nation, auf Burgen, in Städten und auf dem Lande, in der Weltlichkeit und in der Klösterlichkeit, nach der lichten und dunkeln Seite hin sich abwickelte, ein genauer gezeichnetes und deutlicher ausgemaltes Bild zu

geben, als die Beschaffenheit der Quellen von den früheren Perioden zu geben gestattete. Denn unsere überaus reiche mittelhochdeutsche Literatur, deren glänzendste Schöpfungen in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fallen, die aber mit ihren Anfängen ins 12. Jahrhundert hinauf- und mit ihren Nachklängen ins 14. herabgreift, bietet uns hinlängliches Material zu anschaulicher Darstellung mittelalterlicher Fraulichkeit.

Bevor wir jedoch in die Einzelnheiten von der deutschen Frauen Gehaben und Gebaren, Thun und Trachten zur angegebenen Zeit eintreten, ist es räthlich, auf solche sociale Einrichtungen, welche die mittelalterliche Lebensführung bedingten und bestimmten, einen raschen Blick zu werfen. Dies gethan, werden wir zunächst eine vorragende Frauengestalt des 12. Jahrhunderts vorführen, um durch sie, welche eine Schriftstellerin und Malerin war, Einsicht in manche häusliche Verhältnisse ihrer Zeit zu gewinnen. Sodann werden wir von der Edelfrau, der Bürgerin und der Bäuerin handeln, werden Festen anwohnen, die Bäder, die Nonnenklöster, die Frauenhäuser besuchen und endlich zum Abschluß der Kapitelreihe des 2. Buches betrachten, wie die mittelalterlich-deutsche Poesie zu den Frauen sich gestellt, was sie im Guten und im Schlimmen von ihnen zu singen und zu sagen gewußt hat. Als Gesammtresultat unbefangener Darstellung dürfte dann sich ergeben, daß das Mittelalter zwar eine höchst eigenthümliche, farbenreiche, von dichterischen Tönen durchzogene Periode unserer Geschichte war, daß aber die Phantasie eines in Zucht und Sitte hochstehenden, ja mustergiltigen

Mittelalters eben nur eine Phantasie der Willkür ist, welche auf geschichtlischen Werth gar keinen Anspruch hat. Auch im Mittelalter mischten sich, wie zu allen Zeiten, die socialen Lichter und Schatten, und wenn beide damals greller und nackter hervortraten als heute, so rührte das nur von der rohen Frische in Fassung und Führung des Lebens her, von welcher die moderne Verfeinerung und Verflachung nichts mehr weiß. Die Tugenden und Laster, Leidenschaften und Thorheiten der Menschen bleiben dem Wesen nach stets die gleichen. Die vorschreitende Bildung ändert nur die Erscheinungsformen derselben und wir sind daher ebenso wenig berechtigt, das Mittelalter als eine „barbarische Zeit" zu verklagen, als wir berechtigt sind, dasselbe als die „gute, alte, fromme Zeit" zu lobpreisen.

Die Kaiser des schwäbischen Hauses verfolgten die Bahnen eines Otto des Ersten und eines Heinrichs des Dritten. Auch sie waren in dem thörichten Traum cäsarischer Weltherrschaft befangen, obgleich die Wirklichkeit ganz darnach angethan war, sie nachdrucksam daraus zu erwecken. Schon der furchtbare Widerstand, welchen ihnen die Päpste von Italien aus entgegensetzten, hätte sie darauf hinweisen können, daß ihre Aufgabe diesseits der Alpen lag, und die in Friedrich dem Rothbart großartig, in Heinrich dem Sechsten fein angelegte Despotennatur wäre ganz geeignet gewesen, einen einheitlichen deutschen Reichsbau zum Abschluß zu bringen. Aber Italien! Italien! war auch die Losung der Hohenstaufen, und während sie dort sich herumschlugen und erschöpften, entwickelte sich daheim die

staatliche Zersplitterung, an welcher unser Land noch heute krankt. An die Stelle der karlingischen Reichsverfassung, deren Ruinen noch ins 11. Jahrhundert hineinragten, war das Lehenwesen getreten, diese organisirte Adelsanarchie, welche mehr und mehr die altgemeinfreie Bauersame — wenn auch nicht in allen Gegenden — zur Hörigkeit und Leibeigenschaft herabdrückte und nur in dem seit dem 10. und mehr noch seit dem 11. Jahrhundert allmälig immer mächtiger aufblühenden städtischen Bürgerthum ein Gegengewicht fand. Wenn man erwägt, wie der gesellschaftliche Bau des Mittelalters in Deutschland vom leibeigenen Knecht an durch den hörigen Bauer zum freien, vom nichtadeligen Stadtburger zum adeligen Altburger, vom armen Landedelmann, der mit ein paar Knechten in seinem dürftigen „Burgstall" hauste, bis zum geistlichen oder weltlichen Fürsten, welcher Tausende von Vasallen in seinem Bann und Lehen hatte und in seiner Hofburg verschwenderischen Prunk entfaltete, vom demüthigen Mönch oder Dorfpfarrer bis zum kurfürstlichen Erzbischof hinaufstieg, um auf seinem Gipfel die Kaiserkrone zu tragen, welche freilich gar oft nur ein Scheinding war: so hat man den Anblick einer Gesellschaftsgliederung, welche man zwar auf gut fischartisch mehr eine Gesellschaftklitterung zu nennen versucht ist, von der man aber doch sagen muß, daß sie zu der mannigfaltigsten, buntesten Entwickelung und Entfaltung des Lebens Anstoß und Raum gab.

Mancherlei Ursachen führten im 12. Jahrhundert jenen materiellen und geistigen Aufschwung der deutschen

Nation herbei, dessen Sinken so ziemlich mit dem Untergang des hohenstaufischen Hauses zusammenfällt. Das Anwachsen der Bevölkerung trieb zu emsigerer Landeskultur, um deren Förderung die Klöster sich noch immer Verdienste erwarben, besonders nach der Richtung hin, wo es sich um Beschaffung der gutschmeckenden Dinge dieses Lebens handelte. In den Städten entwickelten die Gewerbe eine emsige Thätigkeit und erhob sich die Handwerksgeschicklichkeit zur Kunst. Der Handel, welcher von den Sitzen des Bürgerthums aus seine begehrlichen Arme schon nach allen Himmelsgegenden ausstreckte, brachte nicht nur Wohlstand, sondern auch das Bedürfniß, desselben mit Behagen zu genießen. Städtischer Reichthum und Gemeinsinn boten die Mittel, die zeitbewegenden Gedanken, also vor allen den religiösen, monumental zu gestalten, und mit der frommen Begeisterung verband sich, aus der romanischen Verpuppung hervorbrechend, der germanische Genius zur Schaffung jener riesenhaften Gedichte aus Stein, jener Münster und Dome, die man gothische zu nennen pflegt und die, entsprechend der Idee, welche diese Architektur beseelte, die Erde und den Menschen gleichsam gen Himmel emportragen, — versteinerte Himmelssehnsucht, wie es ja eben Grundwesen der Romantik, d. i. des mittelalterlichen Geistes war, das Irdische zu verhimmeln und das Himmlische zu verweltlichen. Das Christenthum hatte im Katholicismus mythologische Gestaltung, der Gottesdienst künstlerische Entfaltung gewonnen. Ein allgemeines Regen und Bewegen, ein Dürsten nach Schönheit und Lebensgenuß war in die Deutschen gekommen,

welche zur Zeit, wo ein Barbarossa des Reiches waltete, guten Grund hatten, die rasch wieder verschwindende Illusion, sie wären die Herren der Welt, für dauernde Wirklichkeit zu halten.

Die Römerzüge nach Italien hatten unsere Altvorderen mit einem Lande bekannt gemacht, auf dessen Ruinen noch immer ein Nachschimmer der Schönheit des klassischen Alterthums lag und dessen auch politisch mächtige Handelsstädte deutsche Kriegs- und Handelsleute bürgerliches Lebensbehagen und bürgerliche Freiheit kennen und schätzen lehrten. Aber wenn der Anblick italischen Lebens bedeutend dazu beitrug, den geistigen Gesichtskreis der Deutschen zu erweitern und aufzuhellen, ihren Schönheitssinn zu wecken und zu stärken und sie für eine behaglichere und reichere Einrichtung des Daseins in Thätigkeit zu setzen, so waren die Kreuzzüge ihrerseits auf dieses alles von noch größerem Einfluß. Die umgekehrte Völkerwanderung der Kreuzzüge hat ja überhaupt die christkatholisch-romantische Weltanschauung auf ihren Höhepunkt gestellt, indem sie dem abendländischen Waffenthum eine Seele, d. i. eine religiöse Idee einhauchte, der europäischen Kraft und Thatenlust ein ideales Ziel gab, die ganze Christenheit zu einem großartigen Unternehmen vereinigte und nach allen Seiten hin dem materiellen und geistigen Vorschritt neue Bahnen aufschloß und ebnete. Der Orient erwies damals noch einmal seine alte Befruchtungskraft; denn unermesslich waren die Nachwirkungen dessen, was die Kreuzfahrer in den Ländern des Morgens gesehen und gehört. Die ganze Fülle orien-

talischer Phantastik, Mystik und Symbolik ergoß sich über das Abendland und inspirirte die Poesie zur Schöpfung einer Wunderwelt, die sich farbenprangend über der rauhen Wirklichkeit wölbte und in deren Atmosphäre selbst eine in seinem ganzen Wesen so eisern materielle Erscheinung, wie das germanische Kriegerthum war, eine dichterische Gestalt gewann, indem es sich zum Ritterthum verfeinerte, — eine Verfeinerung freilich, die nach unsern heutigen Begriffen noch immer viel grober und roher war als billig.

Das Ritterthum, diese sociale Schöpfung des mittelalterlich-romantischen Geistes, ist nicht deutschen, sondern romanischen Ursprungs. Denn wenn schon im 11. Jahrhundert in Deutschland von Rittern die Rede ist, so sind damit nur Kriegsleute gemeint, welche, auf eigene Kosten mit Panzer und Halsbergen, Helm und Schild, Schwert und Lanze ausgerüstet, zu Rosse dem Aufruf zum königlichen Heerbanne folgten. „Ritter" bedeutete vor den Kreuzzügen in Deutschland nur soviel wie Reisiger und von einem Ritterstand im konventionellen Sinne war noch keine Rede. Die Entstehung und Ausbildung des Ritterthums als eines gesellschaftlichen Instituts haben wir in Spanien und Südfrankreich zu suchen, wo die häufige Berührung mit dem gesellig verfeinerten, dichterisch gestimmten und hochgebildeten Maurenthum zur Ausschmückung des Lebens mit den Reizen höherer Geselligkeit Veranlassung gab. Der blühende Zustand jener Gegenden, die heiter-sinnliche Beweglichkeit ihrer Bewohner, das enthusiastische Interesse an abenteuerlicher

Fabelei und fröhlicher Liederkunst, der anmuthige Einfluß südlicher Frauenschönheit, das alles wirkte dort zusammen, um gewisse Formen und Normen adeligen Verkehrs ins Leben zu rufen, aus welchen sich allmälig das Gesetzbuch ritterlicher Gepflogenheit zusammensetzte. Der Kampf um das heilige Land verlieh dieser Konvenienz eine religiöse Weihe, welche in den geistlichen Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschherren das christliche Kriegerthum und das christliche Mönchthum in eins verschmolz. Die sehr bedeutende Stellung, welche diese geistlichen Ritterorden in Bälde sich errangen, verhalf der in den Kreuzzügen aufgekommenen Vorstellung von dem christlichen Ritterthum als von einer idealen Genossenschaft zu immer größerer Verbreitung und Geltung, welche sich auch in Deutschland stark bemerkbar machte, namentlich im südlichen und südwestlichen Deutschland, sobald die im ersten und zweiten Kreuzzug stattgehabten Berührungen des deutschen Adels mit dem französischen ihre Wirkungen äußerten. Die Kirche ihrerseits zögerte nicht, das religiöse Element, welches die Kreuzzüge in das Ritterthum gebracht hatten, auch formell gewichtig zu machen, indem sie die Aufnahme in die Ritterschaft mit kirchlichen Bräuchen umgab. Zum Dank lautete dann auch das erste der Rittergelübde, die Kirche zu ehren und zu schützen, welches Gelübde übrigens, gerade wie die andern — dem Lehnsherrn treu und hold zu sein, Witwen und Waisen zu schirmen, keine ungerechte Fehde zu erheben, die Ehre der Damen zu achten — jedenfalls ebenso oft gebrochen als gehalten wurde. Erst im 12. Jahrhundert kam die An-

sicht zur Geltung, daß adelige Geburt, unmittelbare Abstammung von einem Ritter („Ritterbürtigkeit") Grundbedingung der Aufnahme ins Ritterthum sei; doch fanden damals und später Ausnahmen von dieser Regel statt. Politische Rechte, wie sie dem Erb- und Beneficienadel zustanden, brachte der Ritteradel anfänglich nicht mit sich und erst später wurden ihm neben den Ehrenrechten auch staatsbürgerliche zutheil. Weil aber das Ritterthum der Ausbildung des Begriffs persönlicher Ehre, des Ehrenpunkts, der Standesehre außerordentlich günstig war, so drängte sich bald der Adel eifrigst zur Ritterwürde, um der idealen Standesehre theilhaft zu werden. Mit der Geltung dieses Ehrenbegriffes hing die Entwickelung der ritterlichen Anstandslehre genau zusammen. Man nannte diesen Kodex der Gesetze und Regeln ritterlichen Gebarens mit einem französischen Wort „Courtoisie" oder mit einem mittelhochdeutschen „Höfischkeit", weil ja die Höfe größerer oder kleinerer Dynasten hauptsächlich die Stätten waren, wo die ritterliche Lebensart gepflegt und gelehrt wurde [35]).

Einen wesentlichen oder vielmehr den wesentlichsten Theil der ritterlich romantischen Courtoisie machte das Minneleben aus, der Frauendienst, wie derselbe zuerst von den spanischen Trobadores, den provençalischen Trou-

35) S. meine „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte", 7. Aufl., wo S. 99—152 die Erscheinungsformen des ritterlichen Geistes während seiner Glanzzeit im Leben, in der Literatur und Kunst des Näheren geschildert sind.

badours und den nordfranzösischen Trouvères in ein förmliches System gebracht wurde. Man muß sich aber wohl hüten, durch den idealischen Schein des Frauendienstes sich täuschen zu lassen. In Wahrheit, er war mehr oder weniger überall, vorab in Frankreich, die Untergrabung des Grundpfeilers der Gesellschaft, der Ehe. Der Unterschied, welchen die Courtoisie zwischen Herrin, d. i. Geliebte, und Ehefrau statuirte, war ein tiefunsittlicher. Die Geliebte war das Ideal des Mannes, die Frau dagegen, gleichviel ob Gattin, Schwester oder Tochter durchweg nur das gehorsame, dienende, oft genug vernachlässigte und misshandelte Weib. Im galanten Frankreich gab es eine gesetzliche Bestimmung, welcher zufolge ein Mann seine Frau ungestraft schlagen und verwunden durfte, falls er ihr nur kein Glied zerbrach und keine lebensgefährliche Wunde beibrachte [36]. Die Wirklichkeit des Lebens entsprach dann auch dieser gesetzgeberischen Weisheit und es sind uns Züge überliefert, welche die französische Galanterie, wenigstens im 11. Jahrhundert, in einem sehr eigenthümlichen Lichte erscheinen lassen [37].

---

36) Ordonnances des rois de France, tom. XII, p. 492, 541.

37) Einen solchen Zug erzählt das Chronicon Turonense von Wilhelm dem Eroberer. Er warb um Mathilde, die Tochter des Grafen Balduin des Fünften von Flandern. Das junge Mädchen aber erklärte stolz, sie würde keinen Bastard heiraten. Da ritt Wilhelm nach Brügge, lauerte Mathilden auf, fiel sie, als sie aus der Kirche kam, an, zerrte sie an ihren langen Haaren, gab ihr Faustschläge und Fußtritte und entfloh nach Begehung dieser Heldenthat. Wunderlicher Weise imponirte der Schönen diese ab-

Die Theorie des französischen Minnedienstes war nur eine Theorie der Sittenlosigkeit. Allgemein anerkannte Grundsätze derselben sind gewesen, daß die Liebe der Liebe nichts versagen dürfe, daß die Ehe keine legitime Entschuldigung für die Liebe sei, daß eine Frau recht wohl zu gleicher Zeit von zwei Männern oder ein Mann von zwei Frauen geliebt werden könne. In den Sitzungen der vielgerühmten Minnegerichte oder Minnehöfe (Cours d'amour) wurden Fragen debattirt wie diese: — „Eine Dame, welche mit drei Bewerbern und ihre Gunst zusammensitzt, blickt den einen liebevoll an, dem zweiten drückt sie die Hand, dem dritten drückt sie den Fuß mit dem ihrigen, welchem hat sie nun die größte Zuneigung bezeugt?" Im Jahre 1174, also in der Blüthezeit des Ritterthums, hielt die Gräfin von Champagne, allgemein als das

---

sonderliche Art von Liebeswerbung so, daß sie unter Thränen erklärte, sie wollte keinem andern Mann angehören als eben dem Normanenherzog, den sie auch wirklich heiratete ... Ein deutsches Seitenstück hierzu bietet unser Nibelungenlied (Str. 870 und 901). Nach dem Zank zwischen Brunhild und Kriemhild sagt Sigfrid zu Gunther:

„Man soll Frauen so ziehen ....
Daß sie üppige Reden lassen unterwegen.
Verbiet' es deinem Weibe, ich will es meinem thun"—

und wie nachdrücklich der Held diesen Vorsatz ausführte, bezeugt Kriemhild, indem sie bald darauf gegen Hagen äußert:

„Das hat mich schon gereuet ....
Auch hat er so zerbläuet zur Strafe meinen Leib;
Daß ich es je geredet, beschwerte seinen Muth;
Er hat es wohl gerochen, dieser Degen kühn und gut."

Muster einer Edeldame von damals gerühmt, einen feierlichen Minnehof, welcher die aufgeworfene Frage, „si l'amour était possible dans le mariage?“ in Form eines förmlichen Urtheilsspruches (arrêt d'amour) mit Non! beantwortete. Kein Wunder, daß eine so leichtfertige Sophistik in der Praxis nach der einen Seite hin zur Verrücktheit, nach der andern hin zu grober Zuchtlosigkeit ausschlug. Beider Sorten von Romantik sind die Contes und Fabliaux der mittelalterlichen Dichter Frankreichs voll. Ebenso die Lebensbeschreibungen der Troubadours. So steckte sich einer der bekanntesten derselben, Peire Vidal (1175—1215), seiner Geliebten zu gefallen, welche Loba (Wölfin) hieß, in ein Wolfsfell und kroch heulend auf allen Vieren in den Bergen umher, bis ihn die Schäferhunde übel zurichteten. Die französischen Ritterfeste liefen häufig in Orgien aus, wo sich unter dem Schutze der modischen Gesichtsmasken Mädchen und Frauen schamlos preisgaben [38]). Die Romanliteratur ist zu allen

38) In der Histoire de Saint-Denys, pag. 170 seq. gibt der Mönch von Saint-Denys, welchen selbst ein für die Ritterzeit so eingenommener Autor, wie De la Curne de Sainte-Pelaye ist, als einen durchaus glaubwürdigen Zeugen gelten lässt (vgl. „Das Ritterwesen des Mittelalters“, von De la Curne de S. P., deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Klüber, II, 268), die Beschreibung eines 1389 in der genannten Abtei durch den König von Frankreich veranstalteten Turniers und Banketts. Am Schlusse sagt er: „In der Nacht verlarvte sich alles und machte alle Arten von Gaukeleien, die sich besser für Possenreißer als für so angesehene Personen schicken. Dieser schädliche Brauch, aus Nacht Tag zu

Zeiten ein Spiegel der herrschenden Stimmungen und Sitten gewesen. Nun wohl, man nehme einmal den Stammvater aller Ritterromane zur Hand, den berühmten Amadis de Gaula, welcher — wenigstens die ersten vier Bücher — mit ziemlicher Sicherheit dem Portugiesen Vasco Lobeyra (um 1325) als Verfasser zugeschrieben wird. Dieses Buch, nachmals von dem Spanier Montalvo umgearbeitet und erweitert und so in alle Sprachen des civilisirten Europas übersetzt, war einige Jahrhunderte lang das Entzücken der ritterlichen Gesellschaft und hat sogar noch einem so ernsten Manne wie Cervantes ein beredsames Lob entlockt. Und doch wirthschaftet darin eine ganz bodenlose Lüderlichkeit. Hoffräulein und Prinzessinnen reizen sich gegenseitig zur Unzucht auf und Grafentöchter schleichen oder dringen vielmehr in die Schlafkammern von ihnen völlig fremden Männern und nöthigen dieselben förmlich, ihren Gelüsten genugzu-

machen und umgekehrt, nebst der Freiheit, unmäßig zu essen und zu trinken, bewirkte, daß viele Leute sich Dinge erlaubten, die sowohl wegen der Gegenwart des Königs als wegen des heiligen Ortes, wo er sein Hoflager hatte, höchst unschicklich waren. Jeder suchte seine Leidenschaften zu befriedigen und man sagt alles, wenn man versichert, daß es hier Ehemänner gab, deren Rechte durch die üble Aufführung ihrer Frauen gekränkt wurden, und daß es auch unverheiratete Damen genug gab, welche die Sorge für ihre Ehre fahren ließen" . . . . Nach einer solchen Probe begreift man, daß sogar der standhafte Romantiker Sainte-Pelaye sich einmal zu dem Ausruf veranlasst findet (a. a. O. I, 153): „Nie sah man verderbtere Sitten als in den Zeiten unserer Ritter und nie waren die Ausschweifungen in der Liebe allgemeiner."

thun[39]. Und schon 120 Jahre vor der Entstehung des Amadis hatte die wüste Wirklichkeit ritterlicher Courtoisie so garstige Bilder von fraulichem Sinnen und Trachten in den Spiegel der Dichtung geworfen, daß ein altfranzösischer Poet, welcher vorher feurigste Minnelieder gedichtet, Guiot de Provins, sich veranlaßt sah, in seiner um das Jahr 1206 geschriebenen „Bible" in wegwerfendster Weise von den Frauen zu reden[40].

39) Ich habe, indem ich dieses schreibe, die älteste deutsche Uebersetzung des seiner Zeit weltberühmten Buches vor mir liegen: — „Des Streitbaren Helden Amadis aus Frankreich sehr schöne Historien" u. s. w. Frankfurt a. M. 1583. Es reicht, von allem übrigen abgesehen, zur Bestätigung des im Text Gesagten schon hin, das Abenteuer der Prinzessin Elisena und der Darioletta mit dem König Perion (Fol. 2) und das Abenteuer der Tochter des Grafen von Seeland (Fol. 51) mit demselben Herrn anzusehen.

40) Des Guiot v. Provins auf uns gekommene Werke, herausgeg. v. Wolfart und San-Marte (1860) S. 4. —

„Nuns ne pot onques acomplir
Voloir de famme, c'est folie
De cherchier lor estre et lor vie,
Quant li saige n'i voient goute.
Famme ne crient, famme ne doute,
Famme ne fu onques vaincue,
Ne apartement connéue;
Quant li oeil plorent, li cuers rit,
Pou pensse à ce qu'ele me dit.
Ains nulle ne sot duel avoir,
Molt lor pert bien de lor savoir;
Quant qu'elle ait en sept ans amé,
Ait-elle en un jor oblié.

In der Wirklichkeit wie in der Dichtung hatte demnach das romantische Liebesideal bei den romanischen Völkern schon frühzeitig die bedenklichsten Trübungen erfahren. Bereits im 11. Jahrhundert sogar überwog das Moment der Sinnlichkeit die spiritualistische Illusion ganz entschieden. Man betrachte den berühmten Liebesbund Abälards und Heloise's und man wird finden, wie tief die platonisch-mystische Schwärmerei in die heißen Wogen sinnlichen Genusses sich getaucht hat. Heloise's Briefe an den Geliebten nehmen da den höchsten Schwung, wo sie ihn an die

---

Famme est lou jor de faut talens,
Plus est legiere que n'est vens.
Molt mue sovent son coraige,
Tost a decéu le plus saige."

(Dahin gelangt nie irgendwer,
Ein Weib zu werthen. Thöricht Streben,
Ergründen wollen ihr Wesen und Leben!
Wissende nehmen das nicht schwer.
Eine Frau sich fürchtet nimmermehr,
Sie wird auch niemals ganz besiegt
Und niemals ihr Inneres ganz offen liegt.
Es lacht ihr Herz, während ihr Auge weint,
Und anderes sagt sie als sie meint.
An Gram weiß keine lang zu kranken
Und äußerst kurz sind sie von Gedanken.
Was sie geliebt in sieben Jahren,
An einem Tage lassen sie's fahren.
Frauen sind falsch zumeist gesinnt
Und beweglicher als der Wind.
Ihr Herz ist gar zu wandelbar,
Den Klügsten täuschen sie sogar.)

Stunden erinnert, in welchen sie sich ganz ihm zu eigen gegeben, sie, welche es ein höherer Ruhm däuchte, die Geliebte, ja die Buhlerin und Konkubine eines solchen Mannes zu heißen als seine Ehefrau. Die Briefe Heloise's, vielleicht das Schönste, Kühnste, Feurigste, was je einer weiblichen Feder entquollen, sind wie unter Wollustschauern geschrieben. Es sind Stellen darin, wo auf Kosten der Ehe die freie Liebe mit bakchantischer Verzückung erhoben und gefeiert wird.

Zu solcher Genialität hat es das Minneleben in Deutschland nicht gebracht. Wir werden zwar Gelegenheit haben, zu sehen, daß auch auf deutschem Boden der romantische Liebesverkehr sich keineswegs immer auf der Linie der Keuschheit gehalten hat und daß auch hier der ritterliche Frauendienst zu Ausschreitungen führte, welche ins Tollhaus gehörten. Aber im ganzen und großen stellt sich das deutsche Minneleben reiner und zarter dar als das romanische und wenigstens in der Theorie hat man die romantische Forderung, den sinnlichen Geschlechtstrieb zur idealischen Liebe zu verklären oder, mit Lessing zu reden, „ein körperliches Bedürfniß in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln", in Deutschland ernster genommen als anderswo. Die rechtliche Stellung der deutschen Frauenwelt blieb zwar auch in der ritterlich-romantischen Gesellschaft jene untergeordnete, welche im 1. Buch geschildert wurde, und alle „Höfischkeit" reichte nicht aus, die Frau dem Manne von rechtswegen gleichzustellen. Aber die altgermanische Frauenverehrung, welche schon zur ottonischen Zeit wieder bedeutsam an-

geklungen, gestaltete sich im 12. und 13. Jahrhundert zu einem höchst wirksamen socialen Motiv, welches in der Anbetung der Gottesmutter eine religiöse Unterlage hatte. Es ist auf die Innigkeit des Mariendienstes in Deutschland schon früher aufmerksam gemacht worden und hier darüber nur noch zu sagen, daß in der Anschauung des Mittelalters Maria förmlich als weltbeherrschende Göttin erscheint, als die christliche Kybele, als die Sonne, deren Licht das Weltall erhellt und belebt [41]). Die Poesie der

41) Ihren vollendetsten Ausdruck dürfte jedoch diese Vergottung der Maria erst im 15. Jahrhundert gefunden haben und zwar in dem sogenannten „goldenen Gebet" an die h. Jungfrau, welches Georg Pirkhamer, Prior des Karthäuserklosters zu Nürnberg, in lateinischen Versen verfasst hat (deutsch von Daumer, Deutsches Museum f. 1854, S. 213). Hier wird Maria so angesungen: —

„Dich als seine Herrscherin verehrt,
Was da wohnet in dem Aetherlande;
Dich als seine Meisterin erkennt,
Was da hauset in der Finsterniß.
Es bewegt durch dich in ihrem Gleise
Sich die ungeheure Weltensphäre;
Der Beleuchtungsstral, der sonnige,
Welcher sie erfüllt, er kommt von dir.
Wie du es, der Dinge dieses Seins
Allgemeine Lenkerin, verordnest,
Also wandelt der Gestirne Heer,
Also ändert die Gestalt das Jahr.
Dienstbar unterwirft
Deinem Winke sich das Element,

Minnesänger nun legte einen Widerschein von der Glo- riole der jungfräulichen Gottesmutter um jedes schöne Frauenhaupt. Das Weib wurde recht eigentlich zur Krone der Schöpfung hinaufidealisirt, und wie Maria die Herrin des Himmels, so war die Frau die Herrin der Erde, die Blüthe der Schöpfung, der Mittelpunkt der Gesellschaft. Wie manchen derben Nackenschlag diese Idealisirung der Weiblichkeit vonseiten der Wirklichkeit des mittelalterlichen Lebens empfing, wie oft die ritterliche Minne aus den ätherischen Regionen in das Gebiet sehr materieller Bedürfnisse herabplumpte, immerhin war der Einfluß der Frauen zur Hohenstaufenzeit ein sittigender, bildender und von ihnen geht hauptsächlich der dichterische

---

Unter deine Füße machtberaubt
Schmieget die zertret'ne Hölle sich.
Wenn die goldnen Lichter im Azure
Freundlich auf die Erde niedergrüßen,
Wenn belebend frische Winde wehen,
Ströme wachsend durch die Lande wogen,
In der Erde Schoß der Same keimt,
Sich der Keim zu offner Pracht entfaltet —
Deiner Macht und Güte Wirkung ist's!
Es erfüllet deiner Majestät
Jede Brust durchbebendes Gefühl
Das Gevögel in dem Luftbezirk,
Das Gethier in Waldung und Gebirg,
Das Gewürme, das im Staube kreucht,
Das Gewimmel in dem Flutbereiche.
Denn es ist dir alles unterthan,
Dir, Gebieterin im Weltenall!"

Nimbus aus, welcher, in unzähligen Liedern und Legenden fixirt, jene Periode der deutschen Geschichte umschimmert. Freilich, von Dauer konnte diese romantische Herrlichkeit nicht sein. Abgesehen von den politischen Wandelungen, schon desshalb nicht, weil die ganze höfisch-ritterliche Bildung viel mehr nur eine aus der Fremde eingeführte Mode als eine natürliche Stufe nationaler Entwickelung war. So grünte denn das unserem Volksthum künstlich aufgepfropfte fremde Reis eine Weile lustig und trieb auch Blüthendolden, deren exotisch-prächtigem Farbenspiel der Duft deutscher Gemüthsinnigkeit sich verband — die Dichtungen eines Walther, eines Wolfram, eines Gottfried bezeugen herrlich die Wahrheit dieses Bildes — aber die Zeit des Welkens kam rasch heran und an die Stelle der Höfischkeit trat eine furchtbare Entartung. Welche Verwilderung, Zersetzung, Auflösung der deutschen Gesellschaft vom Untergang der Hohenstaufen an und bis in 15. Jahrhundert hinein! Das Ritterthum zum Räuberthum geworden, das Bürgerthum mälig zur Spießbürgerei verknöchernd, die Geistlichkeit tief und tiefer in den Schlamm der Unwissenheit, Betrügerei und Zuchtlosigkeit versinkend, das Minneleben zu gemeiner Genußsucht entwürdigt, die Männer dem rohesten Raufboldwesen und Jagdjunkerthum, dem Spiel und Trunk verfallen, die Frauen verbuhlt oder verfrömmelt, häufig beides mitsammen. Das spätere Mittelalter ist ein Abgrund von Verdorbenheit. Alles neigte sich da dem Rohen und Gemeinen zu, alles artete aus, alles Löbliche und Schöne verkehrte sich in sein

Gegentheil[42]). Die mittelalterlichen Lebensmächte waren gealtert, das Interesse für die Motive und Ziele der Romantik war erloschen und die Gesellschaft wäre dem widerlichsten Marasmus verfallen, falls ihr der in den klassischen Studien wiedergeborene Humanismus nicht zur rechten Zeit ein geistiges Verjüngungsbad dargeboten hätte.

Nachdem wir so den Verlauf der höfisch-ritterlich-romantischen Kulturperiode flüchtig angedeutet haben, wenden wir uns, rückschreitend, wieder dem 12. Jahrhundert zu..... Von den „ersten Frauen der Christenheit", den Kaiserinnen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, ist zu dieser Zeit nicht vieles zu sagen. Die Gemahlinnen der schwäbischen Kaiser, zumeist Aus-

42) Der große Chronist des 14. Jahrhunderts, Jean Froissard, kann, obzwar ein Romantiker im Superlativ, doch nicht umhin, die Entartung und Verwilderung des romantischen Geistes zu bezeugen, welche schon zu seiner Zeit eingerissen. Besonders übel ist er auf die deutsche Ritterschaft zu sprechen, deren Gebaren er als ein ungeschlachtes, rohes und habsüchtiges mehrfach kennzeichnet z. B. Chroniques, l. I, p. II, ch. 50: — „La coutume des Allemands ni leur courtoisie est mie belle; car ils n'ont pitié ni mercy de nuls gentilshommes, s'ils échéent entre leurs mains prisonniers, mais les ranconnent de toute leur finance et outre, et mettent en fers, en ceps et en plus étroites prisons qu'ils peuvent, pour estordre plus grand' rançon". Wenn man übrigens beachtet, welche abscheuliche Rohheiten und Grausamkeiten derselbe Chronist von dem „Spiegel der Ritterschaft", von dem „schwarzen" Prinzen erzählt, so erhält man von der mittelalterlichen Ritterlichkeit überhaupt ein keineswegs anmuthendes Bild.

länderinnen, haben in der Reichsgeschichte keine so vortretende Stelle mehr eingenommen wie vordem die der sächsischen. Der zweiten Frau des Rothbartes, Beatrix von Burgund, wird echtgermanische Schönheit, Sittsamkeit und Würde nachgerühmt. Die Gemahlin Heinrichs des Sechsten, Konstanza von Sizilien, scheint viel vom alten Normannencharakter besessen zu haben, passte auch, wenngleich zehn Jahre älter als ihr Mann, vortrefflich zu dem Strengen, Rücksichtslosen und gab, sie, die gewesene Nonne, dem kaiserlichen Freidenker des Mittelalters, Friedrich dem Zweiten, das Leben. Eine Kaiserin des 14. Jahrhunderts hat sich eine Stelle in der Kuriositätenliteratur, eine des 15. Jahrhunderts eine Stelle in der Skandalchronik gesichert. Jene ist Elisabeth von Pommern, Gemahlin Karls des Vierten, welche eine ziemlich unnahbare Schönheit gewesen sein muß, denn ihre Muskelkraft war so groß, daß sie Eisenstangen und Hufeisen mit Leichtigkeit in Stücke brach und Ringpanzer wie Linnenstücke auseinanderriß; diese ist Barbara von Cilly, Gemahlin des Lüstlings Sigismund, welche dafür sorgte, daß auch das deutsche Cäsarenthum gleich dem römischen eine Messalina aufzuweisen hätte.

Doch wir retten uns aus der schwülen und unreinen Atmosphäre der sigismund'schen Kaiserpfalz in die Klosterzelle des Rupertusberges bei Bingen zurück, wo die heilige Hildegard, welche daselbst im J. 1179 als Aebtissin starb, ihre Visionen hatte und ihre Orakel ertheilte[43]). Eine

43) Acta Sanctor. V, 629 seq. Vgl. Dahl, die heil. Hildegard, 1832.

höchst merkwürdige Erscheinung, diese nervenkranke Nonne, in deren leidendem Körper ein ungewöhnlicher Geist schmerzlich nach Erkenntniß gerungen hat. Ich möchte Hildegard die Veleda ihrer Zeit nennen. Dem Räthsel des Daseins nachsinnend, erhob sie sich in ihren Gesichten zu einem Pantheismus, welcher in dem Weltall die sichtbar gewordene göttliche Wesenheit erblickte. Ueber ganz Deutschland, ja über Europa hin reichte ihr Briefwechsel mit Päpsten, Prälaten und Fürsten. In seiner Pfalz zu Ingelheim empfing Friedrich der Rothbart ehrfurchtsvoll die Seherin, welche ihm die Zukunft weissagte und ihn aufforderte, Gerechtigkeit zu handhaben. Eine jüngere Zeitgenossin Hildegards war Herrad von Landsberg, gestorben 1195 als Aebtissin des von der heiligen Odilie gestifteten Klosters Hohenburg im Elsaß[44]). Herrad, Schülerin und Nachfolgerin der gelehrten Relindis, war Dichterin, Malerin und wohl die vielseitigst gebildete Frau ihrer Zeit. Ihre Klostergemeinde mit Umsicht regierend, schrieb sie in Mußestunden ihren „Lustgarten“ (Hortus deliciarum), eine Art Nonnen-Encyklopädie, in welcher, natürlich vom klösterlichen Standpunkte jener Tage aus, das Wissenswerthe aus Theologie, Philosophie, Astronomie, Geographie, Religions- und Weltgeschichte, sowie aus den Künsten in lateinischer Sprache zusammengestellt ist. Besonderen Werth erhielt diese Kompilation für die Nachwelt durch die bei-

44) Herrad von Landsberg und ihr Werk Hortus deliciarum. Von Chr. M. Engelhardt. Mit 12 Kupfertafeln, 1818.

gegebenen Malereien, welche uns ein gutes Stück der Weltanschauung, der Bildung und des Lebens von damals vorführen, so unvollkommen, verzeichnet und verdreht diese Blätter dem künstlerischen Auge erscheinen müssen.

Diese weibliche Tracht jener Zeit ist in den Bildern der Herrad deutlich wiedergegeben. Sie bestand zunächst aus einem Unterkleid mit engen, bis zu den Handknöcheln reichenden Aermeln. Ob dieses Unterkleid, welches die einzige Bekleidung der Frauen niederen Standes ausgemacht zu haben scheint, zugleich das Hemd vorstellen sollte, ist nicht ganz klar, da es öfter weiß, mitunter aber auch anders gefärbt erscheint. Auch das Oberkleid, der Mantel liegt am Oberkörper so fest an, daß es Büste und Hüften genau abzeichnet — zu welchem Zwecke es bei einigen Figuren sogar an den Seiten geschnürt ist — fällt dann faltenreich bis auf die Fußspitzen herab und läuft hinten in eine mehr oder weniger lange Schleppe aus. Am Hals hat es zuweilen einen Bortenbesatz. Am Ellbogen erweitert sich der enge Oberärmel zu einem ungeheuren Vorderärmel, welcher den Boden berührt, wenn der Arm frei herabhängt. Der Mantel zeigt grelle Farben und ist bei vornehmen Frauen mit Rauchwerk gefüttert. Andere Frauen haben einen weiten Regenmantel mit einer Kapuze. Strümpfe scheinen die Damen von damals nicht getragen zu haben; wenigstens sind keine sichtbar. Die Schuhe gehen, mit Seiteneinschnitten versehen, bis zu den Knöcheln hinauf. Diese Schnürstiefeln zeigen auf dem allegorischen Bilde der Hoffahrt (Superbia) eine Verlängerung der Spitzen, welche auf die seit dem

11. Jahrhundert in Frankreich aufgekommene und nachmals in England und Deutschland bis zur Ungeheuerlichkeit ausgebildete Mode der Schnabelschuhe hinzudeuten scheint. Die Mädchen tragen die Haare unverhüllt und lassen sie, nicht gezöpfelt, sondern in freier Lockenschwingung auf Schultern und Rücken herabhängen. Die Frauen dagegen verhüllen das Haar mit einem großen weißen Schleier, welcher turbanartig um den Scheitel gewunden ist und dessen Enden auf die Schultern herabfallen. Als Schmuck kommen Ohrenringe und Fingerringe vor. Ein Bild der nach Aegypten flüchtenden Maria zeigt, wie die Frauen zu Pferde oder zu Esel saßen, seitlängs auf einem Kissen, die Füße auf einen an dem Reitthier herabhängenden Schemel stellend. Auch Wagen hat Herrad abgebildet, Karren von sehr primitiver Form, auf welchen es sich jedenfalls sehr unsanft saß. Alle rüstigen Leute, auch die Frauen, reis'ten im Mittelalter bekanntlich zu Pferde, wie das schon die Beschaffenheit der Wege, welche oft geradezu eine Wegelosigkeit war, nöthig machte.

Gleich der Frauentracht hat auch der Hausrath noch durchweg etwas Plumpes, Eckiges, Unfertiges. Die ovalen oder länglichviereckigen Tische sind mit bortenverzierten weißen Decken belegt. Der Vorsitzende hat einen Polsterstuhl, die Gäste sitzen auf langen Bänken. Die Speisen, hauptsächlich Fische, Wildbrät und Backwerk, sind in flachen Metallschüsseln aufgetragen. Die Essenden haben weder Teller noch Bestecke, denn das eine auf dem Tisch befindliche Messer und die eine Gabel sind offen-

bar nur zum Zerlegen da. Man langte eben waldursprünglich-ländlich-sittlich mit den Fingern zu. Brote, in allerhand Formen gebacken, liegen zwischen den Schüsseln. Der Wein ist in metallenen Gefässen aufgestellt, zum trinken dienen hölzerne Becher in Form kleiner Zuber. Die ganze Tischbeschickung sieht so aus, als habe man sich damals aus flüssigen Speisen wenig gemacht und sich ausschließlich an die kompakten gehalten. Man gewahrt weder Suppen noch Brühen und demzufolge auch keine Vorlegelöffel oder Esslöffel. Bänke und Stühle ermangeln gewöhnlich der Lehnen und sind sehr massiv aus Holz gezimmert. Fußschemel sieht man häufig. Vorkommende Bücher haben gelbe Deckel, vielleicht um das Messingbeschläge anzudeuten. Von musikalischen Instrumenten machen die Querflöte, die neun- oder auch zwanzigsaitige Harfe (Kithara, Psalterion), die dreisaitige Leier (Organistrum), die einfache Theorbe (Lyra) und das Tambourin (Tympanum) sich bemerkbar.

Das Bettgestelle ruht in den Bildern der Herrad auf vier massiv hölzernen Stollen oder Füßen und ist so einfach, daß es gewöhnlich nur ein Kopfbrett, kein Fußbrett hat. Die Hauptstücke des Bettes sind eine Matratze, um welche ein weißes oder auch farbiges Lacken ganz herumgeschlagen ist, und ein kleines viereckiges Kopfkissen. Der Schlafende hat seine Tunika an und keine andere Decke als seinen Mantel. In dem Maße aber, in welchem das Bett im Vorschritt der Zeit reicher und üppiger wurde, vereinfachte sich der Schlafanzug, bis er endlich im 14. Jahrhundert bei paradiesischer Einfachheit angelangt

war. In Wolframs Parzival sind die Hauptstücke eines vornehmen Gastbettes im 13. Jahrhundert angegeben: das Pflumit oder die Hauptmatratze, mit Sammet überzogen und mit zwei schneeweißen Leilachen überdeckt; ferner der an die Kopfwand des Bettgestells gelehnte Kulter, eine kleinere, mit Linnen oder goldgesticktem Seidenzeug überzogene Matratze, die aber auch als ein auf der Hauptmatratze ruhendes Unterbett erscheint; dann das Kopfkissen (Wankissen, Wangenkissen, Ohrkissen) und endlich als Decke ein hermelinverbrämter Mantel[45]). Zu dieser Zeit scheinen wenigstens die Damen noch das Hemd im Bette anbehalten zu haben. Im Nibelungenlied besteigt Brunhild „in sabenwizem hemede" das Brautbett, in welchem sie freilich den Bräutigam nicht duldet, und wenn geltend gemacht wurde[46]), sie wäre gerade durch dieses Motiv bewogen worden, gegen die schon damals herrschende Sitte bekleidet schlafen zu gehen, so ist diesem die Brautnacht der weißhändigen Isold entgegenzuhalten, wie sie Heinrich von Freiberg in seiner Fortsetzung des Tristan mit reizender Naivität geschildert hat. Da windet und birgt die schöne Braut „ir wizen linden bein" in ihr Pfeitel, worunter man nur ein Hemd verstehen kann, und liegt also ebenso wenig wie Brunhild nackt im Bette, obgleich sie ganz anders als diese gegen ihren Bräutigam

---

45) Parzival, 552, 7 fg.

46) Von K. Seifart, in seiner übrigens sehr belehrenden Abhandlung: „Das Bett im Mittelalter", Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte 1857, S. 89.

gesinnt ist und „daz blunde blümelein, ir blundez magetum nur eine wile vor Tristand' wern und ernern" will[47]). Daß die Herren schon zu Wolframs von Eschenbach Zeiten nackt zu Bette gegangen, ist durch die Stelle angedeutet, wo von dem jungen auf Gurnemans Burg bewirtheten Parzival bei seinem Schlafengehen gesagt wird: „Ein deklachen von harmin wart geleit über sîn blôzen lîp." Daß in erotischen Situationen auch die Frauen schon im 13. Jahrhundert das Lager „kleiderblôz" beschritten[48]), würde noch nicht den Schluß erlauben, die Damen hätten schon damals die Sitte des Nacktschlafens adoptirt; allein wir haben Zeugnisse dafür, daß die Schönen auch unter anderen Umständen nackt im Bette lagen[49]). Im 14. und 15. Jahrhundert war dieser Brauch ganz allgemein und konnte kaum anstößig sein zu einer Zeit, wo auch in Deutschland mit Nuditäten über die Maßen freigebig verfahren wurde, obzwar meines Wissens auf deutschem Boden die mittel-

---

47) Von der Hagen's Ausg. des Tristan, II, 14.

48) Do was ez ein wenik spâte, ouch was diu kemenate
Bestat mit ganzer zierheit, ein wertlich bette was bereit.
Der grâve sie al umbe vienk, gegen dem bette er dô gienk,
Sie sluog nâch ir zuo die tür, den rigel schoz sie vaste vür;
Dô sie rehte wol bestôz, der kleider wurden sie beide blôz,
Reht alsô daz kein vadem an irem libe erschein. Gesammtabenteuer, I, 435

49) Vor leide diu vrouwe daz hâr uz rouft;
Ein sîdin hemde si an slouft,
Mit im von dem bette si gienk. Gesammtabenteuer I, 270.

alterliche „Naivität“ nie so naiv sich gebärdete, daß, wie solches in Frankreich geschah, einziehende Monarchen — (Ludwig der Elfte in Paris 1461, Karl der Kühne in Lille 1468) — in den Straßen der Städte bei hellem Tage von splitternackten Mädchen empfangen wurden, welche Göttinnen oder Sirenen vorstellten und, während tausend Männeraugen frech sie betasteten, „ganz unbefangen“ Verse hersagten [50]).

---

50) Flögel, Gesch. des Groteskkomischen, S. 202. Kuriositäten, I, 206 fg. Eine ähnliche Scene, von Manlius in den Collectan. locor. commun. pag. 345 bezeugt, kam noch im 16. Jahrhundert in Flandern vor. Als Karl der Fünfte seinen Einzug in Antwerpen hielt, wurde auf Anordnung des Magistrats auf der Straße von der Zunft der Meistersänger („Kammer der Rederijker“) eine der dramatischen Allegorien jener Zeit aufgeführt und in diesem Schauspiel hatten die schönsten Mädchen der Stadt Rollen inne, nur einen Flor der dünnsten Sorte um ihre nackten Reize geschlagen. Der Kaiser schritt ernst vorüber, ohne einen Blick auf die Schönen zu werfen. Nicht so der mit dabei gewesene Albrecht Dürer, welcher, wie er seinem Freunde Melanchthon erzählte, diese Mädchen sehr aufmerksam und etwas unverschämt in der Nähe betrachtete, „weil er ein Maler“.

Viertes Kapitel.

Die Edelfrau[51]).

Weib, Frau und Magd. — Ehrentitel der Mädchen und Frauen. — Von Frauennamen. — Die Erziehung vornehmer Mädchen und die Bildung höfischer Damen. — Die „Moralitas". — Das ritterlich-romantische Schönheitsideal. — Putzkunst und Tracht. — Eine höfische Dame in Gala. — Geselliges. — Der Tanz. — Die fraulichen Pflichten der Gastlichkeit. — An einem Hofe. — Verlobung und Hochzeit. — Naives. — Frauendienst und Liebesverkehr. — Ein Märtyrer der Minne. — Der Wurm in der Rose der Romantik. — Eine Heilige und eine Ketzerin.

Die mittelhochdeutsche oder schwäbische Mundart, zur Zeit der höfisch-ritterlichen Kultur in Deutschland die Sprache der Literatur und des gebildeten Verkehrs, unter-

---

51) Ich halte es für nicht ganz überflüssig, gleich am Eingang des Kapitels anzumerken, daß unter „Edelfrauen" hier die Damen der höheren Aristokratie verstanden sind. Der niedere Adel in Deutschland hat ja von der „Höfischkeit" sicherlich mehr nur von Hörensagen als aus eigner Erfahrung gewußt. Ausnahmen gab es frei-

scheidet zwischen „Weib“ (wip) und „Frau“ (frou, frouwe, vrou, vrouwe). Das Wort Weib gibt den allgemeinen Begriff des Geschlechtes, es bedeutet soviel wie Eheweib, drückt aber außerdem noch das Standesverhältniß aus. In ersterer Beziehung wird dem Weibe die Magd (maget, junkfrou) entgegengesetzt — die Magd, d. i. das Mädchen, die Jungfrau, wird zum Weibe, sagen die mittelhochdeutschen Dichter, wo sie vom Vollzuge der Ehe sprechen — in letzterer ist durch die Gegenüberstellung von Weib und Frau der Gegensatz der Unterordnung und der Ueberordnung ausgeprägt. Denn Frau war in der Blüthezeit des Mittelalters gleichbedeutend mit „Herrin“ und kam nur Weibern höheren Standes zu, gleichviel ob sie verheiratet oder ledig waren [52]). Daher nannte man eine ledige Dame, um sie als solche zu bezeichnen, auch häufig Frau-Magd. Uebrigens stritten die Minnesänger unter einander, ob Weib oder Frau der schönere Titel sei, und der erstere hat sogar die Autorität Walthers von der

---

lich, allein in der Regel lebte so ein Landjunker auf seiner enggebauten und kärglich eingerichteten Burg halb im Stil eines Bauers, halb in dem eines Räubers. Wie hätten da Bildung und Gebaren seiner Frau und seiner Töchter „höfisch“ sein können? Die Stätten, wo die ritterlich-romantische Gesellschaft ihren Glanz entfaltete, waren die Pfalzen und Burgen fürstlicher, gräflicher und reichsfreiherrlicher Häuser, Bischofssitze und Abteien, später auch die Edelhöfe des reichen städtischen Patriziats.

52) „Meine Frau Kriemhild“, redet Sigfrid im Nibelungenlied (Str. 303, Lachm. Ausg.) die burgundische Prinzessin an, lange bevor sie seine Ehefrau ist.

Vogelweide für sich[53]). Heinrich von Meißen dagegen sprach sich für den Titel Frau aus, wesshalb er wahrscheinlich „Frauenlob“ zubenannt wurde, und die Folgezeit hat ihm rechtgegeben. Frau enthält nach unserer jetzigen Anschauung einen edleren Sinn als Weib, ganz entsprechend der ursprünglichen Bedeutung des ersteren Wortes. Denn Frau heißt die Frohe und Erfreuende. „Weil sie erfreuen, darum heißen sie Frauen“, hat einer unserer alten Dichter und so hat auch noch ein neuerer schön gesungen[54]). Jungfrau und Frau waren lange Zeit im Mittelalter die einfachen Ehrentitel, womit königliche und fürstliche Prinzessinnen, gräfliche und freiherrliche Töchter, Gemahlinnen von Kaisern und Königen angeredet wurden. Etwas später erhielt bei den Damen des hohen Adels dieser Titel den Beisatz: Edle oder ehr- und tugendreiche Jungfrau oder Frau. Man warf

---

53) „Weib müssen Weiber stets als höchsten Namen nehmen,
Mehr ehrt's als Frau (d. i. Herrin) . . . .
Weib zu heißen alle krönet“.

54) „Daz vröüwen en in ist bekant,
Des sint si vrouwen genant.“ Der Stricker.

„Frauen sind genannt vom freuen,
Weil sich freuen kann kein Mann
Ohn' ein Weib, die stets vom neuen
Seel' und Leib erfreuen kann.

Wohlgefraut ist wohlgefreuet,
Ungefreut ist ungefraut;
Wer der Frauen Auge scheuet,
Hat die Freude nie geschaut“. Rückert.

damals noch nicht so mit Durchlauchten, mit Hoheiten oder gar mit Majestäten um sich wie heutzutage und bis zum 16., ja sogar bis zum 17. Jahrhundert fühlten Gräfinnen, Freifrauen und selbst Fürstinnen sich hinlänglich geehrt, wenn sie in mündlicher und schriftlicher Rede, wie auch in Urkunden, von ihren Männern „Wirthinnen“ und „Hausfrauen“ oder „Liebe, dienstwillige Ehewirthinnen und Hausfrauen“ betitelt wurden.

Die ältesten Eigennamen der deutschen Frauen geben Zeugniß von dem dichterischen Sinne germanischer Vorzeit[55]). Denn die Frauennamen „widerspiegelten den Gesammtvorrath der Begriffe, welche die Germanen von dem Weibe in sich trugen“ [56]). Fraulicher Schönheit brachten älteste Frauennamen eine zarte Huldigung dar. So Heidr (die Heitere, Stralende), Bertha (die Glänzende),

---

55) In ältester Zeit und noch zu Anfang des Mittelalters waren einfach nur die Namen bräuchlich, welche die Kinder bei der Geburt erhielten. Dann kamen zunächst Beinamen auf und zwar abgeleitet von physischen und moralischen Eigenschaften, wie bei den Vornehmen, oder von bäuerlichen und gewerblichen Beschäftigungen, wie bei dem gemeinen Mann. Hierauf begann der hohe Adel, seinen Odal- oder Feodalgütern Beinamen zu entlehnen, welche jedoch vielfach sich änderten, bis sie stehend wurden. Unter dem niederen Adel wurde der Brauch, dem Taufnamen den Namen des Gutes als Geschlechtsnamen beizufügen, weit später allgemein. Unter dem Bürger- und Bauernstand wurden stehende Geschlechtsnamen erst vom 14. Jahrhundert an bräuchlich.

56) Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter, 7—24, wo eine ausführliche Erörterung der deutschen Frauennamen gegeben ist.

Swinda (die Starke, Rasche), Liba (die Lebendige), Skonea (die Schöne). Die Zusammensetzungen mit brun (hell), wiz (weiß), louk (lohend), heid (stralend) gaben dann eine lange Reihe von charakteristischen Namen wie z. B. Kolbrun, Schwanweiß, Liobweiß, Adalouk, Hiltilouk, Adalheid, Hruodheid. Von den auf Kräuter und Blumen zurückzuführenden Frauennamen haben sich wenigstens einige auch zu unserer Zeit noch erhalten. Dagegen sind die weiblichen Namen, welche auf das in alter Zeit viel vertraulichere Verhältniß des Menschen zur Thierwelt gegründet waren, bis auf wenige Nachklänge abgekommen. Neben dem Schwan gab besonders die Schlange (lind), welche, freilich unserem jetzigen Gefühle sehr zuwider, im germanischen Alterthum ihres anschmiegenden Wesens wegen für ein Symbol des Weibes galt, Veranlassung zur Schaffung von Frauennamen: Schwangart, Schwanhild, Schwanburg, Linda, Alflind, Gerlind, Fridelind, Sigelind, Gotelind. Auf mythische Bezüge deuten Truda, Trudila, Adaltrud, Hiltrud, Irmintrud; ebenso Sunnhild, Ingbertha, Ingoberga, Ingundis, Theudelinda. Von Waffen und Kampf geben Brunhild, Kriemhild, Gerhild, Germuth, Gertrud, Walburg Zeugniß. Physische und sittliche Eigenschaften und Begriffe versinnlichen die Namen Adala (die Edle), Balda (die Kühne), Geila (die Frohe), Hulda (die Huldvolle), Lioba (die Liebe), Willa (die Willige). Die vielfachen Zusammensetzungen mit „Rath“, wie Rathfried, Rathgund, Rathlind, Rathburg, Rathhild, Rathtrud, sind ebenso viele Beweise deutscher Frauenverehrung. Ueberhaupt

lag immer ein bestimmter Sinn oder Wunsch der Namengebung zu Grunde, während sie heutzutage meist nur eine Sache des Zufalls oder auch der abgeschmacktesten Begriffslosigkeit ist. Mit dem Christenthum brachen natürlich auch die Namen der christlichen Heiligen und demnach die Frauennamen der abendländischen und morgenländischen Kirche nach Deutschland herein. So gab es schon im 8. Jahrhundert bei den Deutschen fremde Frauennamen, wie Beata, Eugenia, Juliana, Sibylla und andere. Noch im 12. Jahrhundert waren jedoch die heimischen vorherrschend. Unsere gute Bekannte vom vorigen Kapitel her, Herrad von Landsberg, gibt ein Namenverzeichniß ihrer Nonnengemeinde und da finden wir die vielen nationalen Namen Guta, Adelheid, Edellind, Richinza, Mathild, Hedwig, Heilwig, Kunigund, Gertrud, Rilind, Mechthild, Diemuth, Bertha, Hemma, Hildegund, Hazicha und andere neben den wenigen fremden Agnes, Euphemia, Christina, Magaretha, Sibilia. Da sich sämmtliche Nonnen dieses Katalogs, einige wenige ausgenommen, durch den ihrem Taufnamen beigesetzten Geschlechtsnamen, d. i. Gutsnamen, als adelige erweisen, so ersehen wir daraus zugleich, welche Vornamen unter den Edelfrauen von damals gäng und gäbe waren. Höfische Dichter des 13. Jahrhunderts, die sich, wie wir später berühren werden, mehr mit Bauerndirnen als mit Edeldamen zu schaffen machten, haben eine Menge Namen ländlicher Schönen ihrer Zeit verzeichnet, unter welchen sich sehr schöne finden, wie Rose, Gute, Freude, Minne, Liebe, Wonne, Engel, oder auch sehr charakteristische, wie Geiß, Trude, Elle, Hetze,

Matze, Metze, Jutze, Igel[57]). Noch im 16. Jahrhundert überwogen in Deutschland die einheimischen Frauennamen die fremden. Von da ab begannen diese jene gänzlich zu überwuchern, bis die Wiederaufgrabung unseres Alterthums zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch die germanischen Namen in unserer Frauenwelt wieder etwas mehr zu Ehren brachte.

Die rechtliche Stellung der deutschen Frau im Mittelalter als Tochter, Schwester, Gattin, Mutter und Witwe ist schon früher betrachtet worden und so haben wir hier vorzugsweise zu schildern, wie die Frauen der höheren Stände zum Leben und Wirken im Haus und in der Gesellschaft sich befähigten und wie weibliche Art und Sitte im Verkehr mit der Männerwelt sich darstellte ..... Sobald das Mädchen dem Spiel mit der Tocke (Puppe), dem Vorbild der künftigen Muttersorge, zu entwachsen begann, hob die ernstere Erziehung an. Dieselbe wurde im väterlichen Hause oder in Nonnenklöstern oder auch an fürstlichen Höfen besorgt, wo die zum Zwecke ihrer Ausbildung untergebrachten Töchter edler Familien unter der Obhut einer eigenen „Meisterin" standen. Wie oben an Frauen des 10. und 12. Jahrhunderts nachgewiesen worden, waren zwar einzelne deutsche Mädchen schon frühzeitig einer höheren geistigen, sogar wissenschaftlichen und künstlerischen Erziehung theilhaft; allein im ganzen beschränkte sich das frühere Mittelalter doch darauf, dem weiblichen Geschlechte körperliche Fertigkeiten und häus-

57) Hagen, Minnesinger, I, 25; III, 189—307.

liche Geschicklichkeiten beizubringen, sowie dasselbe mit der Anstandslehre bekannt zu machen. Die Höfischkeit der deutschen Gesellschaft, wie sie z. B. das Nibelungenlied uns vorführt, besteht ganz in Aeußerlichkeiten; nur die Erwähnung der Fidler oder Spielleute deutet auf geistige Bezüge hin. Dagegen führt uns das Nibelungenlied die Frauen, selbst die vornehmsten, noch in hausmütterlichen Beschäftigungen vor, wie die spätere Höfischkeit sie denselben nur noch selten zutheilte. Die Hausfrau, deren Symbole die Spindel und der Schlüsselbund, führte die Aufsicht über das Gesinde, hatte, unterstützt von ihren Töchtern, für Vorrathskammer, Küche und Keller zu sorgen und außerdem für die Bekleidung der ganzen Familie. Da regierten denn Königinnen Spindel und Weberschiff und handhabten Prinzessinnen die schneidernde Scheere. Als Sigfrid von Santen nach Worms ziehen will, bittet er seine Mutter Sigelind, ihm die Reisekleider zu bereiten, und die Königin geht sofort mit ihren Frauen an die Arbeit. Als König Gunther auf die Brautfahrt gen Isenland gehen will, bittet er seine Schwester, ihm und jedem seiner drei Reisegefährten dreierlei Anzüge zu fertigen, und alsbald beruft Kriemhild aus ihrer Kemenate dreißig in solchen Arbeiten besonders gewandte Jungfrauen, schneidet mit eigener Hand die reichen Stoffe zu und lässt unter ihrer Aufsicht die Gewänder nähen und sticken. Später freilich, als die höfisch-romantischen Moden rasch wechselten, als von allen Weltgegenden her neue und schwierig zu behandelnde Kleiderstoffe aller Art nach Deutschland kamen, reichten hausmütterliche Scheere

und Nadel zur Bewältigung der immer verwickelter werdenden Aufgaben nicht mehr aus, sondern fiel die Lösung derselben einer eigenen Zunft von Kleiderkünstlern und Modeschneiderinnen anheim und so gewannen die Töchter vornehmer Familien Zeit, ihren Geist mehr als bisher zu bilden.

In der „feinen" Gesellschaft, welche sich vom 12. Jahrhundert an in Deutschland entwickelte, finden wir denn auch die „geistlichen Künste", d. i. lesen und schreiben, unter den Frauen heimischer als unter den Männern, wenigstens unter den nichtgeistlichen. Konnte doch selbst ein so großer Dichter wie Wolfram von Eschenbach weder lesen noch schreiben und von dem armen deutschen Don Quijote, von Ulrich von Lichtenstein wissen wir, daß er, der mundfertige Verskünstler, ein „Büchlein" d. i. eine poetische Epistel, die er von seiner Herrin empfangen hatte, zu seinem nicht geringen Jammer zehn Tage lang ungelesen mit sich herumtragen mußte, maßen ihm sein Schreiber und Vorleser gerade nicht bei der Hand. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die höfische Literatur von seiten der höfischen Damen mannigfache Förderung erfuhr. Zwar mögen auf dem Putztische mancher Beherrscherin der Mode im 13. Jahrhundert die stattlichen Pergamentbände, welche die Werke der ritterlichen Epiker jener Zeit enthielten, und die zierlicheren Liederbüchlein der Minnesänger ebenso nur zum bloßen Staat und Schein gelegen haben, wie die Goldschnittsbändchen des 19. Jahrhunderts auf manchem Boudoirtische von heute; allein trotzdem steht fest, daß der Minnegesang und die ritterliche Epik ohne

eine sehr ausgedehnte und lebhafte Theilnahme von fraulicher Seite gar nicht die reiche und prächtige Entwickelung hätten gewinnen können, welche sie wirklich gewannen. Die Minne war recht eigentlich die Seele dieser Literatur, welche sich vorzugsweise an die Frauen wandte. Diese munterten den Dichter auf und von ihnen erwartete und empfing er süßesten Lohn. Das singen und sagen, d. h. der musikalische Vortrag der lyrischen und das Vorlesen der erzählenden Dichtungen, gehörte zu den beliebtesten und besten Unterhaltungen der feineren Gesellschaftskreise, und da sich hierbei die Poesie aufs engste mit der Musik verband, so mußte eine gebildete Dame neben der Kunst, zu lesen und zu schreiben, auch musikalische Fertigkeiten besitzen. Die Mädchen wurden daher nicht nur im Gesang unterrichtet, sondern auch im Spiel der welschen Fidel, der Rotte (Leier? Zither?) und der Harfe. Daneben hörte die Unterweisung in feineren Handarbeiten nicht auf [58]) und wurde die Anstandslehre zu einem förmlichen Gesetzbuch ausgebildet, welches die Haltung und das Betragen der Damen im stehen und gehen, daheim und auf der Gasse, bei Tische, bei Spiel und Tanz, Hohen und Niedrigen, Männern und Frauen gegenüber bis ins einzelne hinein regelte. Mitunter waren diese Regeln freilich nur ganz auf das äußerliche gestellt und bauten ein Ceremoniell auf, hinter dessen ehrbarem Schein sich oft genug die dreiste Unsitte breit machte; allein daneben

58) S. unten im 6. Kapitel, wo von der klösterlichen Erziehung die Rede.

fehlte es der höfischen Sittenlehre doch auch nicht an tieferem Gehalt. In der „Winsbeckin“, einem lehrhaften Gedichte des 13. Jahrhunderts, sagt die unterweisende Mutter zur Tochter: „Traut Kind, du sollst sein hochgesinnt und sollst in Züchten leben, damit dein Ruf gut sei und dein Rosenkranz dir schön stehe. Wem Ehre gebührt, dem sollst du ehrbaren und sanften Gruß bieten und sollst deine Augen nicht wilde und unehrbare Blicke schießen lassen. Schamhaftigkeit und Maß sind die zwei Tugenden, welche uns Frauen hohen Preis zuwenden. Verleiht Gott diese deiner Jugend, so wird deines Glückes Reis grünen und wirst du in Ehren alt werden.“

Gottfried von Straßburg hat im „Tristan“ ein allerliebstes Gemälde entworfen, wie der Held, während ihn die Königin von Ireland von seiner Wunde heilte, zum Dank dafür ihre Tochter, die blonde Isold, in höfischem Wissen, in höfischen Künsten und Sitten unterwies und wie seine schöne Schülerin mit Eifer „beides, Bücher und Saitenspiel“, lernte. Sie sang, sie spielte, sie las und schrieb. Sie verstand ihre dubliner Sprache fein und daneben Französisch und Latein, konnte die wälsche Fidel spielen, mit Händen weiß wie Hermelin Leier und Harfe zu vielgestaltigen Tönen rühren und dazu Melodieen aller Art singen. Auch besaß und übte sie die Gabe, Briefe und Lieder zu dichten, und wußte Sagen und Mären zu erzählen. Außerdem unterrichtete Tristan die Schöne in der „Moralitas“ d. h. in der Kunst guter und schöner Sitten, in der süßen Kunst, welche rein und glückselig macht, welche allen edlen Herzen als eine Amme für das

Leben mitgegeben ist, welche lehrt, wie wir uns zu Gott und zur Welt zu verhalten haben und wie wir beiden gefallen können[59]). Man sieht, der Dichter wollte hier das Ideal einer im besten Sinne höfisch gebildeten Dame aufstellen. Die Frage aber, ob es solche Musterbilder wirklich gegeben habe, darf unbedenklich bejaht werden. Ist es doch noch niemand eingefallen, zu leugnen, daß die homerischen Gesänge die wirklichen Sitten der Zeit ihrer Entstehung darstellen, und gerade so haben auch unsere mittelalterlichen Dichter ihre sittengeschichtlichen Zeichnungen und Farben der Wirklichkeit von damals entnommen.

Die körperliche Schönheit der Frauen zu schildern, haben sich die höfischen Dichter viel und mit Lust beflissen. Das Nibelungenlied, welches ja in seiner jetzigen Gestalt nicht sowohl die Ritterzeit selbst als vielmehr die Uebergangsstufe zu derselben darstellt, begnügt sich noch mit Allgemeinheiten. So vergleicht es die Kriemhild mit dem aus trüben Wolken brechenden Morgenroth oder mit dem Mond, der in lichter Klarheit einhergeht vor den Sternen. In den Liedern und Heldengedichten des 13. Jahrhunderts dagegen ist das höfische Schönheitsideal schon in allen Einzelnheiten entwickelt und die Dichter ergehen sich in behaglicher Detailmalerei weiblicher Reize[60]). Schlank,

59) Tristan, Ausg. v. Maßmann, S. 198 fg.

60) So Dietrich von Glaz in seinem Gedicht Der Borte (Gürtel), Gesammtabenteuer, I, 455 fg., wo es heißt:

. . . . Der si bekande rehte,
Der gesach nie schoener wîp: wê, wie stolz was ir lîp!

schwank und rund, von Hautfarbe weiß und rosig, auf zierlichen Füßchen mit feinen Knöcheln, unten so gehöhlt, daß „ein Vogel durchschlüpfen konnte", und in den „zart gedrollenen" Hüften leicht und elastisch sich bewegend, mit gerundeten Armen vom rechten Maß, langen schlanken Fingern, rosigen Nägeln, gewölbter Büste und festen, runden, blanken, mäßiggroßen Brüsten — „alsam zwei paradîs epfelin" — mit reichen langen, seidenweichen Haaren, blühenden Wangen, einem kleinen, roth und küsslich schwellenden Mund, einem feinen Grübchenkinn, kleinen, weißen, ovalen Ohren, Zähnen von schneeweißem Schmelz und dichter Fügung ausgestattet, züchtig zugleich und feurig, süß und frisch, eine thauschimmernde Rose, — so mußte die Schöne sein, welche einen Helden ent-

---

Ir houbet, darûf gelwez hâr, stolz ir wengel rôsen var
Und liljenwîz darunder; mich nimet michel wunder,
Daz ir ougen sint sô klâr, si reht sam ein adel ar;
Ir wolgeschaffen nasebein was ze grôz noch ze klein,
Ir munt darunder rôsen rôt; wie saelik, dem si ir küssen bôt;
Ir kinne wîz, sinewel, ir kel was ein lûter vel.
Dâdurch sach man des wines swank, swenne diu vrouwe trank;
Ir zene sam ein helfenbein, ir zunge sam ein guldîn zein,
Ir ahsel vil siuberlich, ir hende, ir arme ritterlich
Stuonden ir ze wunsche wol; ir herze daz was tugende vol.
Swer ir an ir ougen sach, dem tet ir minne ungemach.
Ir lîp der was ungewollen ze wunsche wol en vollen;
Ir bein, ir vueze hovelich, ir schuohe stuonden ritterlich.
Ir guete was sô sueze, und waeren ir die vueze
Komen in des meres vluot, daz mer daz waere worten guot
Von iren vuezen reinen und von ir wîzen beinen.

zücken und einen Dichter begeistern sollte. Das goldfadenblonde Haar und die blauen Augen standen noch immer hoch im Preise; doch theilte man neben schönen Blondinen auch schönen Brünetten bereitwilliges Lob zu und das verfeinerte oder auch wohl überfeinerte Schönheitsgefühl pries die Verbindung rosiger Hautfarbe und blauer Augen mit braunen Haaren und Brauen oder fand umgekehrt die Zusammenstellung von blonden Haaren und Brauen mit Augen „braun nach Falkenart“ allerliebst. Bei so strengen, so ins einzelne gehenden und schon ans Ueberfeinerte streifenden Anforderungen an weibliche Schönheit konnte es nicht ausbleiben, daß die Damen ihrerseits mittels einer mehr und mehr sich verfeinernden Putzkunst der Natur zur Hilfe zu kommen trachteten. In Wahrheit, sie wußten mit dem Sehenlassen oder Verstecken, mit dem Färben und Schminken gehörig umzugehen oder vielmehr, wie es scheint, ungehörig. Denn schon im Nibelungenliede wird ein tadelnder Seitenblick auf die Schminkkunst geworfen, indem lobend gesagt ist, daß an dem Hofe des Markgrafen Rüdeger zu Bechelaren keine geschminkten und bemalten Frauen gesehen worden seien [61]), und Bruder Berchtold, der große Sittenprediger des 13. Jahrhunderts, machte den „Färberinnen“ und „Gilberinnen“ (d. i. denen, welche ihr Haar blond färbten) tüchtig den Krieg und sagte ihnen von der Kanzel herab: „Die Gemalten und Gefärbten schämen sich ihres Antlitzes,

---

61) Gevelschet vrouwen varwe vil lützel man dâ vant. (Str. 1594, Lachm. A.)

das Gott nach sich gebildet hat, und darum wird auch er sich ihrer schämen und sie werfen in den Abgrund der Hölle."

Die Frauentracht hatte sich seit den Tagen der Herrad von Landsberg in raschem Vorschritte dem Reicheren, Mannichfaltigeren und Anmuthigeren zugebildet, ohne schon jetzt ins Ueppige und Anstößige auszuarten. Als die drei Hauptstücke des weiblichen Anzugs erscheinen im 13. Jahrhundert Rock (d. i. Unterrock oder Hemd), Sukenie (d. i. Oberkleid) und Mantel. Diese drei Stücke kommen auch unter den Namen Linwat, Kürsen und Mantel vor und an einer für dieses Kleiderthema wichtigen Quellenstelle tritt noch ein viertes Stück hinzu, so daß sich der Frauenanzug zusammensetzt aus Pfeit (d. i. Hemd), Rock (d. i. Unterrock), Kürsen (auch Kursit oder Kursat geheißen und gleichbedeutend mit Sukenie oder Sürkot) und Mantel [62]). Der Gürtel mußte hauptsächlich dazu dienen, die Schlankheit des Wuchses hervorzuheben, wie denn der ganze Anzug darauf berechnet war, den schönen Formen des weiblichen Körpers ihr volles Recht widerfahren zu lassen [63]). Ihre über der Stirne gescheitelten Haare ließen die Schönen frei auf Nacken und Schultern niederfließen; wenigstens die unverheirateten, welche als liebsten Kopfschmuck Blumenkränze trugen. So haben die Jungfrauen, welche in Wolframs Parzival die Gralträgerin Repanse

62) Gesammtabenteuer I, 273; III, 300, 317.

63) Ein theurer Gürtel schmal und lang
In der Mitte sie zusammenzwang. Parzival, 234, 7.

de Schoie geleiten, auf dem in blonden Locken wallenden bloßen Haare Blumenkränzlein liegen. Auch ein einfacher Reif von edlem Metalle diente Jungfrauen und Frauen zum Kopfschmuck. Er hieß Schapel und hatte die Bestimmung, das frei fliegende Haar in Ordnung zu halten [64]). Aus dem einfachen Reif wurde dann mit der Zeit ein mehr oder weniger reich verziertes Diadem, wie ein solches alle ritterbürtigen Damen aufzusetzen berechtigt waren. Verheiratete pflegten unter dem Schapel einen Schleier zu tragen oder hatten als Kopfputz das haubenartige „Gebende“, wozu noch im Laufe des 13. Jahrhunderts die „Rise“ kam, ein Kinn und Mund verhüllendes Tuch. Auf die Fußbekleidung verwandten die Frauen große Sorgfalt und die Fußbekleidungskünstler mußten achthaben, die aus Korduanleder oder Seidenzeug von allen Farben gefertigten Schuhe den Damenfüßchen recht enganschmiegend zu machen. Zum häuslichen Damenanzug gehörte die Tasche von Leder oder gesticktem Zeug, welche an einer Borte vom Gürtel herabhing. Auswärts trugen modische Frauen Handschuhe und am Gürtel statt der hausmütterlichen Tasche an einer langen Seidenschnur einen kleinen Handspiegel.

Anmuthender jedoch als diese trockene Aufzählung von Kleidungsstücken dürfte für Leser und Leserinnen die Betrachtung des Bildes einer höfischen Dame in Gala sein,

---

64) Si truogen ûf ir houbten von golde liehtiu bant
(Daz waren schapel riche), daz in ir schoene hâr
Zerfuorten niht die winde. Nibel. 1594.

wie es uns Meister Gottfried im Tristan gemalt hat. Bei einer feierlichen Gelegenheit erscheint die Königin Isot im Sale der Königsburg, das „Wunder von Ireland“, die „leuchtende Magd Isold“ an der Hand führend und in dem gemeinsamen Auftreten von Mutter und Tochter markirt sich zugleich der Unterschied im Gebaren der höfischen Frau und der höfischen Jungfrau. Leise und stätig schwebt die blonde Isold neben der Mutter einher, süß gestaltet um und um, lang, schlank und schwank, als „hätte die Minne sie gedreht für sich selber zu einem Federspiel, dem Wunsche zu einem Endeziel.“ Ihr Rock und Mantel war von braunem Sammet nach französischem Schnitt und war der Rock da, wo die beiden Seiten zu den Hüften niedersinken, gefranzet und geenget und mittels des Gürtels, der da lag, „wo er liegen soll“, an den Leib gezwungen. Fest lag der Rock der Gestalt an („der rock der was ir heinlich“), stand nirgends ab und schmiegte sich von oben bis unten glatt an die Glieder. Aber um die Beine her erweiterte er sich zu reichem Faltenwurf. Der Mantel war innen und außen mit Streifen von Hermelin verziert („bî zîlen gefloitiret“), weder zu kurz noch zu lang und mit einem Zobelpelz verbrämt, dessen Grauschwarz mit dem Hermelin sich wohl vertrug. Vor der Brust war mittels einer Schlinge von weißen Perlen der Mantel an die Tassel (Heftel, Agraffe) befestigt und hier hatte die Schöne den Daumen der linken Hand eingeschlagen. Mit zwei Fingern der Rechten dagegen hielt sie „nach höfischer Art“ weiter unten den Mantel zusammen, so daß er faltenreich die Füße umwallte und

seine reiche Pelzverbrämung wie auch sein seidenes Futter sehen ließ. Auf dem Haupte trug die königliche Jungfrau einen schmalen, mit Smaragden und Saphiren belegten Goldreif, dessen Vorhandensein nur das bunte Flimmern der Edelsteine verrieth, denn sonst hätte man das Metall von dem Goldblond der Locken nicht unterscheiden können. Indem sie froh und sorglos neben der Mutter einherging, war ihr Gang und Schwang gemessen, ihre Tritte waren weder zu kurz noch zu lang. Aufrecht und freisam kam sie geschritten, dem Sperber gleich, glattgestrichen wie ein Papagei („si was an ir gelâze ûfrecht und offenbaere, gelîch dem spärwaere, gestreichet als ein papegân“). Gleich dem Falken auf seinem Ast ließ sie ruhig und spät die Augen umhergehen und da war keiner, dem die zwei Spiegel nicht als süße Wunder erschienen wären. Als eine Wonne spendende Sonne verbreitete sich ihrer Schönheit Schein durch den Sal. Von zweierlei Art aber war das Grüßen von Mutter und Tochter, während sie mitsammen die Halle entlang schwebten: — die Königin grüßte die Versammelten mit Worten, die Prinzessin verneigte sich stumm; die Mutter redete, die Tochter schwieg[65].

Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß neben den wandernden Dichtern und Sängern vornehmlich wohlerzogene Frauen es waren, welche in den geselligen Kreisen der höfisch-ritterlichen Gesellschaft die Kosten der geistigen

---

65) Tristian, Ausg. v. Hagen, V. 10889 fg. Ausg. v. Maßm. S. 247 fg.

Unterhaltung trugen. Beseelten sie doch überhaupt die Aeußerlichkeiten des Ritterthums und waren die schönsten Zierden der großen Festversammlungen des Mittelalters. Bei Reichstagen, fürstlichen Vermählungsfesten, Turnieren, kirchlichen Festfeiern an berühmten Wallfahrtsstätten war dem „Frauendienst“ Gelegenheit geboten, sich in seiner ganzen „Höfischkeit“ und „Zierheit“ sehen zu lassen, und hier konnten ihrerseits die Damen ihre körperlichen und geistigen Vorzüge ins hellste Licht setzen. Sie konnten als Spenderinnen der Turneidänke angesichts von tausenden zeigen, wie weibliche Schönheit und Grazie mit höchster Würde sich verbinden ließen; sie konnten, mit dem Falken auf der Faust die Herren zur Reiherbeize begleitend, als kühne Reiterinnen sich erweisen; konnten, beim Würfelspiel und Schachspiel („Wurfzabelspiel“ und „Schachzabelspiel“) durch die Kunst gehaltvollen Gespräches fesseln; konnten die Eintönigkeit der Gelage durch Harfenspiel und Liedervortrag beleben; konnten beim Ballspiel und beim Tanz die ganze Anmuth jener harmlosen oder doch harmlos scheinenden Koketterie entfalten, welche den Frauen so hübsch steht, so lange sie jung sind.

Was insbesondere die höfisch-ritterlichen Tanzfreuden betrifft, so kannte man zwei Hauptarten von Tänzen, Schreit- oder Schleiftänze und Springtänze. Bei jenen fasste der Tänzer eine oder zwei Tänzerinnen bei der Hand und hielt mit schleifenden Schritten einen Umgang im Sale, unter dem Getöne von Saiteninstrumenten und Tanzliedern, welche letztere von dem voranschreitenden Vortänzer oder der Vortänzerin angestimmt wurden. Die

Haltung der Tanzenden war eine sehr ruhige und gemessene, die Bewegung der Füße nur ein Treten und Schleifen[66]). Feierlichste Gestalt nahm diese Tanzweise in den „Fackeltänzen“ an, welche bei vornehmen Hochzeiten üblich waren. Die Springtänze oder „Reihen“ wurden mehr im Freien als im Hause getanzt und zwar nicht schreitend, sondern springend, wobei sich Tänzer und Tänzerinnen durch möglichst hohe und weite Sprünge hervorzuthun suchten. Wenn uns berichtet wird, daß Mädchen im Reihen klafterweite Sprünge gethan[67]) und daß die Tanzenden wie Kraniche, Bären und Böcke durcheinander gesprungen[68]), so können wir uns leicht vor-

---

66) Uf den zehen slichent's hin,
Nach dem niuwen hovesin.
— — — — — — — —
Swer niht trittel treten kan
Als zuo einer henne ein han,
Der bedarf sich vragen in daz göu
Oder er wirt gekapfet an,
Als er si ein wilder man.
Zippelzehen, schokken dar,
Strichen mit den versen,
Swer daz kan, des nimnt man war,
Dem kann nieman gehersen. Minnesinger, III, 196, 283.

67) Sie sprank
Mer danne eines klafters lang
Unt noch hoher. Minnes. II, 122.

68) Wi si tanzen und ouch schwanzen
Mit ir glanzen swibelswanz;

stellen, daß diese Reihentänze weder schön noch auch der weiblichen Zucht sehr angemessen sein konnten. Aus den Reihen des früheren Mittelalters entwickelten sich die höchst anstößigen Tanzweisen des späteren. Wir werden dieselben sodann im 16. Jahrhundert im höchsten Schwange finden und dort mehr darüber sagen. Daß der höfische Schleiftanz im 13. Jahrhundert auch unter der Dorflinde, dem Tanzplatze der Bauern, daheim war, bezeugen uns die zahlreichen Tanzlieder des Minnesängers Nithart. Freilich scheinen die lustigen „Törper" (Dorfbewohner) die gemessenen Bewegungen des Schleifers gerne mit den lebhafteren und ausgelasseneren des Hopsers vertauscht zu haben, wie schon die Namen der bäuerischen Tänze — Hoppaldei, Heierlei, Firleifei[69]) — andeuten.

Die Tugend der Gastlichkeit war tief in den Verhältnissen einer Zeit begründet, wo öffentliche Herbergen, welche leidliches Unterkommen und erträgliche Bewirthung erwarten ließen, zumal auf dem Lande noch sehr selten waren und, abgesehen von der Fluß- und Seeschifffahrt, von den vermöglicheren Ständen nur zu Pferde gereist wurde. Da es noch keine Posten gab, waren die Reisen-

---

Da die klingent, so sie springent
Und ouch singet vor ze tanz:
Sam die kranche swebent sie enbor
Und ahtent niemans umb ein hor;
Z'war si gebent niht enpfor
Und limment sam die beren. Minnes. III, 196.

69) Minnes. III, 215, 252, 283.

den auf ihre eigenen Pferde angewiesen, konnten demnach nur kleine Tagemärsche machen und sahen sich um so öfter im Falle, die Gastfreiheit der Burgen und Klöster an ihrem Wege anzusprechen. In den armen „Burgställen“ mag die Erquickung und Verpflegung einsprechender Gäste freilich kärglich genug ausgefallen sein. Dagegen waren in den fürstlichen Pfalzen und den Burgen der gesammten höheren Aristokratie alle Vorkehrungen getroffen, den Bedürfnissen der Gäste, besonders der vornehmen, Genüge zu thun. Gastempfang und Gastbewirthung gehörten wesentlich zu den Pflichten der Damen, in deren Erfüllung sie ihre Höfischkeit oder, mit Meister Gottfried zu reden, ihre „Moralitas“ leuchten lassen konnten.

Das Nibelungenlied bietet ein sorgsam ausgemaltes Bild von der Art und Weise höfisch-ritterlichen Gastverkehrs. Als der edle Markgraf Rüdeger von Bechelaren vernommen, daß die drei Burgunderkönige mit ihren Mannen sich seiner Pfalz näherten, meldete er es voll Freude seiner Frau und seiner Tochter, sprechend: „Vielliebe Traute, Ihr sollt die drei hehren Könige freundlich empfangen und sollt sie und ihre drei Mannen Hagen, Dankwart und Volker küssen, Ihr und unsere Tochter, und sollt die Helden in Züchten verpflegen.“ Die beiden Markgräfinnen gingen von sechsunddreißig Frauen und Jungfrauen gefolgt, in Staatskleidern den Gästen vor das Burgthor entgegen und boten ihnen Gruß und Kuß [70]).

70) Den Gast mit einem Kuß zu bewillkommnen, war eine allgemeine frauliche Sitte. Als Gawan auf der Burg Schamfanzon

Dann nahm die Mutter den Gunther, die Tochter den Giselher bei der Hand und so schritten sie den übrigen voran in die Pfalz, wo in einem weiten Sale Ritter und Frauen platznahmen, während man den Gästen Wein kredenzte. Als aber in dem Sale die Tafel gedeckt wurde, schieden sich die beiden Geschlechter „nâch gewohnheite“; denn es war ein höfischer Brauch, daß Herren und Damen abgesondert speis'ten. Nur die Markgräfin selbst blieb bei den Gästen, um bei Tische nach dem Rechten zu sehen, während das Fräulein vom Hause mit den Frauen in einem anderen Gemache den Imbiß einnahm. Nach aufgehobener Tafel kehren die Schönen in den Herrensal zurück, wo sich Volker, der kühne Held und Fidelspieler, in allerhand Scherzreden („gämelichen sprüchen“) ergeht. Die Unterhaltung nimmt jedoch bald eine ernste Wendung, indem an das Lob, welches der ritterliche Spielmann der schönen Tochter Rüdegers zollt, Hagen seinerseits mit diplomatischer Klugheit den Vorschlag knüpft, Herr Giselher sollte die junge Markgräfin freien. Sofort wird die Werbung förmlich angebracht und von dem Markgrafen und seiner Gemahlin wohl aufgenommen. Mitgift und Morgengabe wird zwischen den beiden

---

einsprach, erhielt er von der Prinzessin Antikonie den Willkommskuß. Parzival, 405, 15. In dem Gedicht „der blôze ritter“ (Gesammtabenteuer, III, 129) heißt es:

„Ouch was der wirt des gastes vrô,
Daz liez er in wol schouwen:
Sin tohter und sin vrouwen
Hiez er in küssen ze hant.“

Parteien festgesetzt. Dann heißt man die minnigliche Jungfrau herbeikommen, die ganze Versammlung bildet einen Kreis und mitten in demselben stehen die zu Verlobenden einander gegenüber. Nun fragt man die wonnigliche Magd, ob sie den Helden nehmen wolle, und da sie verschämt schweigt, raunt ihr der Vater zu, sie solle getrost und freudig Ja sagen, worauf Giselher die Braut zärtlich in seine Arme schließt. Am vierten Morgen darauf, als die Gäste ihre Weiterfahrt gen Ungarn antreten, erfahren sie noch so recht ihres Wirthes Freigebigkeit („milte"). Rüdeger spendet nämlich, wie die höfische Gastlichkeit es wollte, an die Abziehenden reiche Geschenke. So gibt er dem Gunther einen Waffenrock, dem Gernot ein bewährtes Schwert. Die Markgräfin beschenkt den Hagen mit einem Schild, ihre Tochter den Dankwart mit einem Staatskleid. Der wohlgezogene Volker kommt nun mit seiner Fidel herbei, stellt sich vor die Markgräfin, singt ihr ein Lied zum Abschied und begleitet die Melodie mit süßen Geigentönen. Die Dame aber heißt eine Lade bringen, nimmt daraus sechs Goldringe und steckt dieselben zum Dank dem Sänger an die Hand[71]).

Weil im Vorstehenden einer höfischen Verlobung Erwähnung geschah, mag hier bemerkt werden, daß während des Mittelalters die Ansicht der germanischen Vorzeit, die Mädchen sollten mit Eingehung des Ehebundes nicht „übereilt" werden, nicht mehr maßgebend gewesen zu sein

71) Nibelungen, Ausg. v. Lachm. Str. 1590 fg., A. v. Holtzmann, Str. 1690 fg., A. v. Zarncke, S. 252 fg.

scheint. Wenigstens stoßen wir bei verschiedenen deutschen Völkerschaften — z. B. bei den Langobarden, Sachsen und Friesen — auf gesetzliche Bestimmungen, welche als die Periode jungfräulicher Reife und Ehefähigkeit das 15., 14., ja sogar das 12. Jahr festsetzten, und es mangelt auch nicht an geschichtlichen Beispielen so frühzeitiger Vermählungen: — als Beatrix von Schwaben mit Kaiser Otto dem Vierten und Hedwig von Meran mit Herzog Heinrich dem Bärtigen von Schlesien Hochzeit machten, war jede der beiden Bräute erst zwölfjährig... An diese Bemerkung mag sich gerade noch die Schilderung einer höfischen Vermählung anschließen, wie Heinrichs von Freiberg Fortsetzung des Tristan sie gibt. Es ist die Vermählung Tristans mit der weißhändigen Isold, der Tochter des Herzogs Jovelin von Arundel. Sie fand vier Wochen nach geschehenem Verlöbniß statt und begann die eigentliche Feier zur Vesperzeit bei sinkender Sonne. Da wurden in dem Palas, d. h. in dem großen Sale der Herzogsburg, die Tafeln zum Festmahl gerichtet und geschmückt, und nachdem zuerst der Braut, dann den Gästen nach ihrem Range das Handwasser gereicht worden, hob das Bankett an, wobei auserlesener Wein aus goldenen Schalen getrunken wurde. Nach gesättigter Eß- und Trinklust wurden die Tische fortgerückt und die Spielleute begannen zum Tanz aufzugeigen. Tristan nahm Isold bei der Hand, um sie zum Tanze zu führen, und Herren und Damen thaten es dem Brautpaare nach. Man hat sich die Bewegungen der Tanzenden als sachte und etwas steife vorzustellen, weil die langnachwallenden Ober-

kleider („swanz“, „swänzelin“) der Damen ein rascheres Schreiten und Drehen verboten[72]). Während sie nun, fährt unser Dichter fort, fröhlich tanzten und „in Freuden herumschwanzten“, trat ein Bischof in den Sal, mit seinem priesterlichen Ornat angethan. Der Tanz ruhte, die Gäste stellten sich in einen Kreis und die Braut wurde durch ihren Vater und ihren Bruder mitten in den Ring geführt. Der Bräutigam trat ihr zur Seite und der Bischof gab das Paar zusammen[73]), wobei Tristan und Isold das Gelübde der Treue tauschten und die Ringe wechselten. Darauf wurden die Kerzen angezündet und ging der Weinbecher in die Runde. Aber bald zeigte man dem Bräutigam an, daß es Zeit wäre, nach der Brautkammer zu gehen, und als er sich daselbst zu Bette gelegt, wurde die Braut von ihrer Mutter und einer ganzen Schar von Frauen zu ihm geleitet. Die Herzogin legte ihre Tochter dem Bräutigam in die Arme, sprach Segensworte, in welche die Frauen einstimmten, und dann ließ man das Paar allein[74]).

Werfen wir noch einen Rückblick auf die fraulichen Pflichten gegen Gäste, so stoßen wir auf Einzelnheiten,

---

72) .... Manik richlich swanz
Von schoenen frouweu wart gesehen
An dem tanze.

73) Der bischof im ze rehter ê
Gap Isoten die maget
Und gap in ir.

74) Hagens Ausg. d. Tristan, II, 13 f.

welche nach heutigen Begriffen wunderlich oder gar bedenklich genug waren. Der Gast wurde von der Frau oder Tochter des Hauses in eine Kemenate geführt, wo sie ihm das Reisegewand, d. h. die Rüstung abnahm und ihm ein frisches Kleid reichte, worin er es sich bequem machen konnte. Bei Tische setzte sich die Dame, welcher die Repräsentation des Hauses oblag, neben ihn, legte ihm die Speisen vor und kredenzte ihm den Becher[75]). Aber damit noch nicht genug. Die Damen begleiteten den Gast auch in die Badestube und Schlafkammer, welche etwas seltsame Art von „Moralitas" Wolfram im Parzival hübsch ausgemalt hat. Als der junge Held in Gurnemans' Burg übernachtet hat, wird ihm am Morgen ein Bad bereitet, und während er in der Kufe sitzt, kommen die Burgfräulein herein und streicheln mit „blanken linden Händen" den Leib des Jünglings, welcher in seiner Unerfahrenheit diese gastfreundlichen Manipulationen ziemlich verdutzt hinnimmt. Die Mädchen reichen ihm dann ein Laken zum Abtrocknen, aber er ist zu schamhaft, das vor ihren Augen zu thun, und so müssen sich die Jungfrauen, wenn auch ungern und zögernd, zum Weggehen entschließen. Gawan kehrt auf einem seiner Züge bei dem ritterlichen Fährmann Plippalinot ein und wird von diesem und seiner Tochter Bene auf's beste bewirthet. Zuletzt geleitet der Wirth den Gast in das Schlafgemach und läßt ihn dort mit der Magd, d. i. mit seiner jung-

75) Parzival, 33, 10 fg. 549, 7 fg. Hartmanns Iwein, Ausg. von Benecke, 313 fg.

fräulichen Tochter allein. Mit den Worten: „Hätt' er mehr von ihr begehrt, sie hätt' es ihm vielleicht gewährt" — deutet der Dichter schalkhaft an, daß eine so weit gehende Gastlichkeit nicht immer gefahrlos war. Am Morgen darauf schleicht sich die Jungfrau in aller Frühe wieder zu dem schlafenden Gast, um ihm beim Erwachen ihre Dienste anzubieten[76]). Haben wir in solcher Naivität vielleicht den Nachhall einer noch größeren älteren zu erkennen? Von einer Naivität, die, so wir einem Autor, welcher in den drei ersten Decennien des 16. Jahrhunderts schrieb, glauben dürfen, noch zu seiner Zeit in einem deutschen Reichslande daheim war[77]). Aus Frankreich ist uns bezeugt, daß dort die weibliche Bedienung der Gäste in ihren Schlafzimmern einen sehr weitgehenden Sinn hatte, und, alles in allem betrachtet, dürfte anzunehmen sein, daß mit anderem Zubehör der ritterlichen Courtoisie auch dieses da und dort in Deutschland Eingang gefunden[78]).

---

76) Parzival, 166, 20 fg. 552, 25 fg. 553, 26 fg.

77) „Es ist in dem Niderlandt auch der bruch, so der wyrt ein lieben gast hat, daz er jm syn frow zulegt uff guten glouben." Murner in der „Geuchmatt".

78) Ein französisches Rittergedicht erzählt, ein Ritter sei in einem Grafenschloß eingekehrt, und fährt dann fort: „Der höfischen Gräfin war es angenehm, einen solchen Gast bei sich zu sehen. Sie ließ ihm daher eine große Gans zubereiten und ein kostbares Bett in ein Zimmer setzen, worin man gut ruhte. Als die Gräfin schlafen ging, rief sie das schönste und artigste von ihren Mädchen zu sich und sagte ihm heimlich: Liebes Kind, gehe jetzt hin, lege dich zu

Bei einem Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern, wie er im Vorstehenden treulich geschildert worden, lässt sich leicht errathen, daß die höfische Minne eine keineswegs so durchweg idealische sein konnte, wie Unkenntniß oder parteisüchtige Romantik sie darstellen möchten. Der Frauendienst hatte allerdings eine idealische Seite — in der Theorie, in der Praxis dagegen war er auf so reale Ziele gerichtet, daß es mehr nur eine Ausnahme als die Regel war, wenn er jungfräuliche Zucht oder eheliche Treue gewissenhaft berücksichtigte. Die ganze ritterliche Liebeskunst, wie sie von den Provençalen ausgebildet worden und auch in Deutschland geübt wurde, lief am Ende doch auf den geschlechtlichen Genuß hinaus und der ritterliche Liebhaber betete in der Geliebten eine Göttin nur deßhalb an, um in ihr das Weib zu genießen. Mochten die Formen des höfischen Liebesverkehrs in noch so spirituell-romantischen Farben schillern, der Zweck war und blieb ein sehr materieller. Mochte sich der höfisch gebarende Ritter noch so sehr den Launen und Grillen seiner „Herrin" fügen, immer hatte er doch die Auszahlung des „Minnesoldes" im Auge und stand nicht an, bei Gelegenheit sehr nachdrücklich auf Entrichtung desselben, auf den „süssen umbevank" zu dringen. Das Schlimmste dabei war, daß die französisch-frivole Meinung, die Ehe dürfte in

---

diesem Ritter ins Bett und bediene ihn, wie sich's gebührt. Ich thäte es gerne selber, wenn ich es nicht aus Schamhaftigkeit unterließe, und zwar um des Grafen, meines Herrn, willen, welcher noch nicht eingeschlafen ist." St. Pelaye a. a. O. II, 270.

keinem Falle ein Hinderniß der freien Liebe sein, auch in der höfischen Welt Deutschlands bedeutender Geltung sich erfreute. Und die Frauen? Theilten auch sie die mehr oder weniger leichtfertigen Ansichten, welche die Männer aus dem Regelnbuch der höfischen Liebeskunst schöpften? Leider muß diese Frage bejaht werden, wenigstens inbetreff einer großen Zahl, wenn nicht der Mehrzahl. Hatte doch schon ein Dichter des 12. Jahrhunderts Veranlassung, zu klagen, daß die Keuschheit von den Frauen gewichen wäre und daß diese wenig Ursache hätten, die Ritter um ihrer Zuchtlosigkeit willen zu tadeln [79]).

Wie noch heute, spielten auch vor Alters in Liebessachen die Liebesbriefe eine große Rolle und es sind zahlreiche Proben von solchen „Büchlein" auf uns gekommen, in welchen das alte und ewigjunge Thema von der Minne-Lust und Leid in allen Tonarten variirt ist [80]). Andere Zeugnisse reden von einer sinnigen Farbensymbolik, welche der deutsche Minnedienst ausbildete. Ein recht höfischer

79) Heinrich in der „Rede von des Todes Gehügede" (Erinnerung), mitgeth. in Gödeke's „Mittelalter", S. 87:

„Die phaffen die sint geitic,
Die gebour die sint neitic,
Die choufliut habent triwen nicht,
Der weibe chiusche ist entwicht,
Frowen unt riter
Dine durfen nimmer gefristen
Weder ir leben bezzer si".

80) Eine artige Sammlung höfischer Liebesbriefe s. bei Laßberg, „Liedersaal", I, 3— 109.

Mann wollte schon durch die vorherrschende Färbung seines Anzugs aller Welt kundgeben, wie es mit seinen Herzensangelegenheiten bestellt sei. Trug er sich grün, so bedeutete das, daß sein Herz frei vom Zwange der Minne. Hatte er ein blaues Kleid an, so sollte das die Stätigkeit seiner Neigung anzeigen. Roth bedeutete, daß er in voller Liebesglut brenne; Weiß, daß ihm die Geliebte Hoffnung auf Erhörung gemacht; Gelb, daß die Hoffnung erfüllt und das „minnigliche Gold des Minnesoldes" vollwichtig ihm ausbezahlt worden sei[81]). Gewöhnlicher aber war, daß der Liebhaber die Farbe seiner Erwählten trug, denn er war ja ihr Minnedienstmann und stand zu seiner Herrin in demselben Verhältniß wie der Vasall zu seinem Lehnsherrn. Die Geminnte gab ihrem Minner ein Liebespfand, einen Gürtel oder Schleier, ein Gebände oder auch einen Aermel von ihrem Kleide; dieses Pfand befestigte er an seinem Helm oder Schild und groß war der Stolz der Dame, wenn er es ihr recht zerhauen oder zerstochen aus dem Kampfe zurückbrachte. So hatte

---

81) S. d. Gedicht „Von den Farben", Liedersaal, I, 153 fg. Die Dame, welche sich hier die Farbensymbolik auslegen läßt, meint mit Recht, es sei schändlich, wenn ein Ritter sich gelb kleide: —

„Sy sprach: dem sitten trag' ich hasz; er solt ez wol verswigen baz,
Wan ain minnikliches wib ir zarten minniklichen lib
Ir diener git für aigen; daz solt er nieman zaigen,
Er sollt ez jn sins hertzen grunt tragen, daz ez nymor würd kunt
Weder manen noch wiben."

Gawan einen Aermel der schönen Obilot auf seinem Schilde befestigt, und als er ihr denselben durchstochen und durchschlagen wieder brachte, „da ward des Mägdleins Freude groß; ihr blanker Arm war noch bloß, darüber schob sie ihn zuhand“[82]. Liebende tauschten auch gegenseitig ihre Hemden, namentlich liebende Eheleute. So Gahmuret und Herzeleid. Wann der König zum Turnier oder zur Schlacht zog, trug er über seiner Halsberge immer ein Hemd, welches seine Frau zuvor angehabt. Kehrte er zurück, so trug Herzeleid die durchstochenen Hemden wieder „auf bloßer Haut“. Als Gahmuret erschlagen worden, legte die Königin das zerfetzte blutige Hemd des Todten an, zu liebevollem Gedenken[83].

Es ist lehrreich, mitanzusehen, wie sehr in der besten Zeit des Mittelalters das geschlechtliche Verhältniß zwischen Naivität und Ueberfeinerung schwankte. Den Maßstab hausbackener Moral darf man freilich da nirgends anlegen. Wenn im Titurel des Albrechts von Scharfenberg (?) die junge Sigune dem geliebten Schionatulander den Anblick ihrer hüllelosen Schönheit gönnt, um ihn dadurch gleichsam gegen den Liebreiz anderer Frauen zu feien, so können wir das naiv, dichterisch, sogar erhaben finden. Ganz eigen muthet es uns jedoch an, wenn wir im Parzival die jungfräuliche Königin Kondwiramur auf ihrem nächtlichen Schleichgange nach der Schlafkemenate ihres Gastes begleiten. Von Minne ist da zwar zunächst keine

82) Parzival, 390, 20 fg.

83) Parzival, 101, 9 fg. 111, 14 fg.

Rede: die königliche Jungfrau denkt nicht an „solcher Lust Gewinn, die aus Mädchen Frauen macht unversehns in einer Nacht“, sondern sie will den schlafenden Parzival anflehen, ihr ein Helfer gegen die sie bedrängenden Feinde zu werden. So schleicht sie dann, angethan mit „einem Hemd von weißer Seide“, in die Kammer des Jünglings, kniet an seinem Bette nieder und erweckt ihn durch ihr Schluchzen. Als er sie knieen sieht, bittet er sie, doch lieber neben ihm platzzunehmen. Worauf sie: „Wollt Ihr Euch selber ehren und mir solche Zucht bewähren, daß Ihr nicht rührt an meine Glieder, so leg' ich hier bei Euch mich nieder.“ Er gelobt ihr den verlangten „Frieden“ und „da barg sie in das Bette sich“, wo sie bis zum Morgenroth verweilte [84]). Wir wollen indessen auch dieses Abenteuer für das nehmen, für was es der Erzähler gibt, für eine pure Naivität; aber in die Kategorie erotischer Ueberfeinerung gehören sicher jene „Probenächte“, welche der höfische und, wie wir später sehen werden, auch der dörfliche Minnedienst kannte. Die Geliebte gewährte dem Liebhaber eine Nacht in ihren Armen, unter der Bedingung, daß es zwischen ihnen nicht weiter kommen sollte als bis zum Kuß. Gegenüber dem Zweifel, ob das eine Möglichkeit sei, behauptet Hartmann von Aue, ein biderber Mann könne sich alles dessen enthalten, wessen er sich enthalten wolle; aber er fühlt sich doch gedrungen, beizufügen, solcher Männer gebe es nicht eben viele [85]).

84) Parzival, 192, 3 fg.

85) . . . . Ein biderbe man
Sich allez dez enthalten kan,

Daß es Damen gegeben, welche die Leistung und Haltung des erwähnten Gelübdes forderten, wird glaublich, wenn man die freilich ans Unglaubliche streifenden Launen ansieht, welche manche höfische Schöne ihren Anbeter zinsbar machte, in einem Grade, daß derselbe, wie sich der Minnesänger Steinmar ausdrückt, aus einem Minner zu einem Märtyrer wurde. Ein solcher war jener Ulrich von Lichtenstein, geboren um 1200 in der Steiermark, den ich anderwärts als den deutschen Don Quijote gekennzeichnet habe [86]). Ja, Spanien hat einen Don Quijote gedichtet, aber Deutschland hat wirklich einen gehabt und noch dazu einen, welcher uns seine blanke Narrheit selber mit einer Treuherzigkeit beschrieb, welche rührend wäre, wenn wir nur darob das Lachen verhalten könnten [87]). Vom Knabenalter an war Herrn Ulrichs Sinn auf Frauendienst gestellt und als Jüngling wählt er eine hochgeborene und, wohlverstanden, verheiratete Dame zu seiner „Herrin", in deren Dienst er seinen ritterlichen Wahnsinn so recht mit Methode treibt. Der Umstand, daß er sich zwischenhinein selber verheiratet, ist seiner Narrethei gar nicht hinderlich. Er trinkt mit Wollust das Wasser, womit die Herrin sich gewaschen: er lässt sich seine

---

Dez er sich enthalten wil —
Weiz got, dern ist aber niht vil. Jwein 6575 fg.

86) Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 7. Aufl. S. 115 fg.

87) Der vrowen dienest Ulrich's von Lichtenstein, mit Anmerkungen Th. v. Karajan hrsgegeb. von Lachmann 1841. Minnesinger, II, 32 fg. IV, 321 fg.

doppelwulstige Unterlippe operiren, weil die Herrin meint, dieselbe sei wenig zum küssen einladend; er lässt sich einen beim Lanzenrennen steifgewordenen Finger abschlagen und sendet denselben der Herrin, zum Beweis, was alles er um sie zu dulden vermöge. Er fährt, als Frau Venus maskirt, durch die Lande und turnirt in diesem Aufzuge zu Ehren der Herrin; er mischt sich auf ihr Gebot unter die Aussätzigen und isst mit ihnen aus einer Schüssel. Aber seine klar ausgesprochene Absicht bei allen diesen Ueberschwänglichkeiten ist doch, der Herrin „beizuliegen". Sie lässt sich nach mancherlei peinlichen Weiterungen endlich herbei, diese seine Absicht in Erfüllung zu bringen und ihm den Minnesold zu bewilligen. Er gelangt glücklich in ihre Kemmenate und das Lager ist gerüstet. Aber die Dame hat es, wie überhaupt, auch jetzt wieder nur auf eine sehr derbe Fopperei abgesehen, bei welcher das arme „Minnerlein" ums Haar den Hals bricht. Doch selbst dieses schmähliche Abenteuer heilt den Ritter nicht von seiner Minnetollheit. Das Merkwürdigste bei alledem ist, daß Ulrichs rechtmäßige Frau, derweil ihr Eheherr um seiner Geliebten willen ritterlich im Lande umherspektakelt, nebendraußen auf seiner Burg sitzt und daß von ihr nur dann die Rede, wann er ganz abgehetzt und zerschlagen heimkehrt, um sich von ihr pflegen zu lassen. Diese Geschichte zeigt, scheint mir, hinlänglich, daß der ritterliche Frauendienst als ein wahrer Krebsschaden das Familienleben und die häusliche Zucht und Sitte zerfraß. Es ist wahr, Ulrichs Herrin, d. i. Geliebte, bewahrte ihrem Gemahl materiell die Treue, aber ihre Weiblichkeit

erscheint dessenungeachtet in einem wenig löblichen Lichte. Denn Leidenschaft wäre noch eher zu entschuldigen als dieses kokette und mitunter geradezu grausame Spiel mit dem Gatten einer anderen Frau.

Im übrigen waren die höfischen Damen durchschnittlich keineswegs so spröde wie Ulrichs Herrin. Der Zeugnisse vom schrankenlosen Walten buhlerischer Neigungen gibt es in Fülle. Man lausche nur auf die zahlreichen sogenannten „Tagelieder" der Minnesänger. Die stets wiederkehrende Situation dieser Lieder, welche zu den schönsten Früchten unserer mittelhochdeutschen Lyrik gehören, ist, daß nach durchschwelgten Liebesnächten die Geliebte den Liebhaber beim Morgengrauen weckt, damit er sich heimlich davonmache[88]). Man betrachte auch die mittelhochdeutsche Epik und Novellistik. Die Prinzessin Blanscheflur schleicht zu Riwalin in die Kammer und gibt dem Geliebten ihr Magdthum preis[89]). Gawan hat kaum die Burg Schamfanzon betreten, als er der jungfräulichen Antikonie schon mit handgreiflichen Liebeserklärungen zusetzt, und nur eine Störung von außen verhindert, daß sich das Fräulein ihm sofort hingibt[90]). In dem Gedichte „Das Häselein" betrügt ein Ritter eine der Minne ganz unkundige junge Schöne um ihre Unschuld und macht dann mit einer anderen Hochzeit.

---

88) Minnes. I, 101, 129, 157, 228, 286, 291, 317; II, 66, 128, 319.

89) Tristan, Ausg. v. Maßmann S. 33. fg.

90) Parzival, 405. 22.

Beim fröhlichen Mahl erzählt er sein Abenteuer mit der Betrogenen, woran die Braut nur auszusetzen weiß, daß das dumme Kind seiner Mutter den Schaden gebeichtet habe. „Das war eine große Dummheit! Eia, hat mir doch unser Kaplan wohl hundertmal so gethan, ohne daß ich mir einfallen ließ, es meiner Mutter vorzuplaudern“ [91]). In dem Gedichte „Der Gürtel“ ist die Sache noch schlimmer, denn hier bricht eine Burgfrau die eheliche Treue nicht aus Liebe, sondern um schnöden Gewinnstes willen. Ein vorüberziehender Ritter wirbt bei ihr um Minnespiel, während er in Abwesenheit ihres Gatten mit ihr im Garten sitzt. Sie weis't ihn ab. Er bietet ihr seine Windhunde, sein Roß und endlich seinen kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Gürtel. Diesem Geschenke kann sie nicht widerstehen: „Diu vrouwe nider seik und der ritter nach neik, vil rosen uz dem grase gienk, do liep mit armen liep enpfienk, und do daz spil ergangen was, do lachten bluomen unde gras“ [92]). In demselben Gedicht wird auch sehr deutlich auf im Schwange gehende widernatürliche Laster hingewiesen.

Die Beispiele von fraulicher Leichtfertigkeit und Zuchtlosigkeit im höfischen Liebesverkehr ließen sich sehr leicht häufen und von dem ungezwungenen, um nicht zu sagen frechen Ton, welcher in der ritterlichen Gesellschaft heimisch gewesen sein muß, zeugt die Unbefangenheit, womit unsere

---

91) Gesammtabenteuer, II, 5 fg.

92) Gesammtabenteuer, I, 455 fg.

mittelhochdeutschen Dichter den Frauen lüsterne Wünsche in den Mund legen. Allerdings fehlt es auch nicht an Zeugnissen für das Vorhandensein edler Weiblichkeit, reiner Sitte und standhafter Treue; aber sie bilden die Minderheit. Das rührendste von allen dürfte das Gedicht „Frauenliebe“ bieten. Ein wackerer Ritter hatte eine sehr schöne Frau, welche ihn herzlich liebte, obgleich er unschön von Gestalt war. Bei einem Turnei wird ihm ein Auge ausgestoßen und er fürchtet, diese Entstellung möchte ihn um die Liebe seiner Gattin bringen, wesswegen er sich nicht vor ihr sehen lassen und nach dem heiligen Lande fahren will. Sie aber, um ihn zurückzuhalten und ihm seinen Zweifel zu benehmen, entschließt sich kurzweg sich ihm gleichzustellen, indem sie sich mittels einer Scheere ebenfalls ein Auge aussticht[93]. Man thäte übrigens den Frauen ein Unrecht an, wollte man ihnen den größeren Theil der sittlichen Verschuldungen des höfischen Lebens aufbürden. Sie folgten eben auch dem Zuge der Zeit, deren Rosen von Anfang an den Wurm in sich trugen. Und dann gaben ja die Männer den Frauen ein Beispiel von Unsitte, Rohheit und Liederlichkeit, welches nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Schon im 13. Jahrhundert, sagt ein alter Chronist von dem Adel im Elsaß, galten die Ausschweifungen in der Buhlerei für keine Sünde mehr[94]. Zur selben Zeit rühmte

93) Liedersaal, I, 161 fg. Gesammtabenteuer, I, 249 fg.

94) Mitgeth. von Stöber i. d. Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. 1858, S. 762.

sich ein Minnesänger, alle Schürzen wären gleich vor seinen Augen und er liefe allen Weibern nach, großen und kleinen, jungen und alten, klugen und einfältigen, blonden, braunen und schwarzen[95]. Kein Wunder, daß in einer so verwilderten Männerwelt ein Humpen Wein höher gewerthet wurde als ein Weib[96].

Jede Zeit hat ihre grellen Gegensätze, aber kaum dürften sich dieselben jemals offener dargestellt haben als im Mittelalter, wo, wie die verschiedenen Stände, so auch die gegensätzlichen Lebensrichtungen viel unvermittelter neben einander standen als heute. Da tobte und ras'te eine kraftstrotzende Weltlust in zuchtlosen Orgien, dort kehrte eine bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Himmelssehnsucht das schwärmerische Auge von allem Irdischen ab. Während im 13. und 14. Jahrhundert mancher deutsche Dynast seine Burg zu einem türkischen Harem machte[97], ließen sich von höfischen Damen derselben Zeit

---

95) Ich acht itt uff ain klainen schaden,
Hett ich in ainem tunklen gaden
Ain brun, ain blaich, ain swartz bi mir, u. s. w.
Liedersaal, II, 165 fg.

96) Nu vült uns wol den maser!
Ein affe, ein narre was er,
Der ie gesente sînen lîp
Vür guoten wîn umb ein wîp. Helmbrecht, Gesammtabent. III, 309.

97) So z. B. ein Herr von Berneck, welcher sich ein Dutzend hübscher Hausmädchen hielt, zur Erleichterung seiner Wittwerschaft, wie er sagte. Vgl. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, VI, 480.

Züge erzählen, welche darthun, daß sie die Liebeskunst nicht weniger sinnreich und skrupelfrei betrieben als jene berüchtigte Königin des 15. Jahrhunderts, Johanna die Zweite von Neapel[98]). Aber neben solchen Künstlerinnen

---

98) Von ihr erzählt Brantome, wie sinnreich sie es anzustellen wußte, einem ihrer zahllosen Liebhaber ihre Gefühle ohne Worte zu erklären. „Elle ayma sur tous ses amoureux Caraciol. Aussi le fit-elle grand et son grand Séneschal. Au commencement de sa jeunesse, encore qu'il fust bien Gentil-Homme, parce qu'il estoit pauvre, il se mesla de la plume et estoit fils d'un appellé Caraciolo. Le feu Prince de Melfe estoit venu de cet estoc, comme l'on m'a dit à Naples. La premiere occasion qu'eut jamais la Reyne de luy faire entendre qu'elle laimoit, fut qu'il craignoit fort les souris. Un jour qu'il joüoit aux eschets en la garderobe de la Reyne, elle-mesme luy fit mettre une souris devant luy; et luy, de peur, courant deçà delà et heurtant et puis l'un et puis l'autre, s'enfuit à la porte de la chambre de la Reyne et vint choir sur elle; et ainsi, par ce moyen, la Reyne luy decouvrit son amur et eurent tost fait leurs affaires ensemble." Oeuvres du Seigneur de Br. Londres 1779, II, 366. Die ritterliche Galanterie hatte überhaupt auf Italien so sittenverderblich eingewirkt als nur auf irgend ein anderes Land. Der derbe Dante nennt in seiner Kraftsprache Italien das Bordell der Völker: —

„Ahi serva Italia, di dolore ostello,
Nave senza nocchiero in gran tempesta,
Non donna di provincie, ma bordello!" Purgat. VI, 76

An einer andern Stelle (Purgat XXIII, 94—100) sagt er, selbst die Frauen der verrufenen Landschaft Barbagia auf Sardinien, wo Männer und Weiber fast nackt gingen und zügellosen Sitten huldigten, seien züchtiger als die üppigen Florentinerinnen, gegen deren schamlose Tracht gesetzlich eingeschritten werden sollte: —

in Sachen des Genusses stehen wieder Frauen, deren entsagungsvolle Tugend ans Uebermenschliche streift. Auf

---

„Tempo futuro m'é già nel cospetto,
Cui non sarà quest'ora molto antica,
Nel qua sarà in pergamo interdetto
Alle sfacciate donne Fiorentine
L'andar mostrando con le poppe il petto.“

Da gerade von Italien die Rede ist, so mögen zur Vergleichung mit dem deutschmittelalterlichen weiblichen Schönheitsideal, wie wir es durch unsere höfischen Dichter aufstellen sahen, die Strophen hier stehen, in welchen zu Anfang des 16. Jahrhunderts Ariosto eine der Heldinnen seines großen Gedichtes schilderte, die Alcina (Orlando furioso, VII, 11 fg. Uebers. v. Streckfuß): —

„Von höherm Reiz ist die Gestalt umfangen,
Als je ersann des Malers Kunst und Fleiß.
Die langen blonden Lockenhaare prangen
Und rauben selbst dem Gold des Glanzes Preis.
Verbreitet ist auf ihren zarten Wangen
Der Rose Glut, vermischt mit Lilienweiß.
Die frohe Stirn, von Elfenbein gedrehet,
Ist nicht zu wenig, nicht zu viel erhöhet.

Man siehet unter schwarzen feinen Bögen
Zwei schwarze Augen, ja zwei Sonnen steh'n,
Huldvoll im Blicken, sparsam im Bewegen,
Um sie her kann man Amor flattern seh'n.
Hier prüft er scherzend jedes Pfeils Vermögen,
Und siehst du ihn, doch kannst du nicht entgeh'n.
Die Nase mitten durch das Antlitz steiget
So schön hernieder, daß der Neid auch schweiget.

Und drunter, zwischen zweien Grübchen stehet
Der Mund, dem Purpur ewig frisch entsprießt,

derselben Wartburg, wo zu Anfang des 13. Jahrhunderts höfische Sitte und Liederkunst glänzende Feste gefeiert

Wo ihr zwei Reihen gleicher Perlen sehet,
Die süß die Lippe öffnet und verschließt,
Woraus hervor die holde Rede gehet,
Bei der vor Lust das roh'ste Herz zerfließt.
Dort bildet sich das Lächeln, das der Erde
Nach Willkür heißt, daß sie zum Eden werde.

Schnee ist der Hals, die Kehle Milch, geründet
Der schöne Hals, der Busen voll und breit.
Und wie das Meer nun anwogt und verschwindet,
Wenn linder Hauch der Wellen Spiel erneut,
So wogt das Aepfelpaar — das andr' ergründet,
Was noch verhüllet wird von dichtem Kleid,
Nicht Argus Blick; doch jeglicher erachtet,
Es sei so schön, als was man schon betrachtet.

Den schönen Arm, von rechtem Maße, endet
Die weiße Hand, von Elfenbein gedreht,
Länglich und schmal, an der, wie sie sich wendet,
Hervor kein Knöchel, keine Ader steht.
Der kurze, runde, nette Fuß vollendet
Die herrliche Gestalt voll Majestät;
Es stralet durch der Schleier dichte Hülle.
Hervor der reichen Engelreize Fülle."

Es ist sehr beachtenswerth, daß wie in diesem von Ariost entworfenen Frauenbildniß so bei den mittelalterlichen Dichtern überhaupt, auch bei unsern deutschen, der Hauptakcent vorwiegend auf die leiblichen Reize der Frauen gelegt wird. Fast alle derartigen Schilderungen sind rein materiell. Von der seelischen Schönheit, die sich in den Zügen ausprägt, ist kaum die Rede. Diese alten Romantiker waren viel sinnlicher, als die neueren uns glauben machen möchten.

hatten, lebte kurz darauf jene Landgräfin Elisabeth, welche nach ihrem Tode von der Kirche heilig gesprochen wurde. Sie war eine jener fraulichen Blumenseelen, die so voll sind vom Thau des Himmels, daß für irdische Leidenschaften und Wünsche kein Platz darin ist. Eine Tochter des Königs Andreas des Zweiten von Ungarn, wurde sie im J. 1218 mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen vermählt, nach dessen Hingang sie von seiten ihrer Schwäger die roheste Behandlung zu befahren hatte. Ueberhaupt schuf ihr die Gemeinheit und Undankbarkeit der Menschen viele Leiden und überdies quälte ihr Beichtvater, der marburger Mönch Konrad, ein Fanatiker, welcher nur dadurch, daß ihn ein paar Stegreifritter im Jahre 1233 todtschlugen, verhindert wurde, die Inquisition förmlich in Deutschland einzuführen, die fromme Frau mit seiner finstern und unduldsamen Askterik. Die Armen und Elenden zu schützen, zu speisen und zu pflegen hat sie als ihre Lebensaufgabe betrachtet. Sie nahm und erfüllte die Pflichten christlicher Milde im strengsten Sinne und begnügte sich daher nicht, Hospitäler zu stiften, sondern pflegte mit eigenen Händen die Miselsüchtigen (Aussätzigen), welche damals fernab von bewohnten Stätten in die Einöden verwiesen wurden. Erst vierundzwanzigjährig, starb sie 1231 und nachdem sie den Heiratsantrag, welchen Kaiser Friederich der Zweite an die Verwitwete gerichtet, abgelehnt und in den letzten Lebensjahren ihren Unterhalt durch Wollespinnen erworben hatte. Die dankbare Volkssage hat Elisabeths Gestalt mit dem rosigen Schimmer des Mythen- und Märchenhaften umwoben;

aber auch die Geschichte ist berechtigt, zu sagen, daß die fromme Landgräfin wie ein hilfereicher Engel durch ihre Zeit gegangen sei.

Wenn in dieser fürstlichen Frau die Gläubigkeit und Frommheit ihres Jahrhunderts in edler und liebenswürdiger Weise zur Erscheinung kam, so würden uns auch nicht frauliche Beispiele mangeln, welche das nahezu Thierisch-Stupide mittelalterlicher „Religiosität" widerlich aufzeigen. Aber lieber sei noch auf eine dritte Seite des Verhaltens deutscher Frauen von damals zum kirchlichen Köhler- und Afterglauben hingewiesen, indem wir rühmend betonen, daß an dem schon frühzeitig hervorgetretenen Ringen kühner Geister, das bleierne Joch der „Rechtgläubigkeit" abzuwerfen, auch Frauen und Mädchen theilgenommen und solche glorreiche Ketzerei mit einem heldischen Martyrium besiegelt haben. Ein merkwürdiges Beispiel findet sich auf einem von Alters her ganz und gar durchpfafften Boden, in dem „heiligen" Köln, dem deutschen Rom, von jeher ein Lieblingssitz der Dunkelmänner. Hier — so erzählt uns der vielkundige, zwischen 1230—40 verstorbene Cistercienſermönch Cäsarius, Prior des Klosters Heisterbach im rheinischen Siebengebirge — hier wurden zur Zeit des Erzbischofs Rainald (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) mehrere Ketzer ergriffen, überführt und verurtheilt. Als man sie nach gefällter Sentenz zum Scheiterhaufen brachte, erbat sich einer, Namens Arnold, welchen die übrigen ihren Meister nannten, Brot und Wasser. Es ward ihm aber nach dem Rath verständiger Männer verweigert, weil der Meister

damit wahrscheinlich eine gotteslästerliche Kommunion bereiten wollte und der Teufel leicht etwas ärgerliches zuwegebringen konnte. Also wurden die Ketzer aus der Stadt geführt und beim Judenkirchhof dem Feuer überliefert. Als sie schon von den Flammen ergriffen waren, sah man den Meister Arnold seine Hände auf die halbverbrannten Häupter seiner Schüler legen und hörte ihn sagen: „Bleibet standhaft in eurem Glauben!“ Es war aber unter den Ketzern auch eine schöne Jungfrau, und maßen diese das Mitleid von vielen erregte, nahm man sie vom Scheiterhaufen herab und versprach ihr, man wollte, so sie sich bekehrte, sie verheiraten oder in ein Kloster bringen. Sie jedoch: „Wo liegt der Meister?“ und als man ihr denselben gezeigt, entwand sie sich den Armen der sie Haltenden, stürzte, ihr Antlitz mit dem Gewande verhüllend, in das Feuer, warf sich über den Leichnam Arnolds und fuhr mit ihm zur Hölle [99]). Man dürfte kecklich die Namen der sämmtlichen Heiligen von Köln um den vom heisterbacher Mönch leider verschwiegenen dieser einen Ketzerin hingeben.

---

99) Caesarii Heisterbacensis dialogus miraculor., recogn. J. Strange (1851), V, 19.

Fünftes Kapitel.

Bürgerin und Bäuerin.

Das Städtewesen. — Patricische und plebeische Kreise. — Die Höfe oder „Gesäße" der Geschlechter. — Städtische Zeitvertreibe oder „Fröhlichkeiten". — Ein phantastisches Turnier. — Eine Serenade. — Kaiser Sigismund und die Straßburgerinnen. — Eine würzburger Novelle. — Wiener Sittenzustände im 15. Jahrhundert. — Die Frauen und die mittelalterliche Strafrechtspflege. — Augsburger und frankfurter Hochzeiten. — Das bäuerliche Frauenleben. — Bedenkliche Idyllien. — Eine süddeutsche Bauernhochzeit.

Diese Entwickelung des deutschen Städtewesens nahm diesen Gang: — zuerst bildeten nur die Abkömmlinge der ersten städtischen Ansiedler, der königlichen Ministerialen oder bischöflichen Vasallen, die ritterbürtigen Altburger oder Burgensen die städtische Gemeinde oder Burgerschaft [100]). Sie hießen Stadtjunker oder von ihrer ritter-

---

100) Das Wort Burger oder Bürger wurde bekanntlich zuerst im 4. Jahrhundert durch den gothischen Bischof Ulfila (Wölfle), dessen Bibelübersetzung das älteste germanische Schriftdenkmal ist, in unsere Sprache eingeführt, indem er das griechische πολιτης mit

lichen Waffe, der Gleve (Lanze), Glevener oder schlechtweg „Geschlechter“, d. i. adeligen Geschlechtern Entsprossene; erst viel später wurde der altrömische Name Patricier auf sie übergetragen. Die übrigen Stadtbewohner, gleichviel ob sie von gemeinfreien Bauern oder hörigen Ackerknechten und Handwerkern stammten, waren anfangs den Altburgern zinspflichtig, hatten keine politischen Rechte und hießen Schutzburger oder auch Pfahlburger, weil sie außerhalb der Umpfählung der eigentlichen Stadt wohnten, oder im Gegensatz zu den Glevenern Spießburger, weil sie als Waffe den Spieß führten. Die Städtebewohnerschaft theilte sich demnach in Adel und Volk. Im Vorschritt der Zeit gewann es aber das Volk über den Adel, und zwar weil die Wehrfähigkeit der Städte, was Wucht und Massenhaftigkeit betraf, auf den Korporationen oder Zünften oder Gilden der Handwerker beruhte. Die Zünfte erkämpften nach und nach nicht allein die Zulassung zum Burgerrecht, zur Mitnutznießung des Gemeindevermögens und zur theilweisen Amtsfähigkeit, sondern in den meisten, weitaus in den meisten Städten wurde an die Stelle des Geschlechterregiments das Zunftregiment gesetzt oder, mit anderen Worten, die aristokratische Verfassung, welche sich nur in sehr wenigen Städten, wie z. B. in Nürnberg, bis zum Untergange des deutschen Reiches erhielt, in eine demo-

---

Baurgja (d. i. der sich Bergende, Geborgene) übersetzte. Das Wort „Stadt“ wurde erst durch den St. Galler Mönch Notker Labeo (st. 1022) aufgebracht.

kratische verwandelt. Erst damit gelangten die deutschen Städte zu jener gewerblichen, kaufmännischen und politischen Vollkraft, die sich in den großen Städtebündnissen manifestirte und welche zu kennzeichnen man nur das Wort Hansa zu nennen braucht.

Allein die politische Gleichstellung der Stadtbürger war weit entfernt, zugleich auch eine sociale oder, genauer gesprochen, eine gesellige herbeiführen, und das ganze Mittelalter hindurch hielten sich die patricischen Kreise von den plebeischen streng geschieden. Beide Gesellschaftskreise hatten ihre eigenen Trink- und Tanzstuben und die adelige Ausschließlichkeit erstreckte sich sogar bis auf die Räume der Kirchen, in deren Mittelschiffen hölzerne Zellen aufgeschlagen waren, in welche sich die Geschlechterfrauen beim Gottesdienst einschlossen, während ihre nichtadeligen Mitbürgerinnen auf offenen Bänken saßen [101]). Allerdings hatten auch die Frauen und Töchter

101) Basel im 14. Jahrhundert, S. 11. In dieser vortrefflichen Festschrift hat Fechter S. 3—146 unter dem bescheidenen Titel einer Topographie ein sehr anziehendes Bild vom politischen, häuslichen und geselligen Leben einer deutschen Stadt im Mittelalter gezeichnet. Eine fleißige Zusammenstellung aus Chroniken, Urkunden u. s. w. über das mittelalterliche Stadtleben hat auch Reinöhl geliefert („Die gute alte Zeit" in Scheible's „Kloster", Bd. VI, S. 641 fg. und S. 1001 fg.). Vgl. über das mittelalterliche Stadtleben neben den zusammenfassenden Werken von Hüllmann und Barthold insbesondere P. v. Stettens Geschichte der Stadt Augsburg, Hormayrs Geschichte der Stadt Wien, Kirchners Geschichte der Stadt Frankfurt und Beckers Geschichte der Stadt Lübeck.

der Handwerker ihren Antheil an den mittelalterlichen Festfreuden, welche die deutschen Städte so häufig mit buntem Gewühl und lustigem Gelärm erfüllten. Auch sie hatten ihre „Familienanlässe“, ihre Hochzeiten, ihre Wallfahrten, ihre Tänze und Fastnachtslustbarkeiten; aber für gewöhnlich waren sie doch, mit häuslichen Arbeiten und Sorgen beladen, in den krummen finstern Städtegassen in die engen, dunkeln Häuser eingeschlossen, welche nur die Unkenntniß für bequem hat ausgeben können, wenn man erwägt, daß noch im 13. Jahrhundert das Baumaterial für gewöhnliche Bürgerhäuser aus Holz, Lehm und Stroh bestand, daß erst sehr allmälig Bruch- und Backsteine an dessen Stelle traten, daß die Häuser nur wenige Fenster hatten, die statt mit Glas mit Papier oder Tuch bezogen waren — noch im 15. Jahrhundert hatten selbst die Rathhäuser in vielen Städten nur Tuchfenster — und daß Rauchfänge und Heizapparate nur sehr langsam aus ihren primitiven Formen zu solchen sich entwickelten, wie sie ja heutzutage keiner Tagelöhnerwohnung fehlen. Der Reichthum der Geschlechter und ihre höhere Bildung ermöglichte und verlangte es freilich, daß die patricischen Wohnungen („Höfe“, „Gesäße“) nach Möglichkeit bequem und schön eingerichtet wurden; aber doch gelangten auch die adeligen Stadthäuser erst im späteren Mittelalter zu jenem stattlichen äußeren Ansehen und jener zierlichen und prächtigen inneren Einrichtung, auf welche der Landadel mit neidischen Augen blickte. Jahrhunderte haben daran gearbeitet, Nürnberg zu jenem Schatzkästlein mittelalterlicher Architektur zu machen, als welches wir

diese Stadt noch heute bewundern, und erst im 14. und mehr noch im 15. und 16. Jahrhundert entstanden in Augsburg, Ulm, Frankfurt, Mainz, Köln und anderen deutschen Städten jene stolzen Patricierhöfe, welche der Handelsreichthum ihrer Bewohner mit kostbarem Getäfel und zierlicher Tapezerei, mit reichem Mobiliar, farbenbunten Teppichen und kostspieligen Kunstgegenständen, mit bemalten Glasfenstern und mit „Tresuren“ ausschmückte, welche von einer Fülle silberner und goldener Geschirre funkelten. In diesen Stadthäusern begann nach den furchtbaren physischen und moralischen Heimsuchungen, von welchen Deutschland im 13. und im 14. Jahrhundert betroffen wurde, dem Interregnum, der Pest, („der große Sterbent“ oder „der schwarze Tod“), den Geißlerfahrten und Judenschlächtereien, ein verschwenderisch-üppiges Leben sich zu entfalten, welches mit dem an den Fürstenhöfen wetteiferte oder dasselbe wohl gar überbot. „Darnach, sagt die Limburger Chronik, da das Sterben, die Geißelfahrt und Judenschlacht ein Ende hatten, da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein.“

Dieses fröhliche Stadtleben war schon zur angegebenen Zeit und noch früher nicht ohne eine starke Beimischung von Ueberspannung und Ueberfeinerung. Die ritterlichen Bräuche spielten da häufig in eine Phantasterei hinüber, welche der eines Ulrich von Lichtenstein wenig nachgab. So stoßen wir in der Geschichte von Magdeburg auf ein wunderliches Turnier, welches die Geschlechter dieser Stadt i. J. 1229 veranstalteten und wobei alle theatralischen Mittel aufgeboten wurden, über welche die Zeit zu ver-

fügen hatte. Die seltsamste dieser Veranstaltungen war daß zum Turnierpreis ein schönes Mädchen bestimmt wurde, wahrscheinlich ein „lichtes Frowlein", d. i. eine fahrende Dirne. Um diesen Preis mühten sich die magdeburger, goslarer, hildesheimer, braunschweiger und quedlinburger Patricier im Speergesteche und ein alter Kaufherr aus Goslar gewann die Schöne[102]). An Zeitvertreib fehlte es den Städterinnen überhaupt viel weniger als den adeligen Damen auf dem Lande. Täglich gab es etwas zu schauen, zu hören, zu lachen, denn das ganze Volk der „Fahrenden", d. h. alle die Spielleute, Gaukler, Marktschreier suchten und fanden in den Städten ihre reichste Weide. Auch waren die Stadtjunker keineswegs weniger galant als die Landjunker, im Gegentheil! Sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, Mädchen und Frauen gegenüber ihre Höfischkeit im vollsten Glanze zu zeigen. Hatten sie ihren Schönen bei Hochzeiten und Geschlechtertänzen, bei Schlittenfahrten und Fastnachtsmummereien gedient, so zogen sie Nachts wohl noch „mit einer Lautten" vor die Kammerfenster der Angebeteten, um ihnen galante Serenaden zu bringen[103]). Dann die zahllosen kirchlichen Feste, wie viel Nahrung mußten sie der weiblichen Schau-

102) Rathmann, Geschichte der Stadt Magdeburg II, 143 fg. Hüllmann, Städtewesen, II, 184 fg.

103) Aus einer von Bernhard Rohrbach, einem Mitglied der berühmten adeligen Stubengenossenschaft zum Limburg in Frankfurt a. M., verfassten Handschrift des 15. Jahrhunderts hat Römer-Büchner so ein Ständchen mitgetheilt (Zeitschr. für die Kulturgesch. 1856, S. 62). Wir erfahren daraus, welche gemüthlichen und

lust bieten, wie viel Gelegenheit gaben sie modischen Stadtdamen, sich im besten Staate sehen und bewundern zu lassen! Hatte doch die Kirche dafür gesorgt, den ganzen Kultus sinnlich-anziehend, ja künstlerisch zu gestalten, und wußte sie doch sogar das Vergnügen der Menschen an theatralischen Darstellungen in den kirchlichen Schauspielen, in den aus der altchristlichen Liturgie herausgebildeten „Mysterien“, zu einem Kultakt zu machen [104]).

---

leiblichen Vorzüge ein Frankfurter von damals an seinem Liebchen preiswürdig fand; denn das Ständchen sagt von der angesungenen Jungfrau: —

„Sie ist gar ohne Argelist,
An Zucht und Ehren ihr nit gebrist;
Sie ist auch aller Tugend voll,
Was sie thut, das ziembt ihr wohl.
Sie ist so tugendhaft und fein
Und leucht recht als der Sonnenschein;
Sie gleicht auch wohl dem hellen Tag,
Kein Mensch ihr Lob schön preisen mag.
Sie hat ein rosenfarben Mund,
Zwei Wängelein fein zu aller Stund;
Sie hat ein schönes goldfarb Haar,
Zwei Aeugelein lauter und klar.
Ihr Zähn sind weiß als Helfenbein,
Ihre Brüstlein die sind rund und klein,
Ihre Seiten die sind dünn und lang,
Ihre Händlein schmal und dazu blank,
Ihre Füßlein schlecht und nit zu breit, —
Der Ehren Kron sie billich treit.“

104) Manchmal gestalteten sich diese kirchlichen Schauspiele, welche insbesondere zur Weihnachts- und Osterzeit aufgeführt wur-

Wenn vollends ein so munterer Herr und entschiedener Frauenverehrer, wie Kaiser Sigismund einer war, in

---

den und jetzt noch in dem „Passionsspiel" von Oberammergau in Baiern fortleben, durch ihre sehr lange Dauer auch zu einer Art Bußakt, mit welchem dann ein förmlicher Ablaß verknüpft war. So wurde in England während der Regierung Heinrichs des Vierten ein Mysterium von der Weltschöpfung und dem Weltende zu Chester agirt, welches volle acht Tage spielte und wobei den Zuschauern, welche dem frommen Spiele vom Anfang bis zum Ende anwohnen würden, ein tausendjähriger Ablaß zugesichert wurde (Collier, history of English dramat. poetry, II, 173). Noch mehr vertrug in Frankreich ein frommes Publikum im 15. und 16. Jahrhundert; denn wir erfahren von Mysterienaktionen zu Valenciennes und Bourges, welche 25, ja sogar 40 Tage währten (Didron, Annales archéologiques, XIII, 16). Bemerkenswerth ist, daß, wie in Spanien, so auch in Deutschland die Mysterien eine Haltung bewahrten, welche den religiösen Gegenständen, die sie behandelten, angemessen war, während die italischen und französischen Mysterien häufig in einem obscönen und mitunter geradezu gotteslästerlichen Ton verfielen. In Italien mußte Papst Innocenz der Dritte schon im J. 1210 die Betheiligung der Geistlichen an den ausgearteten Mysterienspielen, sowie die Aufführung derselben in den Kirchen untersagen. Auch in unsern deutschen Mysterien geht es nicht ganz ohne mittelalterliche Naivitäten und Plumpheiten ab; aber meines Wissens ist noch keines aufgefunden worden, welches auch nur entfernt so freche Situationen und Auslassungen enthielte, wie manche der französischen sie enthalten. In einem der letzteren hilft die Jungfrau Maria einer von ihrem Beichtvater schwangeren Aebtissin aus der Patsche, beraubt dann ein vorwitziges Weibsbild ihrer Hände, welche sich überzeugen wollten, ob die Mutter Gottes wirklich eine Jungfrau sei, und reicht ferner einem Bischof Milch aus ihren eigenen Brüsten. In einem andern französischen Mysterium

einer Stadt des Reiches einsprach, da ging es außerordentlich hoch und hellauf her und trieben die schönen Städterinnen mit der kaiserlichen Majestät so ausgelassene Scherze, daß selbst die muthwilligsten Damen unserer heutigen steifleinenen Gesellschaftskreise schon vor dem bloßen Gedanken daran zurückschrecken würden. In Wahrheit, die Unbefangenheit unserer Ahnmütter war groß. Als Sigismund im J. 1414 zu Straßburg Hoflager hielt, brach eines Morgens „zur Primenzeit" eine Bande munterer Damen in das kaiserliche Quartier, um den noch schlafenden Kaiser herauszuholen. Sie ließen ihm nur Zeit, einen Mantel umzuwerfen, und zogen den Barfüßigen mit sich fort. So tanzte er mit ihnen durch die

---

wird die heilige Barbara an den Beinen aufgehangen und bleibt in dieser anstößigen Stellung zum Ergötzen des Publikums eine gute Weile hängen. In einem dritten schläft Gott der Vater droben im Himmel auf seinem Thron, während drunten auf der Erde Christus am Kreuze stirbt. Ein Engel weckt den Schlafenden mit den Worten: „Père éternel, vous avez tort et devriez avoir vergogne. Votre fils bien aimé est mort et vous dormez comme un ivrogne. Gottvater: Il est mort? Engel: D'homme de bien. Gottvater: Diable m'emporte, qui en savais rien!" (Gebrüder Parfaiet, Histoire du théatre François [1745 fg.], I, 227. Beauchamps, Recherches sur les théatres de France [1735], I, 235). Man müßte die Vorführung solcher Scenen für durchaus unglaublich halten, wüßte man nicht, daß in demselben Frankreich, wo derartiges agirt wurde, die Kirche es duldete, daß bei den Narren- und Eselsfesten (s. darüber meine Geschichte der Religion III, 274 fg.) ihre Altäre und Kulthandlungen auf's schnödeste verunehrt und travestirt wurden.

Gassen, und als der singende, tanzende, lärmende Zug in die Kobergasse gekommen, kauften die Frauen dem lustigen Reichsoberhaupt ein Paar Schuhe „umb 7 Kreuzer“ und zogen ihm dieselben an. Und „maßen der König ein weiser schimpflicher (gutgelaunter, humoristischer) Herr, hat er zugelassen, wie die Weiber mit ihm gehandelt, kam zum Hohenstege, tanzte und fügte sich wieder in seine Herberg und rugte. Hernach am Freytag und Samstag da was groß Kurzweil von Hoffieren und Tantzen in Straßburg“ [105]).

Weniger harmlos ist folgende würzburger Novelle, welche uns Meister Konrad von Wirzburg, der vielseitigste, fruchtbarste und zierlichste Poet der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, erzählt hat. In der guten Stadt Würzburg lebte eine Fügerin (vuegerinne, Kupplerin), welche manche stille, aber wenig ehrenhafte Hochzeit schuf und fügte. Eines Tages, da es ihr an Brot und Beschäftigung mangelte, ging sie zur Messe, um sich nach Kundschaft umzusehen. (Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß im frommen Mittelalter auch in Deutschland die Kirchen häufig dazu dienen mußten, wozu sie in Italien, Spanien und Frankreich noch jetzt dienen, zur Einfädelung von Liebeshändeln nämlich.) Einer der Chorherren am Münster, der Domprobst Heinrich von Rothenstein, ging durch den Dom und die Fügerin machte sich alsbald an ihn, ihm ins Ohr wispernd: „Es entbietet Euch Freundschaft, Huld und Gruß eine schöne Frau, die

105) Lehmanns Speierische Chronik, S. 797.

ihre Sinne und ihr Herz Euch zugewandt hat". Dem geistlichen Herrn däuchte das mächtig gut. Er griff in seinen Geldsäckel, gab der „lieben Mutter", wie er die Kupplerin nannte, eine Handvoll Münze und bat sie, das weitere zu besorgen. Als er weggegangen, sah die Fügerin ein „schön minniglich Weib" in die Kirche treten und alsbald trat sie dasselbe an, der Schönen vertrauend, der „tugendlichste" Mann wäre von ihrer Minne todwund und nur sie könnte ihn heilen. Die Frau wurde roth, sagte aber doch mit Lachen, die Fügerin sollte ihr nach beendigter Messe mehr sagen. Sofort ging die Kupplerin und kaufte einen seidenen Gürtel, welchen sie der aus der Messe kommenden Frau als ein angebliches Geschenk des Minners anbot. Die Schöne nahm das Geschenk und erklärte ihre Bereitwilligkeit, Nachmittags in dem Häuschen der Fügerin zum Stelldichein mit ihrem Liebhaber zu erscheinen. Sie kam auch wirklich, angethan mit einem „behaglichen Kleid". Die Fügerin eilte, den Domprobst herbeizuholen, allein unglücklicher Weise war dieser durch ein dringliches Geschäft zu erscheinen verhindert. In dieser Verlegenheit begegnete die Kupplerin einem stattlichen Mann von etwa dreißig Jahren, der ihr alsbald zum Stellvertreter des Domprobstes ganz passend schien. „Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch zum Genuß eines schönen Weibes helfe?" redete sie ihn an und der Angesprochene versprach ihr guten Lohn, folgte ihr auch sogleich, das Liebesabenteuer zu bestehen. Die im Häuschen der Fügerin harrende Schöne erkannte jedoch in dem Daherkommenden mit Schrecken ihren eigenen Mann,

faſſte ſich aber ſchnell und überfiel den Eintretenden mit Scheltreden über ſeine Treuloſigkeit und mit Backenſtreichen, nach welcher Kriſis das leichtfertige Ehepaar ſich verſöhnte [106]). Wie hier ein Domprobſt, ſo ſpielen in den Sittenſchilderungen unſerer mittelalterlichen Dichter die Geiſtlichen und Mönche überhaupt eine vortretende Rolle und es konnte auch gar nicht ausbleiben, daß zu einer Zeit, wo die Städte von geiſtlichen Cölibatären ordentlich wimmelten [107]), ein großer Theil der herrſchenden Zuchtloſigkeit auf ihre Rechnung kam. Mitunter wurden die minneſüchtigen Kuttenträger freilich garſtig abgeführt. So z. B. in der Erzählung von den drei Mönchen zu Kolmar, wo zuerſt ein Predigermönch, dann ein Barfüßermönch, endlich ein Auguſtinermönch eine beichtende Frau im Beichtſtuhle zum Ehebruch verführen will, aber alle drei an der Tugend der Schönen ſchmählich ſcheitern [108]) Ein ſehr ſchönes Zeugniß von bürgerlicher Frauentreue bringt auch die Erzählung „Von den ledîgen wiben“, wo eine züchtige Kaufmannsfrau

---

106) Geſammtabenteuer, I, 193 fg. Das Gewerbe der Kuppelei ſcheint ſehr in Flor geſtanden zu haben (vgl. d. Ged. „Der Spalt in der Wand“, Liederſaal III, 539 fg.); obgleich man überwieſene Kupplerinnen („drivende meghede, de andere vrowen verschündet“) da und dort, z. B. in Braunſchweig lebendig begrub. Rechtsalterth. 694.

107) Dieſer Ausdruck erſcheint gewiß nicht übertrieben, wenn man erwägt, daß die Peſt des ſchwarzen Todes im Minoriten-Orden allein 124,434 Mönche wegraffte.

108) Liederſaal, I, 309 fg.

durch ihre bescheidene Tugend den leichtsinnigen Eheherrn aus den Schlingen habsüchtiger Buhlerinnen losmacht und zu seiner Pflicht zurückführt[109]).

Wenn ein Kenner des deutschen Stadtlebens im Mittelalter, welcher von romantischen Neigungen keineswegs ganz frei ist, sich gedrungen fühlt, zu sagen, daß man sich gegen die völlig haltlose Annahme eines züchtigen oder gar sentimentalen Mittelalters fortwährend verwahren müsse[110]), so bieten unsere mittelalterlichen Städtegeschichten zahllose Motive zu einer Verwahrung dieser Art. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts entwarf Aeneas Silvius Piccolomini, nachmals Papst Pius der Zweite eine Beschreibung von Wien, in welcher die glänzenden Farben so wenig gespart sind, daß man stark versucht ist, manches von dem, was der Italiener über die Pracht der genannten Stadt beibringt, für Uebertreibung einer südlichen Einbildungskraft zu halten. Wie die aufgesetzten Lichter mögen dann auch die Schlagschatten in diesem Gemälde zu grell sein. Aber im ganzen trägt Piccolomini's Schilderung der wiener Sitten von damals doch den Charakter der Wahrheit, und zwar mehr noch als in dem lateinischen Original in der treuherzigen Ausdrucksweise der deutschen Uebersetzung, welche Albrecht von Bonstetten um 1490 gefertigt hat. Wir treten da mitten in eine in voller Zersetzung begriffene Gesellschaft. Schier alle

---

109) Gesammtabenteuer, II, 219 fg.

110) Roth von Schreckenstein, d. Patriciat in d. d. Städten, S. 86.

Bürger, heißt es, halten Weinhäuser und Tavernen, laden gute Trinker und „lichte Frölein" (Freudenmädchen) herein und geben ihnen umsonst zu essen, damit sie desto mehr trinken mögen. Das Volk ist ganz dem Bauch ergeben und verthut am Sonntag, was es die Woche über erworben hat. Oeffentlicher Dirnen gibt es eine große Zahl, aber auch die wenigsten Ehefrauen sind mit einem Manne zufrieden. Die Edelleute machen daher häufige Besuche in Bürgerhäusern, wo dann der Hausherr Wein aufträgt und beiseite geht, um den Gast mit der Hausfrau allein zu lassen. Viele Mädchen nehmen Männer ohne Vorwissen ihrer Väter und die Witwen warten den Verlauf des Trauerjahres nicht ab, um sich wieder zu verheiraten. Reiche Kaufleute, wenn sie alt geworden, nehmen blutjunge Mädchen zur Ehe, welche dann, bald zu Witwen geworden, ihre Hausknechte heiraten, junge Kerle, mit denen sie zuvor „den Brauch des Ehbruchs oft gehept hand". Man sagt auch, daß viele Frauen ihre Männer, deren sie überdrüssig, mittels Giftes aus dem Wege räumen. Ganz offenkundig aber ist, daß Bürger, welche sich herausnehmen, in den vertrauten Umgang ihrer Frauen und Töchter mit den Edelleuten störend einzugreifen, von den letzteren ohne weiteres umgebracht werden[111]). Das ist gewiß kein schmeichelhaftes Sittenbild. Allein anderwärts ging es gerade so oder wenigstens nicht viel besser zu, wie denn im

111) Aen. Sylvii opera, p. 718 seq. Das Kloster, VI, 658 fg.

Mittelalter rücksichtlich fleischlicher Ausschreitungen eine unverhältnißmäßig laxere Ansicht gäng und gäbe war als heutzutage, wenigstens in den bürgerlichen Kreisen. Es konnte auch der deutsche Norden dem deutschen Süden durchaus nichts vorwerfen: Völlerei und zügellose Geschlechtslust grassirten in den norddeutschen Städten gerade wie in den süddeutschen. So huldigten um 1476 zu Lübeck die patricischen Damen der Mode, sehr dichtgewobene Gesichtsschleier zu tragen, und sie wußten wohl, warum. Denn unter dem Schutze solcher Schleier vermochten sie unerkannt Abends in die Weinkeller zu gehen, um an diesen Stätten der Prostitution Matrosenorgien mitzufeiern[112].

Dem Laster tritt das Verbrechen nach, wie der Ursache die Wirkung. Welche verbrecherischen Folgen die geschlechtlichen Ausschweifungen im Mittelalter hatten, lässt schon die angelegentliche Fürsorge errathen, womit die Strafjustiz Vorkehrungen dagegen zu treffen suchte. Wenn die Grausamkeit der Strafrechtspflege jemals eine Förderin der Sittlichkeit sein könnte, so hätte sie das zu jener Zeit sein müssen. Sie war es aber keineswegs, wie die fortwährende Erneuerung und Verschärfung der Strafansätze für an und von Frauen begangene Verbrechen klärlich darthut. An Jungfrauen oder Frauen verübte Nothzucht („Noth“, „Nothnumft“,) wurde mit dem Tode bestraft; in einigen Städten, wie z. B. in Augsburg, selbst dann, wann öffentliche Dirnen die Opfer solcher Brutalität waren. Die gewöhnliche Hinrichtungsweise

112) Becker, Gesch. d. Stadt Lübeck, I, 281.

des Nothzüchtigers war die Enthauptung [113]). Allein an manchen Orten, z. B. in Hessen und Schwaben, wurde der Verbrecher, falls die Geschändete eine Jungfrau gewesen, lebendig begraben, und zwar so, daß dem in die Grube Gestoßenen ein spitzer Pfahl auf die Brust gesetzt und durch das Herz getrieben ward, nachdem die Genothzüchtigte den ersten Schlag darauf gethan hatte. Um jedoch den Verbrecher der Strafe zu überliefern, durfte das Opfer nicht schamhaft mit der Anzeige zögern. Das altbaierische Recht bestimmte: „Es soll ein ehlich Frau, die genothzogt wird, wenn sie aus seinen (des Thäters) Händen und aus seiner Gewalt kommt, mit zerbrochenem Leib, flatterndem Haar und zerrissenem Gebänd zuhand hingehend laufen, das Gericht suchen und ihr Laster (d. h. ihr Unglück, ihre Schmach) weinend und schreiend klagen.“ Das melrichstadter Weisthum schrieb vor: „Wo Eine genothzucht wird, so soll sie laufen mit gesträubtem Haar, ihren Schleier an der Hand tragend, allermänniglich wer ihr begegnet um Hilfe anschreien über den Thäter; schweigt sie aber diesmal still, soll sie hinfür auch stillschweigen.“ Aehnlich andere Statute, oft mit für moderne Ohren zu derben Einzelnheiten. Die im Ehebruch Ergriffenen wurden enthauptet, manchen Ortsrechten zufolge aber auch lebendig mitsammen begraben. Auf Blutschande stand Einziehung des Vermögens, auf Bigamie die Todesstrafe. Kindermör-

113) Wer ain Junkfrawen oder ander Frawen nothzogt, dem sol man den Hals abschlahn. Salzburger Stadtr. v. 1420.

derinnen wurden enthauptet oder „gesäckt“, d. h. in einen Sack vernäht und so ins Wasser geworfen, wie denn das Ertränken überhaupt eine gangbare Hinrichtungsart für Frauen war. Mitunter wurde dieselbe noch dadurch verschärft, daß man Nattern und andere Thiere zu der Verurtheilten in den Sack that, eine Barbarei, welche da und dort bis ins 18. Jahrhundert hinein aufrecht erhalten wurde: noch im J. 1734 ward in Sachsen eine Kindsmörderin ertränkt, zu welcher man einen Hund, eine Katze und eine Schlange in den Sack gethan. Das häufig vorkommende Aussetzen von Kindern machte den mittelalterlichen Magistraten vor Einrichtung der Findelhäuser — (Nürnberg hatte schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein solches, in Mailand war aber bereits i. J. 787 eins gestiftet worden) — viel zu schaffen. In Basel muß dieses Verbrechen während des 14. Jahrhunderts häufig vorgekommen sein, denn der Rath verschritt zu der Strafandrohung, daß die Aussetzerinnen von Kindern in den Rhein geworfen werden sollten [114]). Neben ihrer Härte zeigte die Strafjustiz des Mittelalters zuweilen auch einen rohen Humor auf. So, wenn böse Weiber, welche ihre Männer geschlagen hatten, rücklings auf einen Esel gesetzt und in einer Procession, bei welcher es sicherlich an Scherzen, die nicht zu den feinsten gehörten, nicht fehlte,

114) Sachsenspiegel, II, 13; III, 47. Schwabenspiegel, 174, 201, 254, 311. Grimm, Rechtsalterth. 633, 691, 694, 697. Reyscher u. Wilda, Zeitschr. f. d. R. V, 1 fg. IX, 330 fg. Basel im 14. Jahrh. S. 33.

durch den ganzen Ort geführt wurden. In St. Goar am Rheine bestand dieser alte Brauch bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts [115]).

Von dieser Ausbeugung in das Gebiet der Strafrechtspflege kehren wir auf das ansprechendere städtischer „Fröhlichkeiten" zurück, wo wir gegen das Ende des Mittelalters hin einen Reichthum und Aufwand entfaltet sehen, der nicht selten in Pralerei und Prasserei ausschlug und auf die Sitten einen schlimmen Einfluß übte. Wohl kann und muß angenommen werden, daß selbst jetzt noch eine große Anzahl auch der reicheren Stadtfrauen ihre Befriedigung darin fand, rechte Hausfrauen vorzustellen, und daß sie ihre Zeit darauf verwandten, die Kinder zu pflegen und zu erziehen, für Küche und Keller zu sorgen und mit den Mägden zu spinnen und zu weben; allein viele Patricierinnen hatten doch schon die Stellung einer emsigen Hauswirthin mit der einer vergnügungssüchtigen Modedame vertauscht. Es mußte so kommen, wenn sogar Handwerker, welche das Glück begünstigt hatte, in den Städten auf fürstlichem Fuße lebten und ihren Töchtern Hochzeiten ausrichteten wie im J. 1493 jener augsburger Bäckermeister Veit Gundlinger. Die Braut hatte ein blaues Seidenkleid an, dessen einzelne Stücke mittels schmaler Tressen zusammengenäht waren, und darüber ein Oberkleid, dessen Saum eine breite Goldspange bildete. Eine zweite schwere Goldspange diente ihr als Gürtel und ihre Armbänder waren mit Edelsteinen besetzt. Sie trug

115) Zeitsch. f. d. Kulturgesch. 1857, S. 96.

Schuhe, welche reich mit Silber „beblecht“ waren, und der Chronist vergisst auch nicht, der aus Goldfäden gewirkten Strumpfbänder zu erwähnen. Kurz, die schöne Bäckerstochter war an ihrem Ehrentage so prächtig herausgeputzt, daß „die Leut' uff der Gassen am Anblick des köstlichen Brütleins sich nit ersättigen konnten.“ Nach geschehener Trauung speis'ten die Hochzeitgäste an sechzig Tafeln und zwar so, daß je an einem Tische zwölf Junggesellen und Ehemänner, Mädchen und Frauen zusammen saßen, woraus erhellt, daß der früher berührte „höfische“ Brauch, Herren und Damen abgesondert speisen zu lassen, wenigstens in den Städten zu dieser Zeit schon völlig beseitigt war. Die Hochzeit währte acht Tage lang, und wenn man bedenkt, daß zur Speisung seiner Gäste Meister Gundlinger 20 Ochsen, 30 Hirsche, 40 Zicklein, 46 Kälber, 95 Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse, 515 Wildvögel, 15,000 Fische und Krebse angeschafft und verbraucht hat, so wird man es erklärlich finden, daß schon am siebenten Tage des Festes von den 270 Gästen viele „wie todt hinfielen“, weil sie einer solchen Gastfreiheit allzu viel Ehre erwiesen hatten [116]). Feiner und zierlicher ging es zu jener Zeit bei den patricischen Hochzeiten in Frankfurt a. M. her. Wenn die Verlobung eines Paares im Kreise der Familie stattgehabt, schenkte der Bräutigam seiner Braut einen Ring und ein Paar goldener Armspangen, wogegen sie ihn mit einen „stattlich verneheten Fatznetlein“ begabte. Am Hochzeittag gingen

116) Kuriositäten, I, 214 fg.

die Brautleute, von ihren Verwandten und Freunden beiderlei Geschlechts in feierlichem Zuge begleitet, zum Münster, Spielleute mit Geigen und Lauten, Pfeifen, Trompeten und Pauken vorauf. Waren Bräutigam und Braut Junggesell und Jungfrau, schritten sie beim Kirchgang zwischen ledigen Ehrengespielen und Ehrengespielinnen einher. Witwer und Witwe hatten verheiratete Personen zu Ehrengeleitern und zogen „ganz still und ohne einige Musika" nach der Kirche. Nach beendigtem Festmahl, welches „nit länger als drei Stunden verzoge", fügte sich jedermann zum Tanz und „dorfften über fünf Paar nit dantzen, wegen der langen Schleif oder Schweif, so die Frauwen an den Röcken trugen, etlich Ehlen lang" — eine Mode, welche, beiläufig bemerkt, schon im 13. Jahrhundert einen Prediger zu der Aeußerung veranlaßt hatte, dieser „Pfauenschweif sei der Tanzplatz der Teufelchen und Gott würde, falls die Frauen solcher Schwänze bedurft hätten, sie wohl mit etwas der Art versehen haben" [117]). Wann es dunkel geworden, wurde der Fackeltanz gehalten und zwar so, daß ein Junggesell mit einer brennenden Fackel dem Vortänzer voranschritt und ein zweiter Fackelträgerden Reihen beschloß.

---

117) Cäsarius von Heisterbach (Dialogus, V, 7) spricht seinerseits von einer Mainzerin, welche pomphaft und pfauenbunt („pompatice et ad similitudinem pavonis variis ornamentis picta") zur Kirche ging. Auf ihrer übermäßig langen Schleppe („cauda vestimentorum, quam habebat post se longissimam") sah man, wie der gute Mönch ernsthaft hinzufügt, „eine Menge von Teufelchen tanzen".

Um Mitternacht wurde die Braut nach Hause geleitet, wo dann für das Geleite noch ein „Collatz von allerhand Schleckwerk“ aufgestellt ward, und zwar zeigte dabei das Gebäck und Zuckerwerk allerlei „Heirat-Figuren“, also nicht eben die züchtigsten. Endlich wurde die Braut zu dem harrenden Bräutigam in die Brautkammer geführt. Frauen entkleideten sie, Junggesellen zogen ihr die Schuhe aus, und nachdem eine Decke das Paar beschlagen hatte, entfernten sich die Gäste [118]).

Treten wir aus den städtischen Kreisen in die ländlichen hinüber, um auch aus dem mittelalterlichen Frauenleben der letzteren einige charakteristische Züge beizubringen, so muß zuvörderst der Unterschied zwischen den freien und unfreien Bauerschaften hervorgehoben werden. Die Erniedrigung in welcher die hörigen Bauern und demnach auch ihre Frauen und Töchter ihr Dasein verbrachten, wurde im Verlauf unserer Betrachtung schon mehrfach berührt. Hier ist also nur noch zu betonen, daß es nicht an urkundlichen Nachrichten fehlt, wie leibeigne Weiber im Mittelalter förmlich als Sklavinnen vertauscht oder verkauft worden sind [119]). Unter den Bauerschaften, welche sich die Frei-

---

118) Nach den bereits angezogenen Aufzeichnungen von Bernhard Rohrbach, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1856, S. 64 fg.

119) Als Beispiel stehe hier eine Urkunde v. J. 1333. „Ich Konrad der Truchseß von Urach, Ritter, thue kundt und verjehe (erkläre) offentlichen an diesem Briefe allen den, die diesen Brief lesen, sehen oder hören lesen, daß ich den Ersamen geistlichen Herren den Abt und dem Konvent des Klosters zu Lorch hab geben die 2 Frawen Agnes und ihr Schwester Mahilt, Degan Reinbolts

heit der Person und des Eigenthums bewahrt hatten, finden wir, besonders im südlichen Deutschland, vor und nach den großen Trübsalen des 13. Jahrhunderts ein behagliches, ja üppiges Leben im Schwange gehen. Die Romantik war auch in die bäuerlichen Kreise eingegangen, vornehmlich in den östreichischen und baierischen Gegenden. Wie absonderlich diese Verquickung bäuerischer Sitten mit höfisch-ritterlichen sich ausnahm, davon gibt die Erzählung von dem übermüthigen Bauerssohn Helmbrecht, welcher statt dem Pfluge nachzugehen ein ritterlicher Räuber ward, ein höchst belebtes Bild [120]). Nicht minder anschaulich malen uns die Lieder des bereits erwähnten Minnesängers Nithart von Reuenthal dieses süddeutsche Bauernleben, die Tänze und Gelage der „Törper“, bei welchen dann schließlich die Nachäffung ritterlichen Gebarens in die saftigsten Prügeleien umzuspringen pflegt, die Putzsucht der jungen „Törperinnen“, welche höfisch gekleidet mit Kränzen um das zierlich aufgebundene Haar, den modischen Handspiegel am Gürtel, Sonntags unter der Dorflinde erscheinen, um sich von Bauernburschen, welche Schwerter an der Seite, Sporen an den Stiefeln und Federn auf den Hüten tragen, den Hof machen zu lassen.

---

seligen Töchter und ihre Kindt, die davon kommen mögen, um 3 Pfund Heller, der ich gewährt von ihn bin, und das geb ich in diesen Brief, besiegelt mit myn Insigel, das daran hanget. Dieser Brief ward geben, da man zalt von Christi Geburt 1333 Jahr.“ So konnte man denn i. Jahre 1333 zwei Weiber sammt ihrer etwaigen Nachkommenschaft, um 1 Thaler Pr. Crt. kaufen.

120) Gesammtabenteuer, III, 281 fg.

Aber noch lieber von munteren Edelleuten mit weitem Gewissen und mit Augen, welche die Reize bäuerischer Schönheiten sehr zu würdigen wußten. Denn alle diese zeitgenössischen Schilderungen sind keineswegs idyllische Gemälde à la Geßner. Von ländlicher Unschuld und Sitteneinfalt ist da wenig zu sehen und es steht sehr stark zu vermuthen, daß der dörfliche Minnedienst die in manchen Gegenden unseres Vaterlandes altherkömmlichen und noch jetzt bestehenden „Probenächte", welche die Bauernmädchen ihren Liebhabern gestatteten, durchaus nicht mehr in dem enthaltungsvollen Sinne nahm, in welchen, sagt man, dieser Brauch in ältester Zeit genommen wurde[121]). Und, wie gesagt, die Dörferinnen griffen mit ihren Liebeswünschen gar gerne über die bäuerische Sphäre hinaus. Sie wollten Ritter haben, wenn nicht zu Männern, so doch zu Galanen. Man sehe nur die drastischen Zeichnungen, welche Nithart von seinen Abenteuern mit dörflichen Schönen entworfen hat[122]). „Was sagt Ihr mir von Bauern? Lieber ließ' ich mich vermauern, als daß ich mich mit ihnen begnügte" — entgegnet da ein Mädchen, welches die Mutter vor der Buhlerei mit Edelleuten warnt. Andern Ortes streiten sich eine Mutter und eine Tochter über dasselbe Thema. Jene meint, diese sei noch zu jung

---

121) Inbetreff dieses heikeln Gegenstandes verweise ich auf Fr. Chr. Fischer, Die Probenächte der deutschen Bauernmädchen, wortgetreu nach d. Ausg. v. 1780 Stuttg. 1853.

122) Der Wemplink. Die dürre Plahe. Die Graserin. Minnesinger, III, 180, 247, 308.

zum minnen, da sie ja kaum sechszehn Jahre zähle. Darauf die Tochter: „Eia, Ihr habt ja Eure Jungferschaft schon als Zwölfjährige verloren.“ — „Nun, so minne meinetwegen.“ — „Ja, das thät' ich gern, aber Ihr fischt mir ja die Männer vor der Nase weg. Pfui, daß Euch der Teufel hole! Ihr habt ja einen Mann, was bedürft Ihr anderer“? — „Töchterlein, schweig' still! Minne wenig oder viel, ich will nichts dazu sagen, und solltest du auch ein Kindlein wiegen müssen; aber sei du ebenfalls verschwiegen, wenn du mich der Minne nachgehen siehst“[123]). Ein sehr bezeichnendes Uebereinkommen, fürwahr! Die Frivolität in Liebessachen war augenscheinlich im Mittelalter kein Vorrecht der höheren Stände, sondern es hatten auch die bäuerlichen Kreise ihren vollgemessenen Antheil daran. Die mittelhochdeutsche Novellistik ist voll von Beispielen. Eines der ausdrucksvollsten ist die Geschichte vom „Minnedurst“. Die Tochter eines Meiers hat eine Liebschaft mit einem hübschen Bauerbursch, aber weil dieser arm ist, zwingt ihr Vater sie, einen andern zu heiraten. Der Liebhaber befindet sich jedoch unter den Hochzeitsgästen und die Braut verspricht ihm, sie wolle ihm und nicht dem aufgedrungenen Bräutigam den Genuß ihres Magdthums gewähren. Während dann der speisen- und weinvolle Bräutigam „als reht ein sluch“ neben der Braut im Bette liegt, sagt sie ihm, sie hätte eine versalzene Bratwurst gegessen und dürstete davon so übermäßig, daß sie zum Brunnen hinabgehen müßte. Sie

123) Minnes. III, 215 fg.

thut so, gewährt dem drunten ihrer harrenden Geliebten seine Wünsche und verhöhnt noch dazu während des Minnespiels ihren betrogenen Ehemann auf allerdings höchst komische Weise. Eine Anschauung von der tiefen Zerrüttung bäuerischer Ehen bietet die Geschichte von der „Beichte". Ein Bauer wohnt mit seiner Frau fernab vom Dorfe, und da sie am Palmsonntag der verschneiten Wege willen nicht zur österlichen Beichte in die Kirche gehen können, kommen sie überein, einander gegenseitig ihre Sünden zu bekennen. So beichtet denn die Frau, als im vorigen Jahre ihr junger Grundherr auf sie beide erzürnt gewesen, habe sie sich zu ihm gelegt, um ihn zu besänftigen; dann habe Heinrich, der Amtmann, zur Zeit als man das Korn schnitt, sie beredet, ihm zu Willen zu sein; ferner habe sie, als sie einmal Wasser holen ging, ihr Nachbar Kunz bei der Hand genommen und „meret mir min vröude ie, biz daz sin wil an mir ergie"; endlich, da sie eines Tages zur Mühle gegangen, sei ihr ein wohlgethaner Pfaffe in den Weg getreten und habe sie so beweglich gebeten, daß sie ihm in Gottesnamen auch zu Willen gewesen sei. Der Bauer zog die Sünderin auf seinen Schoß, gab ihr drei sanfte Püffe und verzieh ihr. Nun kam die Reihe an ihn und er beichtete der Frau, daß er ihr nie untreu gewesen, ausgenommen ein einzigesmal. Da sei ihre Magd Adelheid im Hemde auf der Herdbank gelegen und sei ihm der stolze Leib der Dirne so minniglich vorgekommen, daß er seine Lust an ihr gebüßt habe. Wüthend fährt die Frau auf, schilt den Mann, fährt ihm ins Haar und prügelt ihn mit dem Besenstiel tüchtig ab. Wie die

Bauern auch ihrerseits die Sünden ihrer Weiber straften und an den Buhlern derselben, besonders an den geistlichen, Rache nahmen, zeigt ergötzlich die bekannte Geschichte „Der geäffte Pfaffe“, welcher seine Minnediebstähle theuer zu sühnen hatte [124]).

Es ist uns von einer süddeutschen Bauernhochzeit eine Schilderung überliefert, welche aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammt und sich in jedem Zug als ein nach der Natur gezeichnetes Lebensbild ausweist [125]). Den darin vorkommenden Namen nach zu schließen, muß dieselbe in den Gegenden um den Bodensee herum stattgefunden haben, in Oberschwaben, im Allgau oder im Thurgau [126]). Wir

124) Gesammtabenteuer, III, 97 fg. II, 353 fg. III, 149 fg.

125) Liedersaal, III, 399 fg. „Von Metsen hochzit.“ Der Stoff wurde nachmals im 15. Jahrhundert durch Heinrich Wittenweiler zu einem weitläufigen Gedichte („Der Ring“) ausgesponnen, das voll derbster Komik ist.

126) Zellweger (Geschichte d. appenzell. Volkes, II, 408) vermuthet, daß im Appenzellerland oder im Rheinthal die Oertlichkeit dieser Hochzeit zu suchen sei. Aus Appenzell bringt, gelegentlich gesagt, Zellweger einige eigenthümliche Sittenzüge aus dem Mittelalter bei. Die Mädchen pflegten bei feierlichen Anlässen mit stark entblößten Brüsten zu erscheinen, wofür der Ausdruck „die Tafeln aufthun“ gebräuchlich war, hergenommen von dem kirchlichen Brauche, bei großen Festen die sonst mit „Tafeln“ verschlossenen Kirchenbilder geöffnet zur Schau zu stellen. Unter der Dorflinde von Appenzell wurde Sonntags häufig ein seltsames Spiel gespielt, das „Stirnstoßen“, welches darin bestand, daß Männer und Weiber wie Böcke mit den Stirnen gegen einander rannten (a. a. O. I, 549; IV, 353).

wollen, zum Abschluß des Kapitels, das sprechende Bild nachzeichnen. Der junge Bärschi (Bartholomäus) hat die junge Metzi (Mechtild) lieb und sie ihn; aber sie will von ihm geehlicht sein, bevor sie sich minnen lässt. Bärschi entschließt sich also zur Heirat und die Verlobung geht in Gegenwart der beiderseitigen Verwandten feierlich vor sich oder vielmehr ganz geschäftsmäßig. Die Braut erhält als Mitgift drei Bienenstöcke, ein Pferd, eine Kuh, ein Kalb und einen Bock. Dagegen schenkt ihr der Bräutigam eine Juchart Flachsland, zwei Schafe, einen Hahn mit vierzehn Hennen und ein Pfund Pfennige. Es wird dann beschlossen, daß die Hochzeit noch an demselben Abend stattfinden soll und zwar ohne „schuoler und pfaffen“, d. h. ohne alle Mitwirkung der Kirche. Sofort werden alle Nachbarn mit ihren Frauen und Töchtern in das geräumige Haus Bärschi's geladen und lassen sich das herumgereichte Weißbrot wohl schmecken. Für je vier Gäste wird dann ein Kübel voll Hirsebrei aufgetragen und zugleich beginnt ein unmäßiges Trinken („sy suffent und trunkent, daz in die zung hunkent“). Auch der anwesende Spielmann muß über Durst trinken und pfeift dann zwischenhinein einen Schall. Jetzt werden Rüben mit Speck aufgestellt und die Gäste langen so eifrig zu, daß ihnen Hände und Bärte vom Fette glänzen. Hierauf kommen Bratwürste und das „Brautmuß“ auf die Tische und erfahren wir bei dieser Gelegenheit, daß es damals auch auf bäuerischen Tischen bereits Löffel gab. Denn nachdem die Gäste die Bratwürste verschlungen haben, brocken sie die „allergrößten Mocken“ in das Brautmuß

und essen es mit Löffeln aus. Als die Schmauserei zu Ende, zeigen sich die Wirkungen des in Fülle genossenen Weines ländlich-schändlich. Die Gäste kennen einander nicht mehr, wissen nicht, ob es Tag oder Nacht, stoßen einander hin und her oder fallen besinnungslos hin. Die Braut wird nun dem Bräutigam zugeführt, wobei sie, wie es bäuerischer Brauch verlangte, ungebärdig thut, weint und laut: O weh, o weh! schreit. An der Schwelle der Brautkammer müssen wir freilich hinter unserem mit mittelalterlicher Unbefangenheit eintretenden Führer zurückbleiben. Nur soviel, es geht da drinnen in demselben Stile zu wie vorhin bei dem Hochzeitschmaus („das spil was hert und ruch“ u. s. f.). Am andern Morgen bringt man dem jungen Ehepaar das Frühstück an das Bett und beglückwünscht es. Als Morgengabe schenkt der Bärschi seiner Metzi ein schönes großes Mutterschwein. Dann wird das Paar unter Trommelschlag und Pfeifenschall, im Geleite der „Törpel“ (Dörfler), zur Kirche geführt und wird so der „Brutloff“ (Brautlauf) in aller Form gehalten. In der Kirche findet die Trauung statt, also nach Vollziehung der Ehe, und hierauf geht der Zug zum Hause des Hochzeiters zurück, wo abermals geschmaus't und gezecht wird, bis die „besten zwei Mannen“ unter den Anwesenden sich zu beiden Seiten der Braut setzen, um in ihrem Namen die Hochzeitsgeschenke zu empfangen: einen Krug, einen Melkkübel, einen Sträl (Kamm), einen Gürtel, einen Spiegel, Leinwand, auch dreißig Pfennige an barem Gelde. Der Vater der Braut bedankt sich im Namen seiner Tochter

für die empfangenen Gaben und dann wird unter die Dorflinde zum Tanze gezogen, welcher zuletzt, damit ja der Bauernhochzeit keines ihrer „organischen“ Elemente abgehe, mit einer allgemeinen Prügelei endigt.

Sechstes Kapitel.

Bäder. Frauenhäuser. Nonnenklöster. Entartung der Tracht.

Die Badstuben und das Treiben darin. — Heilquellen. — Baden im Aargau. — Poggio's Beschreibung des Badlebens daselbst. — Die Frauenhäuser und die Frauenhäuserinnen. — „Reuerinnen." — Episode von der Agnes Bernauer. — Die Frauenklöster. — Bildung und Beschäftigungen der Nonnen. — Die „Jeserl." — Klösterliche Aergernisse. — Die Ausschreitungen der Frauenmoden: die „schandbare" Tracht, die Schellengürtel und Schnabelschuhe.

Der Gebrauch von Bädern war im Mittelalter unter allen Volksklassen ein viel häufigerer als heutzutage. Mochte dieses viele Baden zum Theil darin seinen Grund haben, daß damals der Gebrauch von Leibwäsche und deren regelmäßiger Wechsel weit weniger allgemein waren als jetzt, immerhin galt es für eine heilsame diätetische Uebung und zugleich für eine Ergötzlichkeit, welche ein Poet jener Zeit den sieben größten Freuden zuzählte [127]). Auf dem

127) Im Liederbuch der Klara Hätzlerin (hrsg. von Haltaus, S. 273) heißt es: —

„Hatt ain man vf der just
Gedienet schönen frawen,

Lande hatte jedes einigermaßen ordentlich eingerichtete Haus seine eigene Badstube, während in den Städten die öffentlichen Badstuben sehr zahlreich waren[128]) Es ist auch nicht das Bad allein gewesen, welches die Leute dahinzog. Die Männer ließen sich da Haar und Bart stutzen, die Frauen frisiren. Die Bader, d. h. die Badstubenhalter, ließen von Stunde zu Stunde in den Straßen ausrufen, daß im Badhaus alles gerüstet sei. Dann eilten die Leute barfuß und gürtellos herbei, entkleideten sich in einem Vorgemach und betraten, nur mit einem Schurz um die Lenden oder auch wohl ganz nackt, den heißen Badraum, streckten sich dort auf die an den Wänden hinlaufenden Bänke und ließen sich von Badknechten oder Badmädchen den ganzen Körper mit lauem Wasser be-

---

Ist er im Turney wol erplawen,
Hatt er gewallet oder geraisst,
So gert er doch allermaist
Vor allen fräden baden.
Kain fräd mag ir geleichen.
Wann der ofen recht erhitzt,
Vnd wol waidenlich erschwitzt,
Vnd gäb der Küng im zehen Mark
Sein Krey wär dannocht nit so starck,
So er sich uff die panck streckt
Vnd sich streichet vnd leckt.
Baden ist ain sauber spil,
Das ich ymer preisen wil."

128) Ein Beispiel, das mir gerade zur Hand, bietet Basel, welches im 13. Jahrhundert nicht weniger als 15 Badstuben zählte. Vgl. Fechter, a. a. O. 82.

gießen, dann abreiben und kneten („zwagen"). Hierauf bot der „Scheerer" seine Dienste als Barbier und Haarkräusler an [129]). Die Badstuben waren auch Plauderstuben und häufig noch schlimmeres, nämlich Stätten, wo gespielt und geschmaus't ward und Liebesränke eingefädelt wurden. Daher die Kostspieligkeit eines zweimaligen Badens in der Woche, worüber ein Minnesänger zu klagen sich veranlasst sah [130]). An den meisten Orten badeten Männer und Frauen in einem gemeinsamen Raume und es hat diese naive Sitte an manchen Heilbrunnenorten bis in unsere Tage herein fortgewährt [131]).

Eben an den Stätten der Gesundbrunnen entwickelte sich das Badleben unserer Altvorderen zur vollsten Ausgelassenheit. Das Wildbad im Schwarzwald, Pfäfers im St. Galler Oberland und die beiden Baden, das im Breisgau und das im Aargau, gehörten zu den berühmtesten Heilquellen. Andere, nachmals berühmt gewordene, sind erst später in Aufnahme gekommen. So z. B. Pyrmont seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Baden im Aargau hatte schon zur Römerzeit einen großen Ruf:

---

129) Haupts Zeitschr. f. d. d. Alterth. IV, 85 fg.

130) Der Tanhuser (Minnes. II, 96): —

„Diu schoenen wip, der guote win, diu mursel an dem morgen
Unt zwirent in der wochen baden, daz scheidet mich von guote."

131) Sie besteht sogar noch jetzt, z. B. im Gyrenbad bei Winterthur und zu Leuk im Wallis in der Schweiz. An beiden Orten sah ich die Badenden beiderlei Geschlechtes in den großen Wasserbassins zusammen sitzen und auf schwimmenden Tischchen Karten, Schach oder Domino spielen.

Tacitus spricht davon als von einem seines heilkräftigen Wassers wegen vielbesuchten Belustigungsort („locus amoeno salubrium aquarum usu frequens“). Im Mittelalter strömten in den zahlreichen Herbergen dieses in einem tiefen, von der Limmat durchrauschten Thalkessel gelegenen Badortes aus der Nähe und Ferne Laien und Priester, Ritter und Damen, Kaufleute und Domherren, Prälaten und Aebtissinnen zusammen, um ihrer Gesundheit, aber mehr noch des Vergnügens zu pflegen. Baden, heutzutage meist nur noch von Schweizern besucht, war damals ein Luxusbad von europäischer Bedeutung, und da seinen Schwefelthermen eine ganz besondere Wirkung gegen Unvermögen und Unfruchtbarkeit zugeschrieben wurde, so ist es sehr ergötzlich, zu sehen, mit welchem Eifer sich Mönche und Nonnen in dieses Bad drängten. So veräußerte i. J. 1415 die Aebtissin zum Fraumünster in Zürich einen Meierhof, um mit dem erlös'ten Geld eine Badenfahrt machen zu können. Der eine oder andere von den Chorherren zum Großmünster derselben Stadt wird dann in Baden wohl mit der geistlichen Würdenträgerin zusammengetroffen sein, denn diese Herren trieben sich häufig dort herum. Die Klosterfrauen von Töß erkauften mit schwerem Gelde eine päpstliche Indulgens, nach Baden fahren und daselbst unter dem Skapulier weltliche Kleider tragen zu dürfen. Der Abt von Kappel Ulrich Trinkler — nomen et omen! — büßte seine kostspieligen Schwelgereien in Baden mit Vertreibung aus seinem Kloster [132]).

132) D. Heß in der „Badenfahrt.“

Die Schilderung, welche der Florentiner Poggio als Augenzeuge von dem mittelalterlichen Badleben zu Baden entworfen hat, ist zwar bekannt, allein sittengeschichtlich zu wichtig, um hier übergangen zu werden. Poggio hatte den Papst Johann den Dreiundzwanzigsten zur Kirchenversammlung nach Konstanz begleitet und war dann nach Baden gegangen, um Linderung seines Chiragra zu suchen. Von hier aus schrieb er im Sommer 1417 an seinen Landsmann Niccoli einen Brief, welchem das Nachstehende auszüglich entnommen ist. Die zahlreichen Badgäste wohnten in den trefflich eingerichteten Bad- und Gasthäusern, deren dreißig vorhanden waren. Für das gemeine Volk gab es unter freiem Himmel zwei große Bassins — (das Verenabad und das Freibad) — wo Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen gemeinsam badeten. Zwar trennte eine Scheidewand die beiden Geschlechter, doch stiegen die Frauen angesichts der Männer nackt ins Bad. Die Badräume in den Gasthäusern waren zierlicher, jedoch ebenfalls beiden Geschlechtern gemeinsam. Bretterwände gingen zwar zwischen durch, allein dieselben hatten so viele Oeffnungen, daß man von beiden Seiten sich sehen und auch, was häufig vorkam, berühren konnte. Die Männer trugen im Wasser Schürzen, die Frauen Badhemden[133]. Man saß stundenlang im

---

133) Poggio widerspricht sich hier, indem er in einer früheren Stelle seines Briefes ausdrücklich angibt, daß auch in den für die feinere Gesellschaft bestimmten Bädern beide Geschlechter nackt mitsammen gebadet hätten. W. Stricker (Zeitschr. f. d. Kulturgesch.

Bade und speis'te darin auf schwimmenden Tischen. Täglich besuchte man drei bis vier Bäder und verbrachte den übrigen Theil des Tages mit Singen, Trinken und Tanzen. Selbst im Wasser spielten einige dieses oder jenes Instrument und sangen dazu. Ueber den Bädern waren Galerieen angebracht, auf welchen sich die Herren einfanden, um mit den badenden Damen zu plaudern. Diese hatten den Brauch, die ihnen von oben herab zusehenden Männer scherzweise um Geschenke anzugehen. Man warf ihnen daher Blumensträuße und kleine Münzen hinab und die Schönen spreiteten, die Gaben aufzufangen, wetteifernd ihre Hemden aus. Hart am Fluß ist eine große von vielen Bäumen beschattete Wiese gelegen — (die sogenannte „Matte"). Da kommen die Badgäste, wenn sie vom Mittagessen aufgestanden, zu allerlei Kurzweil zusammen. Die meisten belustigten sich mit dem Ballspiel, einige singen, andere lassen sich durch Pfeifen und Pauken zum Tanze laden. Die Menge der Vornehmeren und Geringeren, die nach Baden fahren, ist fast unzählbar. Man sieht da auch eine nicht geringe Anzahl sehr hübscher Frauenzimmer, ohne daß dieselben von Ehemännern oder

---

1857, S. 329) bezeichnet das wohl mit Recht als eine Uebertreibung und es ist anzunehmen, daß wenigstens die Frauen der besseren Gesellschaft in einem weniger evaitischen Badanzug erschienen seien, als womit in den Freibädern die Bäuerinnen sich zeigten. Indessen müssen wir uns doch erinnern, daß, wie wir sahen, sogar in des züchtigen Wolfram großem Gedicht der badende Parzival von feinen Damen bedient wird, d. h. daß die Ansichten des Mittelalters über Schicklichkeit sehr freie waren.

Brüdern begleitet wären. Alle, soviel ihre Mittel es gestatten, tragen mit Silber, Gold und Edelsteinen besetzte Kleider, als wären sie nicht zur Kur, sondern zu einem Feste gekommen. Auch Nonnen, Aebte, Priester und Mönche leben hier freisam und fröhlich. Die Geistlichen baden sich wohl gar zugleich mit den Weibern, setzen Blumenkränze auf und vergessen des Zwanges ihrer Gelübde[134].

Unter den Frauenzimmern, welchen Poggio in Baden begegnete, sind ohne Zweifel viele solche gewesen, welche das Mittelalter unter den Benennungen der „leichten" oder „gelustigen Fräulein", „offenen" oder „gemeinen" oder „fahrenden Frauen", d. i. der Freudenmädchen zusammenfasste. Wenn wir die Offenheit und Unbefangenheit im Auge halten, womit in der „guten, alten, frommen Zeit" in Sachen der Prostitution gehandelt wurde, so gelangen wir folgerichtig zu dem Schlusse, daß der physische Liebesgenuß den Menschen von damals überhaupt weniger anstößig erschienen sein müsse als uns Modernen. Zugleich ist aber diese Offenheit und Unbefangenheit — in unseren Augen gleichbedeutend mit Rohheit — der schlagendste Beweis, daß der dichterische Idealismus und die ritterlichen Ueberschwänglichkeiten des romantischen

134) Poggius, opera (Baseler Ausg.), pag. 207. Sicherlich war der Florentiner berechtigt, seiner Schilderung des badener Badlebens das absichtliche oder unabsichtliche Witzwort beizumischen, daß kein Bad auf der Welt der fraulichen Fruchtbarkeit so zuträglich wäre wie dieses („nulla in orbe terrarum balnea ad foecunditatem mulierum magis sunt accommodata").

Frauendienstes zur Veredelung des Verhaltens der beiden Geschlechter unter einander thatsächlich doch blutwenig beigetragen habe und daß wir daher früheren Ortes mit gutem Grund den Unterschied betonten, welcher zwischen der romantischen Minnetheorie und Minnepraxis statthatte, in Deutschland wie allenthalben.

Die Ausüberinnen der gewerbsmäßigen Unzucht zerfielen im Mittelalter in zwei, freilich nicht streng geschiedene Klassen, in fahrende und in seßhafte Dirnen. Die ersteren zogen den Jahrmärkten, Kaiserkrönungen, Reichstagen, Turnieren, Kirchenfesten, Koncilien und anderen Versammlungen der mittelalterlichen Gesellschaft nach und zwar oft so massenhaft, daß z. B. die Angaben über die Zahl der Lustdirnen, welche sich während des Koncils von Konstanz daselbst aufhielten, zwischen 700 und 1500 schwanken. Eine dieser Dirnen soll während der Kirchenversammlung 800 Goldgulden an Sündensold eingenommen haben, eine für jene Zeit außerordentlich bedeutende Summe. Den Kriegsheeren folgte ebenfalls eine große Anzahl fahrender Frauen, und weil sie sammt dem übrigen Lagertroß unter dem Befehl des Generalprofoß's standen, so führte dieser noch in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges den amtlichen Titel „Hurenweibel“. Die seßhaften Dirnen, die „Frauenhäuserinnen“, hausten in den „Frauenhäusern“, deren größere Städte mehrere hatten, während selbst kleinere und kleinste gewöhnlich wenigstens eine solche Anstalt aufweisen konnten. Die Frauenhäuser oder „Töchterhäuser“ oder „offene Häuser“ oder — lucus a non lucendo — „Jungfernhöfe“ lei-

teten ihre Benennung von den abgesonderten Räumen her, worin im früheren Mittelalter die Frauen den häuslichen Arbeiten obgelegen hatten. So drückte also das Wort Frauenhaus ursprünglich einen ganz ehrbaren Begriff aus, gerade wie das entsprechende Wort „Bordell", welches vom angelsächsischen Borda (ein kleines Haus) gebildet ist. Eine Bordmaget hieß im altfriesischen Gesetze nicht etwa eine öffentliche Dirne, sondern eine simple Hausmagd. Die Frauenhäuser, zu „besserer Bewahrung der jungfräulichen und fraulichen Ehre", nämlich der Bürgerinnen, geduldet und unterhalten, waren Eigenthum der Städte und wurden an „Frauenwirthe" (Ruffiane, Riffiane) gegen einen bestimmten Wochenzins verpachtet. Nicht selten war auch der Ertrag dieser Institute ein landesherrliches Regal oder ein Lehen geistlicher und weltlicher Dynasten. Das Frauenhauswesen war so zu sagen mit deutscher Gründlichkeit geordnet. Allgemeine Geltung scheinen die zwei Grundsätze gehabt zu haben, daß eine städtische Frauenhausbande nicht aus der Stadt selbst, sondern aus der Fremde sich rekrutiren müßte und daß nur ledige, keine verheirateten Weibspersonen in die Frauenhäuser aufgenommen werden sollten. Ehemännern, Geistlichen und Juden sollte der Zutritt von dem Wirth verweigert werden, allein nur in Betreff der Juden wurde diese Vorschrift mit einiger Strenge durchgeführt. Wissen wir doch, daß vornehmen Gästen erwiesene städtische Gastfreiheit auch das Freihalten derselben in den Frauenhäusern in sich begriff. So wurde Kaiser Sigismund mit seinem Gefolge i. J. 1413 im

Frauenhaus zu Bern und i. J. 1434 im Frauenhaus zu Ulm freigehalten. Das Verhältniß des Frauenwirthes zur Stadt und das der feilen Frauen zum Wirth war des genauesten geregelt und die Bestimmungen über Kostgebung, Vertheilung des Gewinnstes u. s. f. gingen bis in einzelnste. An den Vorabenden und Vormittagen von Sonn- und Festtagen waren die Jungfernhöfe geschlossen. Die Behandlung der Frauenhäuserinnen von Seiten der Magistrate war in den verschiedenen Städten verschieden. In einigen waren sie hart gehalten, dem Henker zur Aufsicht übergeben und wurden auf dem Schindanger begraben; in anderen genossen sie gewisser Vorrechte, durften bei städtischen Fröhlichkeiten mit Blumensträußen geschmückt erscheinen und in Leipzig sogar alljährlich beim Beginne der Fastenzeit eine solenne Procession durch und um die Stadt halten. Sie erfreuten sich auch der Vortheile des Zunftzwangs, und wie die Handwerker jeden unzünftigen Konkurrenten als „Bönhasen" verfolgten, so bekriegten die Insassinnen der privilegirten Frauenhäuser die Priesterinnen der Winkelprostitution als nichtzünftige und also unberechtigte Bönhäsinnen. Im Jahre 1462 reichten die Bewohnerinnen des nürnberger Frauenhauses bei dem Rath eine Vorstellung ein, „daß auch andere Wirthe Frauen halten, die Nachts auf die Gassen gehen und Ehemänner und andere Männer beherbergen und solches (d. i. ihr Gewerbe) inmaßen und viel gröber denn sie es halten in dem gemeinen (d. i. privilegirten) Tochterhaus, daß solches zum Erbarmen sei, daß solches in dieser löblichen Stadt also gehalten

werde". Der Bescheid des Rathes ist nicht bekannt, lässt sich aber errathen, wenn man erfährt, daß bei einer späteren ähnlichen Veranlassung, i. J. 1508, der Magistrat den Frauenhäuserinnen erlaubte, ein unprivilegirtes Prostitutionshaus förmlich zu stürmen. Da und dort ging die Toleranz gegen die gelüstigen Fräulein so weit, daß man ihnen „um ihrer Aufopferung für das gemeine Beste willen" das Stadtbürgerrecht schenkte. Anderwärts bestanden Stiftungen, aus welchen an leichte Fräulein, denen es gelungen war, zu einer ehrlichen Heirat zu kommen, eine Mitgift verabreicht wurde.

Daß feile Frauen sich durch möglichst glänzenden Putz auszeichnen, liegt noch heute in der Natur ihrer Stellung. Das Mittelalter hielt aber darauf, daß die Aushängeschilde weiblicher Feilheit recht kenntlich wären, und schrieb daher den Lustdirnen besondere Abzeichen vor, ein auffallendes Kleidungsstück oder auch eine uniforme Farbe der Röcke oder Mäntel. Grün scheint die am häufigsten vorgeschriebene Farbe gewesen zu sein. In Augsburg mußten die gelüstigen Fräulein einen zwei Finger breiten grünen Streifen am Schleier tragen, in Leipzig kurze gelbe Mäntel, die mit blauen Schnüren benäht waren, in Bern und Zürich rothe Mützen. Zuweilen brauchte eine Stadtobrigkeit auch den Kunstgriff, ausschweifende oder luxuriöse Kleidermoden, welche sie ehrbaren Frauen untersagte, den Buhldirnen zu erlauben und solche Moden dadurch anstößig und verächtlich zu machen, was freilich keineswegs immer gelang. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin hatte die Prostitution

in deutschen Landen eine erschreckende Ausdehnung angenommen und das Hinzutreten der Lustseuche steigerte das Unwesen zu einer öffentlichen Kalamität, welche entsetzliche Verheerungen anrichtete. Es mußte auf Abhilfe Bedacht genommen werden, und da sich mit dem zur Reformationszeit eingetretenen Kulturaufschwung auch das sittliche Gefühl wiederum für eine Weile mehr belebte, so wurden vom 16. Jahrhundert an in den meisten Städten die Frauenhäuser geschlossen, um — später unter anderem Anstrich abermals geöffnet zu werden. Uebrigens hatte schon der Katholicismus ernstgemeinte Versuche gemacht, die Prostitution zu beschränken und den leichten Fräulein einen Ausweg aus dem Lasterleben zu eröffnen. Zu diesem Zwecke waren in Nürnberg, Regensburg und an vielen andern Orten klösterliche Zufluchtsstätten für solche Frauenspersonen gestiftet worden, welche aus Lustdirnen zu „Reuerinnen" werden wollten. So hieß man diese Büßerinnen, welche oft, aber grundloser Weise mit den Beguinen (Begeinen, Beginen) verwechselt worden sind. Was die frommen Stiftungen zu Gunsten der Reuerinnen bezweckten, sagt klar der Steuerbefreiungsbrief, welchen Herzog Albrecht dem 1384 in der Singerstraße zu Wien durch mehrere fromme Rathsglieder gegründeten Kloster verlieh. Es heißt darin, daß dieses Haus und Stift bestimmt sei für „die armen freien Frauen, die sich aus den offenen Frauenhäusern oder sonst vom sündigen Unleben zur Buße und zu Gott wenden"[135]. Es hat sich dem=

135) Stumpf, des gr. gem. Konciliums zu Konstanz Beschreibung (1541), wieder abgedr. in Scheible's Kloster VI, 333 fg.

nach jede werkthätige Milde und Barmherzigkeit, welche neben den vielen Schattenseiten des Mittelalters eine seiner hellsten Lichtseiten bildet, auch den Opfern der Prostitution gegenüber rettend erwiesen. Freilich wurde das Erbarmen, welches reuige Sünderinnen fanden, nicht selten der weiblichen Tugend versagt. Ich erinnere nur an den grausamen Mord, welchen i. J. 1436 der Herzog Ernst von Baiern-München an der vielbesungenen Agnes Bernauer verüben ließ. Dieses engelhaft schöne Mädchen war die Tochter eines Baders zu Augsburg, wo Ernsts Sohn Albrecht sie kennen und lieben gelernt hatte. Der Prinz ehrte die Geliebte und noch mehr sich selbst, indem er die züchtige Jungfrau nicht zu seiner Kebse erniedrigte, sondern in aller Form zu seiner Ehefrau erhob. Aber der Kastenstolz des herzoglichen Vaters anerkannte die Ehe nicht. Agnes wurde in Abwesenheit ihres Gatten auf des Herzogs Befehl in der Burg zu Straubing gewaltsam ergriffen, auf die Donaubrücke geschleppt und in

---

Münster, Kosmographey, S. 800. Lehmann, Speiersche Chronik, S. 724. Fronsperger, Kriegsbuch, I, 87; III, 65 fg. Siebenkees, Materialien zur Geschichte Nürnbergs, IV, 578 fg. 581, 586, 591, 599. Vulpius, die Vorzeit I, 151, 258. Kuriositäten, II, 575; IX, 397 fg. 407. Fischer, Geschichte d. d. Handels, I, 6 fg. Paul v. Stetten, Kunstgesch. d. St. Augsburg, II, 85. Meister, Gesch. d. St. Zürich, S. 102, 107, 151. Tillier, Gesch. d. Freist. Bern, II, 565. Jäger, Schwäb. Städtewesen im Mittelalter, I, 544 fg. Kirchner, Gesch. d. St. Frankfurt, I, 232 fg. Hormayr, Gesch. Wiens, IX, 33. Malblanc, Gesch. der peinl. Halsgerichtsordn. Karls V. S. 50. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 737.

den Strom hinabgestürzt. Die Flut wollte die schöne Unglückliche rettend ans Ufer tragen, da fasste sie einer der Schergen mit einer Hakenstange bei ihrem langen goldfarbenen Haar und stieß sie in die Tiefe....

Wir haben soeben die Frauenklöster als der Zufluchtsstätten für bereuende Magdalenen erwähnt: sie waren aber überhaupt Asyle für Mädchen, denen die Erreichung hausmütterlicher Bestimmung durch die Umstände versagt wurde. Wie im früheren Mittelalter, bewog auch jetzt noch religiöse Inbrunst manche Tochter vornehmer und geringer Familien, frühzeitig den Schleier zu nehmen; aber viele Mädchen traten auch erst dann ins Kloster, wann ihnen ihr Spiegel die bedenklichen Altjungfernzüge um Mundwinkel und Augen verrathen hatte. Die meisten vielleicht wurden Nonnen in Folge elterlicher Berechnung, denn die Klöster waren rechte Versorgungsanstalten für die mitgiftslosen Töchter des ärmeren Adels. Sie waren zugleich, wie früher bemerkt worden, weibliche Erziehungsanstalten, wenigstens viele. Die Novizen und die Klosterschülerinnen standen unter einer „Schulmeisterin", von welcher sie im Singen, Lesen und Schreiben und in den gottesdienstlichen Uebungen unterrichtet wurden. Das Bücherabschreiben machte eine Hauptbeschäftigung wie der männlichen so auch der weiblichen Klostergemeinden aus. Daneben lagen die Nonnen Handarbeiten ob, dem Nähen, Weben, Bortenwirken [136]).

136) „Da waren vrouwen inne, die dienten Got mit sinne:
Die alten und die jungen lasen und sungen

Unter solchen Beschäftigungen, andächtigen Uebungen und harmlosen Zerstreuungen mag vielen sanftgearteten und anspruchslosen Nonnen in klösterlicher Stille und bei der nicht zu verachtenden Klosterkost das Leben sorglos und behaglich hingegangen sein. Aber es gab in den Frauenklöstern hinwieder andere Naturen, die, auch abgesehen von den giftigen Zwisten, welche die frommen Schwestern so häufig unter einander ausfochten, das Kloster nicht für eine Heimat, sondern für eine Hölle ansahen, weil sie entweder überhaupt nur gezwungener Weise den Schleier genommen oder weil sie erst nach der Einkleidung die leidige Erfahrung gemacht, daß ihnen unter dem Skapulier ein Herz schlug, dessen Glut an dem Spiel mit der Nonnen- oder Jesus-Puppe („Jeserl") kein Genüge fand [137]. Solche arme Nönnlein mochten in der Ein-

---

Ze ieslicher ir tage zit, si dienten Gote ze wider strît,
So si aller beste kunden, und muosen under stunden,
So si niht solden singen, naen oder borten dringen
Oder würken an der ram; ieglichiu wold' des haben scham,
Diu da muezik waere beliben; si entwurfen oder schriben.
Ez lert' diu schuole meisterin
Die jungen singen und lesen, wie si mit zühten solden wesen,
Beide, sprechen unde gên, ze kore nîgen unde stên".

Gesammtabenteuer, II, 23 fg.

137) Diese Puppen sollten den Seelenbräutigam der Nonnen vorstellen. Sie spielten damit wie die kleinen Mädchen mit ihren Tokken, putzten sie phantastisch heraus, hielten Zwiesprache mit ihnen und nahmen sie mit zu Bette. Vgl. Beichten, wie sie gebeichtet worden und vielleicht noch oft gebeichtet werden (1789), S. 40. Eine ältere und bessere Autorität ist Luther, welcher, einen Freund

samkeit ihrer Zellen manchesmal jenen Nonnenseufzer vor sich hinsummen, welcher im 14. Jahrh. in Form eines Liedchens sicherlich zuerst aus einer Nonnenbrust aufgestiegen ist [138]. Wäre es erwiesen, daß, wie jedoch ohne Grund

---

vor einer unpassenden Heirat warnend, demselben schrieb: „Es wird dir gehen wie den Nonnen, zu den man geschnitzte Jesus legte. Sie sahen sich aber nach andern umb, die da lebeten und jnen besser gefielen". Tischreden Dr. M. L. Frankf. 1576, Fol. 307.

138) „Got geb im ein verdorben jar,
Der mich macht zu einer nunnen
Und mir den schwarzen mantel gab,
Den weißen rock darunten!

Soll ich ein nunn gewerden
Dann wider meinen willen,
So will ich auch einem knaben jung
Seinen kummer stillen."

Die Limburger Chronik (Wetzlar. Ausg. 1720, S. 37) bemerkt dazu: „In derselben Zeit (d. i. 1359) sung und pfiffe man diß Lied". In einem andern, kaum weniger alten Volkslied (Uhland, Alte hoch- und niederd. Volksl. I, 855) singt ein Nönnlein:

„Und wenn es komt um mitternacht
Das glöcklein das schlecht (schlägt) an,
So hab' ich armes mägdlein
Noch keinen schlaf gethan.
Gott geb dem kläffer unglück vil,
Der mich armes mägdlein
Ins Kloster haben wil!

Und wenn ich vor die alten kom,
So sehn sie mich sauer an,
So denk ich armes mägdlein:

vermuthet wurde, jene Klara Hätzlerin, welche um 1470 zu Augsburg eine Abschrift von mehr als zweihundert geistlichen und weltlichen Gedichten gefertigt hat, wirklich eine Nonne gewesen, so müßten wir annehmen, daß die Phantasie der Klosterschwestern damaliger Zeit häufig mit Bildern sich beschäftigt hätte, welche sehr wenig zu dem Gelübde der Keuschheit stimmten. Denn die Feder der Hätzlerin hat keinen Anstand genommen, auch höchst anstößig-erotische Sachen, ja geradezu Unflätiges in ihre Sammlung mitaufzunehmen. Im übrigen haben wir vollwichtige historische Zeugnisse, besonders aus dem 15. Jahrhundert, daß viele Nonnen bei unerlaubten Phantasiebildern nicht stehen geblieben sind. In Wahrheit, es ging in manchen Nonnenklöstern sehr unheilig, ja ärgernissvoll her, wie das nicht anders zu erwarten ist von einer Zeit, wo die Rathsprotokolle der deutschen Städte von Klagen über und Maßregeln gegen die freche Sitten- und Schamlosigkeit der Geistlichkeit und der Klostergeistlichkeit insbesondere voll waren. Es ist hier nicht der Ort, dieses unerquickliche Thema weiter auszuführen, und begnügen wir uns daher zur Erhärtung des Gesagten mit Anziehung etlicher Beispiele.

Schon aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts können aus der Geschichte der deutschen Nonnerei Aben-

---

Hett ich einen jungen man
Und der mein steter bule sei,
So wär ich armes mägdlein
Des fasten und betens frei."

teuer angezogen werden, welche in Boccaccio's Dekameron oder in Louvets Chevalier Faublas sehr an ihrem Platze wären. So das des Gauklers Heinrich Fiker, welcher sich als Mädchen verkleidet in ein Frauenkloster aufnehmen ließ und unter der heiligen Schwesterschaft viel Unheil und Schaden anrichtete[139]. Später geschah noch Aergeres und Aergerlicheres. Das Kloster Gnadenzell an den Quellen der Lauter auf der schwäbischen Alp wäre besser nach dem nahegelegenen Offenhausen benannt worden, denn es war in der That ein „offenes Haus" im mittelalterlichen Sinne. Die benachbarten Edelleute feierten hier Gelage, Tänze und Orgien, deren Folgen die armen Klosterschwestern zu tragen hatten. Einer der Wohlthäter und zugleich Mitverderber dieser Schwesternschaft, der Graf Hanns von Lupfen, sah sich veranlasst, i. J. 1428 einen Brief an die Priorin zu richten, worin er diese Würdenträgerin ausschalt, daß sie „ettlich arme Junkfrawen" nicht bei Zeiten aus dem Kloster entfernt und durch diese Unterlassung den Nachbarn Grund gegeben habe, zu sagen, „die Klosterwände würden von Kindern beschrieen". Graf Eberhard im Bart, nachmals der erste Herzog von Wirtemberg, setzte 1480 nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen eine strenge Reform des gänzlich verwilderten Klosters durch. Im nämlichen schlechten Rufe wie Gnadenzell stand das Frauenkloster zu Kirchheim unter Teck. Hier ging der Wüstling Eberhard der Jüngere von Wirtemberg aus und ein, und wie er es da trieb, erfahren wir aus dem

---

139) Caesarius Heisterbac., Dial. IV, 91.

kummervollen Mahnbrief, worin sein Vater Ulrich an ihn schrieb: „Vor kurzem bist du gen Kirchheim kommen und hast einen Tanz angefangen in dem Kloster zwo Stunden nach Mitternacht. Läßst auch deine Buben und andere in das Kloster steigen bei Nacht, mit deinem Wissen und Willen. Und hat dein sündlichs, schändlichs Wesen, das du und die Deinen getrieben, dir nicht genügt, du hast auch deinen Bruder mit dir hinein genommen und habt ein solch Tanzen darinnen gehabt und ein Schreien, das, wenns in offnem Frauenhaus geschehen wär', so wär's doch zu viel“ [140]). Um das Kleeblatt voll zu machen, sei noch das Frauenkloster Söflingen bei Ulm genannt. Als das Geschrei über das Lotterleben daselbst gar zu arg wurde und man demnach i. J. 1484 zu einer Untersuchung und Reformation verschritt, fand man, wie der Bischof Gaimbus von Kastell unterm 20. Juni des genannten Jahres an den Papst berichtete, in den Zellen Liebesbriefe höchst unzüchtigen Inhalts, Nachschlüssel, üppige weltliche Kleider und — die meisten Nonnen in gesegneten Leibesumständen [141]).

Die Lebensformen großer Epochen der Geschichte schleppen sich auch dann noch lange fort, wann der Geist, welcher sie schuf und beseelte, schon abgestorben oder wenigstens im Absterben begriffen ist. Sie unterliegen aber dabei stets der Verzerrung, indem sie ihre innere Hohlheit durch

140) Hormayr, Taschenb. f. vaterl. Gesch. 1842, S. 86 fg. Pfaff, Gesch. von Wirtemberg, I, 147.

141) Jäger, Schwäb. Städtewesen, I, 501.

Uebertreibungen nach außen vor der Welt und sich selbst zu verbergen suchen. Die Typen der Zeit werden dann zu Karikaturen und so wurde vom 14. Jahrhundert an die mittelalterliche Romantik zu ihrem eigenen Zerrbilde, welches gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin zu so schamloser Aufgedunsenheit gelangt war, daß alle Verständigen und Wohlmeinenden vor dem Popanz sich entsetzten und alle Wortführer der öffentlichen Meinung: Prediger, Poeten und Chronikschreiber, in Entrüstung gegen die allgemeine Entartung ausbrachen. Man muß die ins Gewand moralisirender Lehrdichtung gehüllten Sittenschildereien kennen, womit ein Sebastian Brant sein berühmtes, im J. 1494 zu Basel vom Stapel gelaufenes „Narrenschiff“ befrachtete, man muß die satirischen Streiflichter und Schlagschatten betrachten, welche ein Thomas Murner in seiner achtzehn Jahre später erschienenen „Narrenbeschwörung“ über seine Zeit hingeworfen hat, um so recht zu erfahren, was aus den mittelalterlichen Idealen in der Wirklichkeit allmälig geworden war. Wir haben jedoch im Vorstehenden ausreichende Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie sehr die Empörung der genannten Männer und vieler ihrer Mitstrebenden über das Thun und Lassen ihrer Zeitgenossen gerechtfertigt war, und es erübrigt nur noch, einen Streifzug auf das Gebiet der Frauenmoden zu machen, um auch hier die Entartung des Mittelalters nachzuweisen.

Der Kleiderluxus ging unter Männern und Frauen im 15. Jahrhundert ins Maßlose, im adeligen wie im bürgerlichen Stand. Ein einfacher schwäbischer Ritter,

der am Hofe von Oestreich gedient hatte, brachte von dort in seine Heimat eine Garderobe zurück, deren überflüssige Stücke er nach Frankfurt sandte und dort zu theuren Preisen verkaufen ließ [142]). Eine Nürnbergerin, Frau Winter, hinterließ i. J. 1485 vier Mäntel aus Tuch von Arras und Mecheln, mit Seide gefüttert, ferner an Oberkleidern sechs Röcke, eine Schaube (Juppe) und drei sogenannte Trapperte; drei Unterkleider, sechs weiße Schürzhemden und ein schwarzes, zwei weiße Badröcke, fünf Unterhemden, zwei Halshemden, sieben Paar Aermel und neunzehn Schleier [143]). Wie weit der Luxus mit weiblichen Schmucksachen getrieben wurde, erhellt daraus, daß im J. 1470 eine Breslauerin, Jungfer Margarethe Brige, von ihrer Mutter 36 goldene Ringe erbte nebst einer entsprechenden Anzahl von Ketten, Hefteln (Brochen) und Gürteln. Sebastian Brant rügte es, daß auch die Frauen der unteren Stände in sinnloser Kleiderpracht denen der oberen nacheiferten. „Was eine Gans an der andern

---

142) Er (Wolf von Ehingen) bracht och ain kostlichen hab von Oesterrych heruff, von kleinaten, gefillen und fuotern; und nab dem aber der zyt im land Schwaben nit sitte oder gewon war, sich sollicher kostlichkait zuo gebrauchen schickt er solliche hab ains dails gen Frankfurt liesz es da verkauffen und löset bis in die 1500 gulden (eine Summe, welche den heutigen Geldwerth natürlich sehr weit überstieg). Bibliothek der literar. Vereins in Stuttgart, 2. Publikat. S. 3.

143) Nach einem im germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Aktenstück, mitgeth. v. Falke, Die d. Trachten- und Modenwelt, I. 291.

[illegible] dünkte er sich ungalant aus — das muß auch [illegible]
[illegible], es thut sonst weh." Er schilt ferner: „Sie schmieren [illegible]
[illegible] mit Arenschmalz, sie büssen das Haar mit Schwefel
[illegible] und steifen es in feste Formen durch einge-
[illegible] Harz und [illegible]; sie stecken den Kopf zum Fenster hin-
[illegible] das Haar an der Sonne zu bleichen." Noch
[illegible] war, daß um diese Zeit auch die Sitte einriß,
[illegible] Haaren zu schmücken[144]), was um so
[illegible], als nicht nur die verheirateten
[illegible] Damen dem Brauche, das Haar
[illegible] Flechten zu tragen, entsagt hatten,
[illegible] unter Hauben zu bergen, deren
[illegible] Abenteuerliche ging.
[illegible] und Barockes, sondern
[illegible] die Mode. Es ist fast *un-*
[illegible] Männer und Frauen in
[illegible] und Sitte Hohn sprachen.
[illegible] 1503 der Rath von St. Gallen
[illegible] in der Stadt und ihrem
[illegible]

[illegible] Haar und binden es ein und
[illegible] Spil (1472), Fol. 39.
[illegible] übrigens auch außerhalb
[illegible] ender, welcher i. J. 1491
[illegible] aus der Frauenzimmer besteht
[illegible] sie ihren natürlichen vor-
[illegible] möglich gelb und kraus
[illegible], wie man in deutschen
[illegible] ormmet." Zeitschr. f. d.

Weichbild umherginge [145]). „Schande über die deutsche Nation! — rief Brant aus. Was die Natur verdeckt und versteckt haben will, das blößt und lässt man sehen." Johann Geiler von Kaisersberg, seit 1478 Prediger am Münster zu Straßburg, sagte in einer seiner Predigten über Brants Narrenschiff: „Ganz eine Schande ists, daß die Weiber jetzt Barette tragen mit Ohren, gestickt mit Seide und Gold. Hinten aber an den Köpfen ein Diadem, sehen aus wie die Heiligen; vorn um den Mund herum geht ein Tüchlein, kaum zwei Finger breit. Da schauen sie umher, als ob ihnen ihr Gesicht in einem Hafenring hinge. Dazu tragen sie gelbe Schleier, die sie jede Woche wieder färben müssen; darum ist der Saffran so theuer! Man macht aber keinen gelben Pfeffer an frisches Fleisch, sondern an übriggebliebene Stückchen. So sehen denn die Weiber, die nicht schön sind, aus wie ein Stück geräuchertes Fleisch in einer gelben Brühe. Nun schaue man ihre Leibzier, die ist voll Narrheit oberhalb und unterhalb des Gürtels. Voll von Falten sind die Hemden und die Oberkleider so weit ausgeschnitten, daß man die Ballen sieht [146]). Sie ziehen weite Aermel an

145) Rathsprotokoll der Stadt St. Gallen vom Zinstag vor Corpus Christi 1503.

146) Diese schamlose Mode wird durch Bilder, Lieder und „Kleiderordnungen" aus dem 15. und schon aus dem Ende des 14. Jahrhunderts bestätigt. In dem Gedichte „Der Kittel" heißt es derb, die Hauptlöcher der Frauenröcke seien so weit, daß die nackten Schultern weit hervorstünden und man die Armhöhlen sähe; die Brüste würden so hinauf- und herausgepresst, daß man „einen

sieht — drückte er sich ungalant aus — das muß auch sie haben; es thut sonst weh." Er schilt ferner: „Sie schmieren sich mit Affenschmalz, sie büffen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch eingeschlagenes Eiweiß; sie stecken den Kopf zum Fenster hinaus, um das Haar an der Sonne zu bleichen." Noch schlimmer war, daß um diese Zeit auch die Sitte einriß, sich mit fremden Haaren zu schmücken[144], was um so überflüssiger erscheint, als nicht nur die verheirateten sondern auch die ledigen Damen dem Brauche, das Haar in freien Locken und Flechten zu tragen, entsagt hatten, um ihre schönste Zierde unter Hauben zu bergen, deren Unform oft ganz ins Abenteuerliche ging.

Aber nicht allein Unschönes und Barockes, sondern auch Zuchtloses verlangte die Mode. Es ist fast unglaublich, bis zu welchem Grade Männer und Frauen in ihrem Auftreten aller Scham und Sitte Hohn sprachen. Mußte doch noch im Jahre 1503 der Rath von St. Gallen verbieten, daß man völlig nackt in der Stadt und ihrem

144) Die Frauen nehmen todtes Haar und binden es ein und tragen es mit ihnen zu Bett. Das guldin Spil (1472), Fol. 39. Der Gebrauch falschen Haares war übrigens auch außerhalb Deutschlands Mode. Ein deutscher Reisender, welcher i. J. 1491 Venedig besuchte, schrieb: „Der Kopfputz der Frauenzimmer besteht bloß in der Schönheit fremder Haare, die sie ihren natürlichen vorziehen. Sie schmücken und zieren solche gemeiniglich gelb und kraus und binden sie auf dem Kopf zusammen, wie man in deutschen Ländern einem Pferde den Schwanz aufbindet." Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 61.

Weichbild umherginge [145]). „Schande über die deutsche Nation! — rief Brant aus. Was die Natur verdeckt und versteckt haben will, das blößt und lässt man sehen.“ Johann Geiler von Kaisersberg, seit 1478 Prediger am Münster zu Straßburg, sagte in einer seiner Predigten über Brants Narrenschiff: „Ganz eine Schande ists, daß die Weiber jetzt Barette tragen mit Ohren, gestickt mit Seide und Gold. Hinten aber an den Köpfen ein Diadem, sehen aus wie die Heiligen; vorn um den Mund herum geht ein Tüchlein, kaum zwei Finger breit. Da schauen sie umher, als ob ihnen ihr Gesicht in einem Hafenring hinge. Dazu tragen sie gelbe Schleier, die sie jede Woche wieder färben müssen; darum ist der Saffran so theuer! Man macht aber keinen gelben Pfeffer an frisches Fleisch, sondern an übriggebliebene Stückchen. So sehen denn die Weiber, die nicht schön sind, aus wie ein Stück geräuchertes Fleisch in einer gelben Brühe. Nun schaue man ihre Leibzier, die ist voll Narrheit oberhalb und unterhalb des Gürtels. Voll von Falten sind die Hemden und die Oberkleider so weit ausgeschnitten, daß man die Ballen sieht [146]). Sie ziehen weite Aermel an

145) Rathsprotokoll der Stadt St. Gallen vom Zinstag vor Corpus Christi 1503.

146) Diese schamlose Mode wird durch Bilder, Lieder und „Kleiderordnungen“ aus dem 15. und schon aus dem Ende des 14. Jahrhunderts bestätigt. In dem Gedichte „Der Kittel“ heißt es derb, die Hauptlöcher der Frauenröcke seien so weit, daß die nackten Schultern weit hervorstünden und man die Armhöhlen sähe; die Brüste würden so hinauf- und herausgepresst, daß man „einen

wie die der Mönchskutten und so kurze Röcke, daß sie weder vorn noch hinten etwas bedecken. An den Gürteln aber, die der Goldschmied fein und herrlich machen muß, tragen die Frauen klingende Schellen. Dann tragen sie auch lange Schwänze, die auf dem Boden nachschleifen, und spitzige Schuhe" [147]).

Ohne Zweifel hat Geiler unter den spitzigen Schuhen die geschnäbelten verstanden und so sehen wir denn auch die Frauen an den närrischen Männermoden der Schellentracht und der Schnabelschuhe mitbetheiligt. Im früheren Mittelalter waren Schellen ein ritterlicher Pferdeschmuck gewesen. An der Stelle des Nibelungsliedes, wo Gunther mit seinen Gefährten in Island zur Burg Brunhilds reitet, werden goldene Schellen erwähnt, welche an den

---

Lichtstock" darauf setzen könnte. In einer straßburger Kleiderordnung, welche sich mit der „schandbaren" Tracht dieser Zeit beschäftigt, wird den Frauen verboten, sich übermäßig zusammenzupressen, weder mit Hemden, Röcken oder Schnürleiben noch „mit einem andern Gefängniß". Sie sollten sich auch weder färben noch schminken noch „Locken von todten Haaren anhängen". Sie sollten keinen Rock tragen, der über 30 Gulden zu stehen käme. „Item daz keine frowe, were die ist, hinnanfür me sich nit me schürtzen sol mit iren brüsten, weder mit hemeden noch gebrisen röcken noch mit keinre ander gevengnüsse, und daz ouch kein frowe sich nit me verwe oder locke von totten har anhencken sülle. Und sunderliche, daz houptloch sol sin daz man ir die brüste nit gesehen müge, wenne die houptlöcher süllent sin untz an die ahsseln." Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1856, S. 367.

147) Geiler von Kaisersberg, Predigten, 1574, Fol. 25.

Brustriemen der Rosse hängen. Später ging dieser klingelnde Schmuck vom Sattelzeug auf die Kleidung der Ritter selbst über und es scheint fast, diese Narrethei sei eine einheimische Mode gewesen, welche im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert bedeutenden Lärm machte[148]). Zuerst scheint die Verzierung des Anzugs mit Glöcklein und Schellen ein Vorrecht der höfischen Kreise gewesen zu sein, später ging die Freude an dieser kindischen Klingelei auch auf die bürgerlichen über. Die göttinger Chronik „Dat olde Book“ erzählt, daß 1370 und 1376 in Göttingen große Festlichkeiten stattfanden, wobei Ritter und Frauen in langen Röcken und mit goldenen und silbernen Schellengürteln erschienen, die „gingen alle schurr schurr, kling kling“. Beim Einzuge des Herzogs Friedrich von Sachsen in Konstanz i. J. 1417 hatten seine Ritter und Knappen glockenbesetzte Gürtel an. Auf solches Geschelle der Vornehmen ist das Sprichwort zurückzuführen: „Wo die Herren sind, da klingeln die Schellen.“ Daß auch die Frauen gern so einherschellten, beweisen die städtischen Kleiderordnungen des 14. und 15 Jahrhunderts. Die

148) Falke (a. a. O. I, 237) zieht aus einer alten schwedischen Reimchronik vom Jahr 1360 die Verse an:

„Käm' einer auch noch so arm aus deutschem Land,
So hat er doch ein Schwert in seiner Hand;
Er kann tanzen, hüpfen, springen
Und müssen seine vergoldeten Glöcklein klingen“ —

welche andeuten, daß man im Auslande die Schellentracht für eine deutsche Mode gehalten habe.

nürnberger vom Jahr 1343 bestimmte: „Kein Mann noch Frau soll keinerlei Glocken oder Schellen, noch keinerlei von Silber gemacht hangend Ding an einer Kette noch an Gürteln tragen" — und die ulmer v. J. 1411: „Damit die Frauen und Jungfrauen durch ein ziemlich ehrbares Gewand gewinnen mögen, so sollen sie einen silbernen oder vergoldeten Gürtel tragen, doch ohne Glocken und Schellen —" also keinen „Dusing", wie man die Schellengürtel nannte. Eine ulmer Kleiderordnung vom Ende des 14. Jahrhunderts eiferte auch schon heftig gegen die tolle Mode der Schnabelschuhe, welche ebensosehr die Füße verunstaltete als sie dem Gehen hinderlich war. Frankreich hatte diese Narrethei zuerst im großen Stile getrieben; dort trugen schon um 1280 Ritter und Damen Schnäbel an den Schuhen von zwei Fuß Länge. Waren diese Schnäbel straff, so trugen sie auf ihren Spitzen kleine Glocken; waren sie schlaff, so wurden die Spitzen unterhalb des Knies an das Bein gehäkelt. Die Luxusgesetze der deutschen Obrigkeiten suchten diesen, wie noch so manchen andern modischen Unsinn abzustellen; aber ihre häufige Erneuerung zeigt deutlich genug, wie wenig sie ausrichteten. Die Narrheiten wollen sich ausleben und es ist ihnen zu allen Zeiten mit Verboten mehr nur scheinbar als wirklich beizukommen. Als i. J. 1461 der strenge Sittenprediger Bruder Johann de Capistrano in Ulm gegen die unsinnigen und unzüchtigen Frauenmoden von damals predigte, hatte er zwar die öffentliche Meinung so für sich, daß, wie eine alte Chronik wissen will, drei Frauen, welche seiner Predigt

spotteten, vom Volk auf der Straße zerrissen wurden; allein der Rath fand doch für gut, den strengen Eiferer aus der Stadt zu jagen [149]. Die Mode war eben schon damals, wie sie es ja noch heute ist, mächtiger als Vernunft, Sitte und Gesetz.

---

149) Vgl. Jäger a. a. O. I, 509.

Siebentes Kapitel.

Die Frauen im Dichtermund[150]).

Dichter und Frauen. — Der Minnegesang. — Walthers von der Vogelweide Lob der deutschen Frauen. — Der Winsbecke. — Das Frauenideal Wolframs und Gottfrieds. — Was Minne sei. — Erwachende, sehnende und beglückte Liebe. — Heinrich Frauenlob. — Die mittelalterlichen Humoristen und die Frauen. — Reinmar von Zweter. — Der Marner. — Eine Klage und Anklage von Sebastian Brant. — Albrecht von Eyb über die Ehe.

Die Poesie verklärt und bestraft. Sie verklärt, indem sie die Gestalt und die Züge ihrer Zeit, im Feuer des Ideals geläutert, der Nachwelt überliefert; sie bestraft, indem sie der Wirklichkeit das Ideal als einen

150) Die Stellen, welche in diesem Kapitel aus unseren mittelalterlichen Lyrikern und Epikern angezogen werden, sind nachstehenden Neuhochdeutschungen entnommen. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, übers. von K. Simrock (1833). Die Gedichte W. v. d. V. vollstdg. übers. von F. Koch (1848). Parzival und Titurel von Wolfram v. Eschenbach, übers. v. K. Simrock (1842). Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg, übertr. von

Medusenschild entgegenhält. Die nüchterne Prüfung wird der Dichtung unschwer nach beiden Seiten hin Uebertreibungen nachweisen können, aber im ganzen und großen wird sie doch ihre Wahrhaftigkeit anerkennen müssen. Diese Wahrhaftigkeit der Poesie — von der bloß mechanischen Dichterei sprechen wir natürlich nicht — liegt in ihrem Wesen. Sie muß wahrhaftig sein, sie kann gar nicht anders; denn sie geht von dem ewigen Sittengesetz, von den unwandelbaren Urbildern des Wahren und Schönen aus, von denen geschrieben ist: „Nur die Götter bleiben stät".

In Anwendung von diesem Satz auf unsern Gegenstand ergibt sich, daß wir die Licht- und Schattenbilder, welche unsere mittelalterlichen Dichter von dem deutschen Frauenleben ihrer Zeit entworfen haben, für treue halten müssen. Dichter und Frauen haben von jeher gut zusammengestimmt. Nur dichterische Hellsicht vermag die zarte Besaitung einer Frauenseele ganz zu erkennen, nur ein Dichterohr vermag die Harmonie oder Disharmonie dieses wunderbaren Instrumentes recht zu hören und recht zu verstehen. Das wissen ja auch die Frauen, sie, die statt objektiv zu denken, zumeist nur subjektiv fühlen, und aus angeborener Sympathie bringen sie dem Dichter das feinste Verständniß entgegen. Göthe's Gretchen und Schillers

H. Kurtz (2. A. 1847). Lieder und Sprüche der Minnesänger von Fr. Rückert (Gesammelte Gedichte, 1837, Bd. 4, S. 345 fg.), Einiges habe ich selbst aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche umgesetzt.

Thekla sind hundertfach erklärt worden, aber die Frauen bedürfen dieser Kommentare gar nicht: jede könnte und würde unter Umständen selbst so ein Gretchen, selbst so eine Thekla sein. Die Frauen leben die Poesie; wir Männer begnügen uns, sie zu bewundern. Wir lassen uns von dem Dichter läutern, erheben, begeistern; aber die Frauen lieben ihn: denn die ganze Musik der Poesie nur in Frauenseelen klingt sie wider.

Unsere mittelalterlichen Dichter haben das wohl gefühlt und haben sich desshalb auch vorzugsweise an die Frauen gewandt. Frauenleben ist Liebeleben und daher ist die Minne der stets wiederkehrende Grundton der ritterlich-romantischen Dichtung, welche ihr Liebesideal nach Möglichkeit selbst in die uralt-nationale Heldensage hineintrug, wie die Nibelungen und die Gudrun in ihrer auf uns gekommenen Gestalt beweisen. Von den beiden größten Schöpfungen der höfischen Kunstepik gesellt die eine, Wolframs Parzival, dem Thema der Frauenminne das der Gottesminne, d. h. den Versuch, die Frage nach des Menschenlebens Sinn und Ziel zu lösen, während die andere, Gottfrieds Tristan, ein Hoheslied der Liebe und Leidenschaft ist. Der Gegenstand der eigentlichen Minnesänger, der mittelhochdeutschen Lyriker, war die Minne und wieder die Minne. Ihr Singen war recht eigentlich ein frauliches. Solche männlich-stolzen Töne, wie die provençalischen Troubadours sie liebten, sucht man bei ihnen vergebens. Der Kreis ihrer Anschauungen ist ein engbegränzter, auf Naturfreude und Frauenliebe beschränkter, und darum konnte eine gewisse Eintönigkeit in

ihren Liedern nicht ausbleiben. In dieser Hinsicht ist Schillers Urtheil, obzwar zu allgemein gehalten und zu herb ausgedrückt, nicht unbegründet[151]). Ein Minnesänger und zwar der bedeutendste, Walther von der Vogelweide, macht jedoch eine Ausnahme, indem sich in seinen Gedichten zu der Minnelyrik die Aeußerungen eines charaktervollen und patriotischen Denkers gesellen. Aber seine innigsten Herzenslaute hat doch auch Walther da gefunden, wo er von Frauen und Liebe redet. Wie hoch und schön hat er sie gepriesen: —

„Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen!
So wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden noch in allen grünen Auen.
Lilien oder Rosen, wenn sie blicken
Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang.

151) „Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so lässt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr ebenso beschaffen sein (nämlich wie die von Tieck veröffentlichten mittelalterlichen Minnelieder). Welch eine Armuth von Ideen, die diesen Minneliedern zu Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen, das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte, die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts was dableibt als — die Langeweile". Falks Elysium und Tartarus (1806), S. 3. Falk behauptete, die angeführte Aeußerung wörtlich aus Schillers Munde zu haben. Weimarisches Jahrb. II, 225.

Wenn man ein schönes Weib erschaut, das kann den
Sinn erquicken!
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt tief in des Mannes
Herzensgrund [152])".

Gott, fährt er fort, hat die Frauen so gehöhet und gehehret, daß aller Erdenfreuden Hort in ihnen liegt; denn, sagt er in einem dritten Liede: —

„Was hat die Welt zu geben
Wohl bess'res als ein Weib,
Das eines Herzens Sehnsucht eher könnte
stillen?
Was bringt mehr Lust im Leben
Als ihr vielsüßer Leib?"

Aber Treue fordert er von den Frauen, die sei ihre schönste Krone, und mit der Treue verbinde sich züchtiger Froh-

---

152) Der in den letzten Zeilen ausgesprochene Gedanke kehrt in einem Liede des „tugendhaften Schreibers" wieder: —

„O, ihr wohlgemuthen Frauen,
Lasset uns ein Grüßen schauen,
Lachet guten Freunden so,
Daß sie mit euch lachen müssen.
Euer lachendliches Grüßen
Machet kranke Herzen froh.
Wie die Aue lachet,
Wann der Mai erwachet,
Also mag ein sel'ger Mann
Lachen, den ihr lachet an".

sinn: dann stehe bei der Lilie die Rose. Ganz richtig bemerkt er auch, daß die Frauen es seien, welche in der Gesellschaft den Ton angeben, und daß daher an den Unsitten der Männer die Frauen ganz oder größtentheils schuld. Er lässt da und dort durchblicken, daß das Gebaren der Frauen seiner Zeit keineswegs durchweg so gewesen, wie es hätte sein sollen; aber dagegen bricht er wieder mit starker Bruststimme in das berühmte Lob der deutschen Weiblichkeit aus: —

„Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts;
Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Das ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch.
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein;

Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt —
Lebt' ich lange nur darinne!"

Diese patriotische Huldigung steht auch nicht allein. Die „Höfischkeit" hatte die deutsche Frauentugend, wie wir gesehen, vielfach bemakelt und in Folge dessen auch die Reinheit der Ansicht vom Weibe bedenklich getrübt. Aber wo immer gute Sitte sich behauptete, war auch die altgermanische Frauenverehrung noch daheim, wie wir sie in des Tacitus Germania vorgefunden. So lässt der unter dem Namen des Winsbecken bekannte mittelhochdeutsche Lehrdichter den Vater zum Sohne sagen: —

„Sohn, willst du zieren deinen Leib,
So daß er sei dem Unfug gram,
So lieb' und ehre gute Weib'!
Alle Sorgen scheuchen sie tugendsam.
Sie sind der wonnigliche Stamm,
Von dem wir alle sind geboren.
Der hat nicht Zucht noch rechte Scham,
Der solches nicht an ihnen preist;
Er ist zu rechnen zu den Thoren,
Und hätt' er Salomonis Geist".

Schamhaftigkeit, Treue und Maß forderten unsere alten Dichter von ihrem Frauenideal. Diese Dreiheit sollte ein Weib besitzen, wollte sie ein gutes heißen.

Wolfram hat das im Parzival mit besonderem Nachdruck ausgesprochen: —

„Ich stecke dieses Ziel den Frauen:
Die meinem Rathe will vertrauen,
Die wisse wohl, wohin sie kehre
Ihren Preis und ihre Ehre
Und welchem Manne sie bereit
Mit ihrer Lieb' und Würdigkeit,
Auf daß sie nimmermehr gereue
Ihrer Keuschheit, ihrer Treue.
Von Gott erfleh' ich gutem Weibe,
Daß sie dem Maß getreu verbleibe.
Scham ist ein Schloß vor aller Sitte:
Dies Heil ist's, das ich ihr erbitte.
Die Falsche lohnt nur falscher Preis.
Wie lange währt ein dünnes Eis,
Wenn des Augustmonds Sonne schien?
So fährt auch bald ihr Lob dahin.“

An einer andern Stelle sagt er: „Weibheit, dein Brauch ist Treue!“ — sieht sich aber veranlasst, dabei zu bemerken, es betrübe ihm die Seele, daß so manche Weib heiße, die es nicht verdiene; denn viele seien zur Falschheit geneigt und bereit. Auch als keusch kannte Wolfram nicht alle Frauen und ihre Begehrlichkeit und Heuchelei entlockte ihm das strafende Wort: —

„Daß sie doch an Lüsternheit
Zucht und Sitte so verlieren
Und sich gleichwohl gerne zieren!

Sie zeigen Gästen keusche Sitte,
Doch wohnt in ihres Herzens Mitte
Das Widerspiel der Gebärde.
Dem Freunde heimliche Beschwerde
Schaffet ihre Zärtlichkeit."

Es ist sehr beachtenswerth, daß auch Wolframs großer Widerpart Gottfried, der welt- und lebensfreudige Meister, da, wo er sein Frauenideal aufstellt, vor allem das Maß („die maze") betont. In Lust und Leid, wie immer das Loos der Frauen falle, mit aller Anstrengung sollen sie nach dieser Tugend streben und sollen —

„Ans goldne Maß ihr Leben
Befehlen und ergeben,
Die Sinne damit regieren
Und Leib und Sitte zieren;
Denn Maß, das goldne, hehre,
Das hehret Leib und Ehre.
Von allen Dingen auf dieser Welt
Die je der Sonne Licht erhellt,
Ist keins so selig wie das Weib,
Das stets ihr Leben und ihren Leib
Und ihre Sitten dem Maß ergibt."

Maß ist aber im Sinne dieser Dichter nicht nur die Mäßigung, das Maßhalten: es ist die harmonische Entfaltung edler Weiblichkeit, das Ebenmaß der Physis und der Psyche, die Harmonie in sich selbst, wie die Harmonie mit der Welt. Eine Frau dieser Art soll die Welt preisen und ehren, denn wohin sie tritt, verbreitet sie Frieden

und Freude, und selig der Mann, dem ihre Liebe zutheil wird: —

„Zu wem sie sich mag neigen,
Wem sie gar wird zu eigen
Mit Leib und Herz und Sinne,
Mit Liebe und mit Minne,
Der ward zum Heil geboren,
Ja, der ist auserkoren
Zu lebendem Heil je mehr und mehr!
Das lebende Paradies hat der
In seinem Herzen begraben;
Der darf keine Sorge haben,
Daß ihn der Hagbusch fange,
So er nach Blumen lange,
Daß ihn der Dorn je steche,
So er die Rosen breche.
Da ist kein Hagbusch und kein Dorn,
Da ist dem Kind der Distel, Zorn,
Kein Leben zubeschieden;
Da hat der rosige Frieden
Alles, was Herbe und Zorn bedeutet,
Dorn, Distel, Hagbusch ausgereutet.
In diesem Paradiese
Ist nichts, was giftig sprieße;
Da grünt noch wächst kein ander Kraut
Als was das Auge gerne schaut.
Es steht gar in der Blüthe
Weiblicher Huld und Güte,

Da ist kein Obst darinne
Als Treue nur und Minne."

Man muß gestehen, rein, schön und hoch haben unsere alten Dichter die weibliche Vollkommenheit hingestellt. Und die Sonne der romantischen Weltanschauung, die Liebe, wie lauter leuchtet sie im Minnegesang, wo dieser seinen höchsten Flug nimmt! Walther hat gesungen: —

„Die Minn' ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
Irdisch Bildniß ward ihr nicht beschieden;
Ihr Nam' ist kund, sie selber fremd hienieden,
Und es kann doch niemand ohne sie
Des Himmels Gnad' und Gunst gewinnen —
Vertraue denen, die da minnen! —
In falsche Herzen kam sie nie."

Hier erscheint die Liebe als das göttliche Feuer, welches das Irdische verklärt und verzehrt, ganz ähnlich wie bei unserm herrlichen Friedrich Rückert, welcher gesagt hat: „Da, wo die Lieb' erwachet, stirbt das Ich, der finstere Despot." Die Allgewalt echter Liebe, die von Zweifel und Unstäte nichts weiß, kennzeichnete Wolfram in einer Strophe, die wie triumphirendes Glockengeläute tönt: —

„Der Minne Macht bewältigt die Nähe wie die Weite;
Minne hat auf Erden Haus, in den Himmel gibt sie gut Geleite.
Minn' ist allwärts, außer in der Hölle.
Der starken Minne lahmt die Kraft, wird Wankelmuth und Zweifel ihr Geselle."

In der „Eneit" des Heinrich von Veldeck fragt Lavinia

ihre Mutter: „Um Gott, was ist Minne?“ und die Gefragte antwortet: „Sie hatte vom Anbeginn Gewalt über das Weltall und wird, obschon man sie weder hört noch sieht, bis zum jüngsten Tag so gewaltig sein, daß niemand ihr zu widerstehen vermag.“ Wunderbar zart und wahr hat Wolfram in den Fragmenten seines Titurel das erste Erwachen der Liebe in jungen Herzen geschildert. „Herrin, ich suche Gnade bei dir“, sagt der junge Schionatulander zu seiner Gespielin Sigune. „Ich weiß wohl, daß Land und Leute dir gehorchen, ihrer Gebieterin. Doch das alles begehr' ich nicht; aber lass' dein Herz durch deine Augen auf mich schauen, damit deiner Minne Flut mir die Seele nicht ertränke.“ — „Süßer Freund, was ist Minne? Ist sie ein Er? Ist sie eine Sie? Fliegt sie uns auf die Hand? Ist sie zahm oder wild?“ — „Herrin, von Frauen und Männern hört' ich, Minne wisse auf Jung und Alt den Bogen so meisterlich zu spannen, daß sie mit Gedanken tödtlich treffe. Ich kannte bisher Minne nur aus Mären, nun aber erfahr' ich sie an mir selber.“ — „Schionatulander, auch mich zwingen Gedanken. Kommst du mir aus den Augen, so bin ich traurig, bis ich dich wieder erblicke.“ — „Dann brauchst du, süße Magd, mich nicht nach Minne zu fragen, denn an dir selber erfährst du ihre Wonne und ihr Weh.“ So lange die Erde sich um die Sonne schwingt, ward Herzigeres nicht gedichtet als die Stelle, wo Sigune, nachdem Schionatulander in den Krieg gezogen, ihre Sehnsucht nach dem fernen Geliebten gegen ihre mütterliche Pflegerin, die Königin Herzeleide, ergießt: —

„Nach dem lieben Freunde ist all mein Schauen
Aus den Fenstern auf die Straße, über Haid' und nach
den lichten Auen
Vergebens, ich erspäh' ihn allzu selten.
Drum müssen meine Augen des Freundes Minne weinend
theu'r entgelten.

So geh' ich von dem Fenster hinauf an die Zinnen
Und schaue ostwärts, westwärts, ob ich sein nicht Kunde
mag gewinnen,
Der mein Herz schon lange hat bezwungen;
Man mag mich zu den alten Liebenden zählen, nicht zu
den jungen.

Wenn ich dann auf wilder Flut im Nachen gleite,
So spähen meine Blicke wohl über dreißig Meilen in die
Weite,
Ob ich solche Kunde möge finden,
Die des Leids um meinen jungen klaren Freund mich
könnt' entbinden.

Wo blieb meine Freude? Warum ist geschieden
Aus meinem Herzen hoher Muth? Ach und Weh vertrieb
unsern Frieden.
Ich wollt' es gern allein für ihn leiden,
Doch weiß ich, daß auch ihn zu mir Verlangen zieht,
muß er gleich mich meiden.

Weh' mir! wie könnt' er kommen? Zu fern ist mein
Getreuer!

Um den ich bald erkalte, bald lod're wie im knisternden Feuer.

So erglüht mich Schionatulander,
Seine Minne gibt mir Hitze wie Agremontin dem Wurm Salamander."

Mit derselben Innigkeit, womit die mittelhochdeutschen Dichter das Weh der Sehnsucht schildern, malen sie auch die Wonne der Erfüllung. Wie schwelgt Walther in einem seiner schönsten Lieder in der Erinnerung an die Schäferstunde, die er „unter der linden, an der heide" mit der Geliebten gefeiert! Aber zugleich ist doch ein Schleier keuscher Grazie über die Situation gebreitet. Auch Wolfram hat da, wo er von echter Liebe redet, das geschlechtliche Verhältniß mit züchtigem Zartsinn, wenn auch nicht prüde behandelt. So sagt er von der Hochzeit Parzivals mit Kondwiramur: —

„Sie waren bei einander so
In unschuldiger Liebe froh,
Zwei Tage bis zur dritten Nacht.
An's Umfangen hatt' er oft gedacht,
Zumal es seine Mutter rieth;
Gurnemans ihn auch beschied,
Daß Mann und Frau untrennbar sein:
Sie verflochten Arm und Bein.
Wenn ich euch berichten soll,
Ihm gefiel die Nähe wohl:
Den alten, immer neuen Brauch
Uebten da die beiden auch."

Ein Idyll von unvergleichlicher Anmuth hat Gottfried

von Straßburg gedichtet, wo er, nachdem er die Verweisung Tristans und Isolde's von Marke's Hof erzählt hat, das stillbegnügte Mitsammensein der Liebenden in der Wildniß schildert. Wie gerne verzeiht man dem schuldigen Paare, wenn man dieses vom frischesten Zauber der Unschuld angehauchte Gemälde betrachtet. Es ist wie ein Traum aus Eden: —

„Das Paar, das treue, holde,
Tristan und seine Isolde,
Sie hatten in der Wilde
Zu Wald und zu Gefilde
Ihre Muße und Unmüßigkeit
Gar süß bestellet und bereit:
Sie waren zu allen Zeiten
Einander an der Seiten.
Des Morgens in dem Thaue
So schwebten sie zur Aue,
Da Blumen und Gras zuhanden
Vom Thau erkühlet standen.
Die kühle Prairie im Morgenschein
Die mußte dann ihr Vergnügen sein.
Da wandelten sie her und hin,
Sprachen zusammen mit holdem Sinn
Und lauschten unterm Gange
Dem süßen Vogelsange.
Und alsdann nahmen sie einen Schwang
Hin, da der kühle Brunne klang,
Und lauschten seinem Klange,
Seinem Gleiten und seinem Gange

Zur Ebene mit stillen Fluten;
Da saßen sie und ruhten
Und lauscheten dem Gießen
Und schauten auf das Fließen
Und war das ihre Wonne ....“

Mit welchen einfachen Mitteln ist hier die Weltvergessenheit beglückter Liebe zur Anschauung gebracht! Aber Gottfrieds Werth beruht nicht allein auf solchen Schildereien von vollendeter Lieblichkeit, sondern auch und in noch höherem Grade auf seiner Kenntniß des menschlichen Herzens und des weiblichen insbesondere. An Umfang und Schärfe der Frauenpsychologie hat ihn nur noch ein deutscher Dichter erreicht, Göthe, aber kaum übertroffen. Man verfolge nur die Zeichnung der beiden Frauengestalten, in deren einer, Isolde's, Gottfried die Naturgewalt weiblicher Leidenschaft, in deren anderer, Brangäne's, er den Heroismus weiblicher Resignation zum vollsten Ausdruck gebracht hat, und man wird den divinatorischen Blick dieses Seelenkündigers bewundern lernen. Wie schade, daß wir von den Lebensumständen des Meisters noch weniger wissen als von denen seiner großen Zeitgenossen Walther und Wolfram, von deren Verhältnissen doch auch nur ein paar dürftige Notizen auf uns gekommen sind. Als feststehend (?) mag nur gelten, daß Gottfried bürgerlichen Standes gewesen und eine für seine Zeit ungewöhnlich vielseitige Bildung besaß. Aus letzterem Umstand, zusammengehalten mit der wiederholten Andeutung vonseiten des Dichters, daß er Minnelust nie genossen, hat man gefolgert, daß er ein Geistlicher ge-

wesen. War er ein solcher, so war er jedenfalls kein Asket, welcher Welt und Weiber floh; denn es ist schlechterdings unmöglich, daß man vom bloßen Hörensagen so welt- und frauenkundig wird, wie Gottfried durchweg sich erweis't. Ist doch überhaupt kein großer Dichter aufgestanden, an dessen Entwickelung die Frauen nicht sehr vieles, oft das meiste und beste gethan hätten, und wir müssen schlechterdings annehmen, daß auch ein Walther, ein Wolfram und ein Gottfried im Umgang mit edlen Frauen gelernt haben, „was sich ziemt". Daß zur Blüthezeit des Mittelalters die Frauen ihrerseits für die Poesie eine große Empfänglichkeit bethätigten, dafür gibt die ganze Art und Weise des Minnegesangs und der Ritterepik unwiderlegbares Zeugniß. Es ist auch eine schöne Ueberlieferung von fraulicher Dankbarkeit gegen Dichter auf uns herabgekommen. Als der Minnesänger Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, der so viele Lieder zum Preise der Frauen gedichtet, i. J. 1317 zu Mainz gestorben, ward er in dem Kreuzgange der Hauptkirche ehrenvoll bestattet. Die mainzer Frauen trugen die Bahre, worauf der hingegangene Sänger lag, unter großem Weinen und Klagen zur Gruft und gossen auf dieselbe eine solche Fülle des Weines, daß er in dem ganzen Umgange der Kirche umherfloß [153]).

Bei alledem darf nicht verschwiegen werden, daß unsere alten Dichter, wie zu sehen wir häufig genug Ge-

---

153) So erzählt der glaubwürdige Chronist Albert von Straßburg, welcher die Periode von 1270—1378 theilweise als Zeitge-

legenheit hatten, bei den Frauen nicht nur was sich ziemt, sondern auch was sich nicht ziemt, lernen konnten. Daher sangen und sagten denn auch nicht alle in dem Ton eines Frauenlob. Die Lehrdichter des 13. Jahrhunderts werfen mitunter sehr missfällige Blicke auf die Frauenwelt und schon beim Freidank, unter welchem Namen einige den Walthers verborgen glauben, findet sich die bedenkliche Stelle:

„Die Frauen haben langes Haar
Und kurze Sinne, das ist wahr."

Noch weit bedenklicheres wissen uns die deutschen Novellisten in Versen, welche vom 12. bis zum 15. Jahrhundert schrieben, von den Frauen zu erzählen und das augenscheinliche Behagen, womit sie es thun, verräth sattsam, wie beliebt in vielen Kreisen ihre vorwiegend sehr geringe Meinung von dem schönen Geschlechte gewesen sein muß. Es ist wahr, der Humor spielt in dieser Novellistik und Schwankdichtung eine bedeutende Rolle; aber der Pinsel, womit er seine lustigen oder grotesken Bilder gemalt hat, war ohne Zweifel mehr als wünschbar in den Farbentopf der Wirklichkeit getaucht. In Geschichten wie „Der Sperber" — „Das Gänselein" — „Das warme Almosen" — „Weiberlist" — „Der Ritter und die Nüsse" — „Die Meierin mit der Geiß" — „Der Ritter unterm Zuber" schlägt der Humor schon in eine herbe Kritik der Frauensitten um. In anderen, wie „Irregang und Girregar" oder „Das Rädlein" steigert er sich zur tollsten Ausge-

---

nosse beschrieb. Die lat. Originalstelle s. bei v. d. Hagen, Minnsinger, IV, 738, Anm. 4.

lassenheit [154]). In solchen endlich, wie „Die halbe Birne", „Die Teufelsacht" und „Der weiße Rosendorn", sinkt er ins

154) Welcher es aber da und dort nicht an Silberblicken der Poesie fehlt. Einen solchen wird der unbefangene Geschmack z. B. in der folgenden Stelle aus dem „Rädlein" erkennen: —

„Dô spilt' er der junkvrouwen mit lieplich nach der werlde sit',
Ane haz und ane nît, als man in der werlde pflît
Ze spilen mit der minne. Dô si des wart inne,
Daz ez was so sueze, diu junkvrou sprach: „Ich mueze
Mit liebe nimmer tak geleben, ich wollte allez daz darumbe geben,
Daz ich ûff erden geleisten mak, daz daz spil het' gewert biz an den tak.
Solde ich leben als Elyas in dem Roemischen palas,
Immer inne gewaltik sîn, daz liez ich ûff durch daz spil mîn."
Er sprach: „Liebe, wie ist dir gewesen?" — „Daz kan nie man vol lesen,
Noch vol schrîben dieser minne trîben,
Und waere daz mer tinte und der himel perminte
Und alle sterne daran, beide, sunne und mân',
Graz, griez unde loup, darzuo der kleine sunnen stoup,
Daz daz waeren phaffen und schrîbaere, den waer' ez allen ze schwaere,
Daz sie vol schrîben und vol lesen künden, wie sanft mir ist gewesen.
Diu zît endûhte mich niht lank; vor minen ôren was ein gesank,
Als kleiniu voglin sungen und tûsent rotten klungen;
Mîn ougen vuoren mir schozzen, als sie sachen entsprozzen
Rôte rôsen in dem touwe in einer gruenen ouwe.
Unser vröude nie man vol sagen mak; mich dunkent tûsend jâr ein tak.
Zuo derselben stunde was mir in mînem munde
Honik unde zukkermel, daz vloz mir ze tal in die kel."
Dô sprach aber die guote: „Mirewas in mînem muote,

Derbzotige herab. In allen diesen Erzählungen[155] kommen die Frauen schlecht weg: sie erscheinen da entweder als einfältig oder als zuchtlos und ehrvergessen . . Es ist aber tröstlich, zu sehen, daß dieser an die Stelle der Frauenverehrung leichtfertige Duldsamkeit und muthwilligen Spott setzenden Humoristik doch immer eine edlere und würdigere Auffassung von dem Wesen und der Bestimmung der Frauen zur Seite ging. Zwar hat sogar der ernste Walther das zur Idealität erhobene Verhältniß von Mann und Weib keineswegs immer festgehalten, auch seine Lieder werben nicht selten um vollen Liebesgenuß und mit Wohlgefallen blickt er auf die Stunde zurück, wo er seine Herrin im Bade belauschte („dô ich si nakket sach"); aber doch haben er sowohl als andere den Minnegesang vor dem Absinken ins Gemeine energisch zu bewahren gesucht. Wenn die mittelalterlichen Humoristen mit frivolem Lachen erzählen, wie Jungfrauen ihre Ehre preisgeben und den Männern wohl gar noch entgegenkommen, so hat dagegen Reinmar von Zweter den Mädchen mahnend zugerufen:

„Ein ledig Weib soll um den Mann
Nicht werben, es steht ihr nicht an,

Die wîle ich in den vröuden lebte, wie ich in den lüften swebte.
Ich hât niergen ein gilt so kleine . . . .
Geloube mir der maere, da ensaeze ûff ein videlaere
Unt videlten alle den albleich, daz mir diu sinne gar entweich,
Daz ich enhôrte noch ensach, so wunderliche mir geschach."

155) Gesammtabenteuer, I, 211 fg. II, 23 fg. 41 fg. 127 fg. 245 fg. 265 fg. 278 fg. 287 fg. 297 fg. III, 21 fg. 43 fg. 111 fg.

Die Liebe will's nicht leiden.
Doch daß sie sich bescheiden
In Tugend kleid', in Zucht und Sitt',
In Huld und Anmuth und damit
Des Mannes Herz gewinne,
Das steht wohl an der Minne."

Wenn der Tanhuser, Ulrich von Winterstetten und mehr noch Nithart faunisch schmunzelnd damit pralen, wie sie da und dort leichtsinnige Dirnen bethörten, so hat hinwieder derselbe Reinmar gegenüber solcher Gassenliebe nachdrücklich ausgesprochen, daß das Naturmysterium der Geschlechtsliebe, wenn es mehr sein sollte als Befriedigung eines thierischen Gelüstes, durch geistige Harmonie geadelt sein, daß über Mann und Weib in Umarmung ein Abglanz von Göttlichem schweben müsse: —

„Ein Herz, Ein Leib, Ein Mund, Ein Muth
Und Eine Treu' und Eine Liebe wohlbehut,
Wo Furcht entschleicht und Scham entweicht und Zwei sind Eins geworden ganz,
Wo Lieb' mit Lieb ist im Verein:
Da denk' ich nicht, daß Silber, Gold und Edelstein
Die Freuden übergolde, die da bietet lichter Augen Glanz.
Da, wo zwei Herzen, die die Minne bindet,
Man unter Einer Decke findet
Und wo sich Eins ans And're schließet,
Da mag wohl sein des Glückes Dach.
Wohl ihm, dem je ward solch Gemach!
Ich weiß gewiß, daß Gott das nicht verdrießet."

So lange die höfisch-ritterliche Bildung nicht allzu sehr

entartete, wurden inmitten der ausgelassenen Zotenreißerei und des tobenden Gelächters auf Kosten der Frauen immer wieder Stimmen laut wie jene des unter dem Namen „der Marner“ bekannten Poeten, der seinen Zeitgenossen zurief:

„Wer will nach meiner Lehre
Erstreben Liebesziel,
Der soll der Frauen Ehre
Nicht haben für ein Spiel.
Von Frauen soll man sagen
Nur gutes immerdar,
Weil nur bei ihnen gar
Ist Freude zu erjagen“.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin da hatten freilich die lachenden Spötter wie die sauerblickenden Moralisten freie Hand und wenig Widerspruch zu besorgen. Es ist nichts davon bekannt, daß Sebastian Brants Klage und Anklage:

„O, frauliche Scham, was soll ich sagen,
Daß du jetzt treibst in unsern Tagen!
Auch magdliche Zucht ist ganz dahin —“

eine Widerlegung oder auch nur eine Bestreitung gefunden hätte. Die mittelalterliche Gesellschaft war jetzt in einer Phase der Auflösung angelangt, wo sie weder die Mittel noch auch nur den Willen mehr besaß, den von ihr ausgehenden Fäulnißgeruch zu verbergen. Es ist, glaube ich, im Verlauf unserer Ausführungen überzeugend nachgewiesen worden, daß, wenn man den Sachen auf den Grund sieht, das höfisch-romantische Liebesideal und die dadurch bedingte idealisirte Stellung des Weibes durchschnittlich in

der Wirklichkeit keineswegs vorhielt und daß der ritterliche Minnedienst, auf seiten der Werbenden sowohl als der Umworbenen, in der Regel nur ein verfeinerter Egoismus gewesen. Aber bei alledem ist anzuerkennen, daß die Höfischkeit in ihrer guten Zeit einen gewissen poetischen Schimmer, Ton und Duft über das Dasein hergebreitet hatte. Dieser Nimbus zerriß beim Ausklingen des Mittelalters und in der klaffenden Spalte erschien mit frecher Gebärde die nackte Gemeinheit, ihre plumpe Flegelei und den zotigen Kynismus, welche mitsammen in den aus Mummenschanz und Maskensprüchen hervorgegangenen, zuerst durch Hanns Rosenplüt (um 1450) literarisch gestalteten „Fastnachtsspielen" der Zeit rumorten, in den geselligen Verkehr einführend oder vielmehr mit hausbackenem Realismus aus demselben herausgreifend.

In solchen Zeiten sittlicher Zerrüttung schauen edlere Gemüther und denkende Köpfe nach Mitteln aus, dem kranken Gesellschaftskörper neue Lebenssäfte zuzuführen, und in dieser Richtung sehen wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutschland einen Kreis von Männern literarisch thätig, in welchen wir die Vorläufer der Humanisten des 16. Jahrhunderts zu erkennen haben. Zu diesem Kreise gehörte ein Niklas von Wyle, ein Steinhövel, ein Albrecht von Eyb und andere. Sie fühlten, daß es mit den romantischen Idealen vorbei, daß damit nichts mehr auszurichten wäre, und wandten sich in die Gedankenwelt des klassischen Alterthums zurück, um von dorther die Mittel zu holen, reinigend, klärend und bessernd auf ihre Zeitgenossen zu wirken. In Verbindung

mit volksthümlichen Kanzelrednern, welche ihr Amt im Sinne eines Geiler von Kaisersberg fassten und führten, richteten diese Literaten ihr Augenmerk besonders auch darauf, die ehelichen Verhältnisse aus ihrem tiefen Verfalle wieder aufzurichten und der Ehe, dem Grund- und Eckstein der socialen Ordnung, ihr geheiligtes Ansehen zurückzugeben, welches die Romantik so sehr untergraben hatte.

Diese edle Absicht diktirte dem Albrecht von Eyb sein Ehestandsbuch („Ob einem manne sey ze nemen ein eelich weib oder nit“), welches er 1472 dem Rathe von Nürnberg als Neujahrsgeschenk überreichte. Der wackere, lebenserfahrene und gelehrte Mann hat darin der Ehe ein ebenso wohlbegründetes als begeistertes Lob gespendet, welches, ins Neuhochdeutsche umgesetzt, also lautet: — „Der allmächtige Gott hat das Amt eines rechten Vaters geübt, indem er wollte, daß das menschliche Geschlecht ewig wäre, und er hat zuerst den Mann erschaffen nach seiner göttlichen Bildung, hernach die Frau nach Gestalt des Mannes, damit zwei Geschlechter seien, Männer und Frauen, um Kinder zu zeugen und das Erdreich mit Menschen zu erfüllen. Das sollte geschehen in Form der heiligen Ehe und hat Gott der Vater die Ehe selbst eingesetzt und geordnet im wonnereichen Paradies und zur Zeit der Unschuld. Hernach hat Gott der Herr, als er in menschlicher Gestalt gewohnt, die Hochzeit persönlich geehrt, gesegnet und gewürdigt mit seinen göttlichen Zeichen, da er dabei das Wasser in Wein gewandelt. Die Ehe wird auch gelobt und gepriesen von der Natur, die den Menschen den Trieb eingegeben, Kinder zu haben, die

ihnen gleich seien. Es haben auch die Rechtssatzungen bestimmt, daß die Ehe mit beider, des Mannes und der Frau, freiem Willen soll geschlossen werden, zum Zeichen, daß zwischen ihnen ein ewiger einiger Friede walten soll und getreue Liebe und Freundschaft. So ist die Ehe ein ehrbar Ding, ist die Mutter und Meisterin der Keuschheit, denn mittels ihrer werden vermieden unlautere Begierden und andere schwere Ausschreitungen der Unkeuschheit. Die Ehe ist ein nützlich, heilsam Ding: durch sie werden Häuser, Städte und Länder gebauet, gemehret und im Frieden erhalten, durch sie wird mancher Streit und Krieg gestillet, Sippschaft und gute Freundschaft unter Fremden hergestellt und das ganze Menschengeschlecht geewigt. Die Ehe ist auch ein fröhlich, lustbar und süß Ding. Was mag fröhlicher und süßer sein als der Name des Vaters, der Mutter und der Kinder, so da hangen an der Eltern Hals? Wenn Eheleute die rechte Liebe und den rechten Willen für einander haben, dann ist ihnen Freud' und Leid gemein und genießen sie des guten desto fröhlicher und tragen sie das widerwärtige desto leichter." .... Man hört aus diesen Worten schon den reinmenschlichen, vollen, gegen die romantische Minnetiftelei so schön abstechenden Herzenston der Natur, des gesunden Menschenverstandes und der guten Sitte heraus, welche im 16. Jahrhundert die Leiter der reformatorischen Bewegung inbetreff der Ehe anstimmten, und so sei denn damit das Buch vom Mittelalter beschlossen.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Alterthum.

Erstes Kapitel: In den germanischen Wäldern.

Zweites Kapitel: Zur Völkerwanderungszeit.

Zweites Buch.

Mittelalter.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

II.

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

In drei Büchern nach den Quellen.

Von

Johannes Scherr.

> Wahrheit ist Feuer und Wahrheit
> reden heißt leuchten und brennen.
> L. Schefer.

Vierte, neudurchgesehene und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Buch III: Neuzeit.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1879.

Drittes Buch.

Neuzeit.

Vom sechszehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert.

. . . . Die Frau
Ist wie der Mann, nur stets ein wenig besser;
Sie ist wie ihr Geliebter, gut und schlecht,
Sie ist so wie das menschliche Geschlecht,
Das sie voll Trost auf seiner Bahn begleitet.

Schefer.

Erstes Kapitel.

Im sechszehnten Jahrhundert.

Das Zeitalter der Reformation. — Maximilian I. und Karl V. — Luther. — Sitten und Unsitten der Zeit. — Bildung der Frauen. — Ihre Betheiligung am Reformwerk. — Die Frauen und der Cölibat. — Luthers Frauenideal. — Heilsamer Einfluß der Reformation. — Schattenseiten. — Die Wiedertäuferei. — Eine friesische Judith. — Das gesellige Leben des 16. Jahrhunderts. — Realistische Weltanschauung und deren Anwendung auf die Frauen. — Umgangston und Bräuche. — Das Badleben und das „Beiliegen". — Die Tanzfreuden. — Frauentracht. — Bäuerisches. — Die bürgerlichen Kreise. — Hausrath, Küche und Keller. — Eine vornehme Trunkenboldin. — Die fürstlichen Kreise. — Licht und Schatten. — Eine vornehme Hochzeit. — Uebergang vom 16. ins 17. Jahrhundert. — Die Verwelschung unseres Landes. — Der Jesuitismus und der Calvinismus.

Die große That des deutschen Geistes, die religiöse Reform des 16. Jahrhunderts, hatte den alten und bis auf den heutigen Tag ungesühnten Fluch mitzutragen, daß allzeit unsere Geschichte gerade in ihren besten und gewaltigsten Strebungen ganz oder wenigstens theilweise

scheiterte. Oder ist dieses Unglück, dessen Wurzel ich im deutschen Individualismus finde, vielleicht ebensosehr ein Segen als ein Fluch? Wir werden leider in der Politik wohl kaum über die Form des Föderativstaats und demnach auch nie über eine gewisse Beschränktheit und Unbehilflichkeit in äußerer Machtentfaltung hinauskommen; aber wir werden auch nie ein Schablonenvolk werden, eine nivellirte, aller Selbstbestimmung unfähige, unterschiedslose Masse, welcher eine despotisch herrschende Hauptstadt, ein alle Lebenskräfte der Nation aufsaugendes Paris heute die Heldenuniform, morgen den Sklavenkittel, übermorgen die Narrenjacke anzieht. Wir werden uns nie darein finden, als bloße Nullen hinter einem hauptstädtischen Zähler einherzugehen, gleichviel ob dieser die Kaiserkrone oder die phrygische Mütze trage. Das „Ich" der fichte'schen Philosophie ist von jeher der Kern des deutschen Wesens gewesen.

Diese Selbstherrlichkeit der Persönlichkeit hat in der Reformation des 16. Jahrhunderts, wenn auch ohne ihrer Endziele allseitig klar zu sein, eine Riesenarbeit begonnen, welche den Gegensatz von Autorität und Autonomie, von Geistesfreiheit und Satzung, von bewußter Persönlichkeit und Uniformzwang zum Angelpunkte der weltgeschichtlichen Entwickelung machte. Seither hat sich alles um die Aktion des germanischen und die Reaktion des romantischen Geistes gedreht und so wird es noch Jahrhunderte oder Jahrtausende lang fortgehen. Wenn die Reformation in ihren politischen und socialen Absichten scheiterte, wenn in Folge des Zu-

sammenwirkens unglücklicher Umstände diese Absichten auf den Schlachtfeldern des Bauernkriegs und des dreißigjährigen Krieges verbluteten; wenn die große Bewegung zunächst nur die Spaltung des Vaterlandes in zwei große Glaubensgenossenschaften und die allmälige Umwandelung des mittelalterlichen Feudalstaats in den fürstlichen Polizeistaat zu geschichtlichen Resultaten hatte; wenn andere Länder, vorab England, von der deutschen Aussaat die politischen Früchte geerntet: — so ist uns doch der keineswegs gering anzuschlagende Trost geblieben, daß der deutsche Gedanke, die auf eine harmonisch-freie Entwickelung der Menschheit abzielende deutsche Bildung seit der Reformation eine Großmacht geworden, welche stets weitere Kreise zieht und deren Einfluß die andern Völker zu ihrem Segen selbst dann empfinden, wann sie ihn bekämpfen oder zu bekämpfen wähnen. Auf Dank rechnet das wahrhaft Edle und Große ohnehin nicht, im gewöhnlichen Leben so wenig wie im geschichtlichen. Der deutsche Gedanke setzt seine Weltbildungsarbeit fort, unbekümmert um Verkennung, Befeindung und Schmähung; er setzt sie fort, weil er muß, weil er nicht anders kann.

Dieses Schicksalsmächtige seiner Thätigkeit ist begründet in der sittlichen Kraft seiner Natur und so war es auch zur Reformationszeit. Die Opposition gegen die kirchliche oder, genauer gesprochen, hierarchische Gestaltung des Christenthums ist bekanntlich so alt wie die Kirche selbst; aber nur der sittlichen Energie der deutschen Opposition war es gegeben, einen wirklichen Bruch

mit den Traditionen des Papstthums herbeizuführen und festzustellen. Nicht der Witz der romanischen Boccaze, welche das entweihte Heiligthum der Kirche schon lange vom Spottgelächter hatten widerhallen lassen, hat das zustandegebracht, sondern die glaubensinnige Gemüthskraft eines Luther, welcher, wie theologisch befangen und beschränkt auch seine Weltanschauung war und was für Mängel und Missgriffe ihm schuldgegeben werden können und müssen, aus seinem unüberwindlichen deutschen Rechtsgefühle heraus das entscheidende Wort sprach und behauptete: Ein anderes ist das Christenthum der Evangelien und ein anderes das der päpstlichen Bullen! Es ist wahr, auch Luther war ein Dogmatiker, welcher der menschlichen Vernunft — er schimpfte sie „des Teufels Hure“ — nur so weit zu gehen erlaubte, als der Bibelbuchstabe reichte. Allein innerhalb dieser Schranke stellte er mittels seiner Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben den Menschen doch gewissermaßen auf sich selbst, indem er wollte, daß der Glaube nicht das Produkt eines mechanischen Hinnehmens von äußerlich Gegebenem, sondern einer innerlichen Arbeit, eines geistigen Processes sei. Damit war, und zwar in einem viel weiter gehenden Sinne als Luther sah und wollte, der freien Forschung und Selbstbestimmung die Bahn aufgethan. Aus dem freien C h r i s t e n, wie ihn Luther dachte, mußte sich mit der Zeit der freie Mensch entpuppen oder, mit andern Worten, der ethische Gehalt des Christenthums mußte die dogmatische Hülse mehr und mehr sprengen. . . .

Mitten in der Zersetzung der mittelalterlichen Romantik, welche während des 15. Jahrhunderts vor sich gegangen, hatten sich schon die bauenden Elemente einer neuen weltgeschichtlichen Epoche thätig erwiesen. Jene Zeit und die drei ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts strotzten so recht von Gährungsstoffen. Es war eine jener Perioden, wo es der Menschheit, so zu sagen, in ihrer Haut zu enge wird und sie allwärts nach Licht, Luft und Bewegung ringt. Die in Folge der Erfindung und Anwendung des Schießpulvers zu kriegerischen Zwecken veränderte Kriegsweise ließ das Ritterthum nur noch als eine Spielerei bestehen; eine Reihe anderer physikalischer und mathematischer Findungen zeigte die Unzulänglichkeit des hierarchischen Systems auf; geographische Entdeckungen wie die des Seeweges nach Ostindien und die von Amerika lüfteten den Schleier mittelalterlicher Befangenheit vor den Augen der europäischen Völker; von Italien her strömte die wiedererweckte Literatur des klassischen Alterthums das Licht des gesunden Menschenverstandes und der Schönheit über die Länder des Nordens aus, um, insbesondere von den deutschen „Humanisten" als eine Herzenssache gepflegt, eine Amme des reformatorischen Geistes zu werden; und endlich hatte Guttenberg seinem Vaterlande und der Welt die Buchdruckerpresse gegeben und jene glorreiche „schwarze Bande" von Lettern ausgesandt, welche seither das Banner der Kultur über die ganze Erde und in alle Volksschichten hineingetragen hat und unermüdlich weiterträgt. Die humanistischen Studien, bei uns durch

den Feuergeist eines Hutten zu einem Hebel nationaler Wiedergeburt gemacht, die mathematischen, physikalischen und geographischen Entdeckungen, wozu bald noch astronomische kamen, welche dem erstaunten Menschenauge die Unermesslichkeit des Universums erschlossen, — diesem ganzen reformistischen Drängen und Treiben gegenüber, welche der politischen Berechnung wie der industriellen Thätigkeit, dem berechnenden Handelsgeiste wie der abenteuerlichen Thatenlust, der geistigen wie der mechanischen Emsigkeit überall neue Wege wies und neue Ziele steckte, wurde das mittelalterliche Wesen mehr und mehr machtlos. Frische Lebenssäfte schwellten die Adern der europäischen Gesellschaft und trieben sie zu einer befreienden Arbeit an, welche dann, nach dem im 17. Jahrhundert erfolgten großen Rückschlag, im 18. mit neuem Eifer wieder aufgenommen wurde. Seither hat sie, aller momentanen Hindernisse und Schwankungen ungeachtet, nie wieder gestockt, und wer erwägt, daß die Weltgeschichte nicht nach Tagen und Jahren, sondern nach Jahrhunderten und Jahrtausenden rechnet, wird nicht leugnen wollen, daß die Menschheit seit der Reformationsperiode in jeder Richtung Vorschritte gemacht, womit der Kenner der Geschichte und der ruhige Urtheiler, der den Widerstand, welchen die Kraft der Stumpfheit und Trägheit in den Massen und die ungeheure Selbstsucht oder die Macht der Gewohnheit in den bevorrechteten Klassen den Forderungen der Vernunft und Humanität entgegensetzen, zu werthen weiß, schon zufrieden sein kann.

Bei alledem wird ein unbefangener Deutscher, welcher sein Land mehr liebt als die augsburgische Konfession oder die Beschlüsse des tridentiner Koncils, die Reformation dennoch nur mit sehr gemischten Empfindungen betrachten. Das Hauptunglück ist gewesen, daß die Reichsgewalt damals bei einem Hause war, welches weder begreifen konnte noch wollte, daß und wie die reformistische Bewegung zur politischen Verjüngung Deutschlands benützt werden könnte. Der Grund ist bekannt: die Habsburger hatten ihr Reichsregiment stets nur als ein Mittel zur Erweiterung ihrer Hausmacht angesehen. Die Hegung und Pflegung dieses dynastischen Sonderinteresses konnte logischer Weise nur den fürstlichen Partikularismus überhaupt fördern, weil jeder Fürst sich aufgefordert fühlen mußte, von der in Trümmer gehenden Reichsherrlichkeit auch sein Beutestück zu erwerben. Welche klägliche Figur hat dieser Kaiser Maximilian I. gespielt, obgleich er etwas vorzustellen verstand und ein stattlicher Mann war. Die Natur hatte ihn zu einem vortrefflichen Gemsjäger, guten Turnierfechter und mittelmäßigen Poeten bestimmt und als solcher erscheint er auch im „Weißkunig“ und „Theuerdank“, jenen allegorisch-romantischen Beschreibungen seiner Faten und Thaten in Prosa und Reimen, welche man Selbstbiographieen nennen kann, weil sie nach den Angaben des Kaisers verfasst wurden. Es ist in diesen Büchern eine Romantik, die vor Altersschwäche und Langeweile gähnt, aber dennoch sich spreizt, als wären noch die Zeiten der Ritter von König Arthurs Tafel-

runde. Man hat den Kaiser den „letzten Ritter“ genannt und als solchen gefeiert. Ich möchte ihn den Ritter der Anläufe nennen, denn aus solchen bestand sein ganzes Walten im Frieden und Krieg. Und wie lächerlich klein endeten die meisten dieser großen kaiserlichen Anläufe! Es konnte auch gar nicht anders sein. Denn mitten durch Maximilians Wesen ging der Riß der Zeit und „zwei Seelen wohnten, ach, in seiner Brust“. Sein Verstand erkannte recht wohl die tiefen Schäden, nach deren Heilung die Zeit schrie; er erkannte auch ganz wohl die Berechtigung der reformistischen Bewegung. Aber sein Herz schwärmte in den Regionen eines Ritterthums umher, welches doch nur noch eine gespenstige Existenz hatte, und konnte sich auch der Ueberlieferungen habsburgischer Hauspolitik nicht entschlagen. So ließ er denn alles in der Schwebe, bis sein Enkel und Nachfolger, Karl V., das Gewicht seines Talents und seiner Thatkraft in die Wagschale des Romanismus warf. Der deutschen Art völlig entfremdet, halb Burgunder, halb Spanier, hatte der neue Kaiser nicht die geringste Sympathie mit den Wünschen und Bestrebungen, welche damals alle edeln Gemüther unseres Landes erfüllten. Deutschland erlebte die Schmach, daß sein Kaiser die deutsche Sprache für eine Pferdesprache erklärte. Damit ist eigentlich alles gesagt. Die Reformation wurde der römisch-spanischen Hauspolitik geopfert und die „welsche Praktik“ bestimmte die deutschen Geschicke. Auch auf protestantischer Seite. Denn wie sich die kaiserliche Politik auf das römische Dogma und die spanische Macht

stützte, so suchten die protestantischen Fürsten ihrerseits eine Stütze an Frankreich und es wurde also von beiden Seiten mit aller Anstrengung dahin gearbeitet, unser Land den Einflüssen einer Ausländerei zu unterwerfen, welche denn auch bald genug das deutsche Wesen ganz und gar überwucherte.

An Luther selbst fällt die Beschränktheit seiner politischen Einsicht höchst unangenehm auf. Ich habe ihn anderen Ortes den eigentlichen Erfinder der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstand genannt und die bestimmtesten Zeugnisse aus dem Munde des Reformators bestätigten die Richtigkeit dieser Behauptung. Jedermann weiß ja oder könnte wissen, daß Luther die Berechtigung der Leibeigenschaft anerkannte; daß er glaubte, der gemeine Mann müßte mit Bürden überladen sein, weil er sonst zu „muthwillig" würde; daß er das Wesen des Christen in einer Passivität erblickte, welche selbst die härteste Tyrannei ohne Widerrede sich gefallen lässt; daß er sogar der Obrigkeit die Befugniß zusprach, die Grundsätze des Einmaleins nach Willkür zu ändern — („daß 2 und 5 gleich 7 sind, das kannst du fassen mit der Vernunft; wenn aber die Obrigkeit sagt: 2 und 5 sind 8, so mußt du's glauben wider dein Wissen und Fühlen"). Allerdings hat er gelegentlich auch gegen die Fürsten gedonnert und das Volk gegen seine Unterdrücker und Aussauger in Schutz genommen. Aber dieser Seite seiner Thätigkeit haben die lutherischen Theologen bald so sehr vergessen, daß das Lutherthum eine wahre Pflanzschule des Servilismus geworden und

geblieben ist. So hatte es der Reformator freilich kaum gemeint. Aber eine wesentlich konservative Natur, wie er war, hatte er sich gegen alles Weitgreifende, Umstürzende, Revolutionäre stemmen zu müssen geglaubt. Daher sein ablehnendes Verhalten gegen die genialen Feuerköpfe seiner Zeit, gegen die Hutten und Müntzer, daher sein bis zur Barbarei, bis zur schäumenden Wuth gehendes Geschrei gegen die rebellischen Bauern, welche die „evangelische Freiheit“ etwas anders verstanden als er. Und Luther ist ein „praktischer“ Mann gewesen, der sich nach Art praktischer Leute dahin neigte, wo die Macht war. Die Macht war aber bei den Fürsten und mit diesen verband er sich daher zur Befestigung seines Reformationswerkes.

Heben wir fernerweit noch zwei Thatsachen von unermesslicher Tragweite hervor, welche an Luthers Person sich knüpfen. Die eine ist seine Bibelübersetzung, die andere seine theoretische und faktische Bekämpfung des Cölibats. Es ist bekannt, daß die luther'sche Bibelübersetzung, welche die neuhochdeutsche Mundart an die Stelle der verkommenen mittelhochdeutschen setzte, unserer Literatur mit einem neuen Organ zugleich auch einen neuen Inhalt gab. Der biblisch-protestantische Ton verdrängte den katholisch-romantischen. Zu dem biblischen Gedankengehalt der literarischen Bewegung des 16. Jahrhunderts gesellte sich aber immer mächtiger der des klassischen Alterthums, der freilich zunächst in der deutschen Literatur nur den Widerhall einer leblosen Nachahmung fand, welche dann im 17. Jahrhundert die

bunte Livrei der Ausländerei anthat. Man könnte zwar die Frage aufwerfen, ob der Bruch mit den nationalen Ueberlieferungen unserer alten Literatur, welcher durch die Richtung auf das Biblische und das Antik-Klassische vollzogen wurde, unserem Lande zum Heil oder zum Unheil geworden sei. Allein so, wie sich die Sachen nun einmal gestaltet haben, steht fest, daß aus der Verschmelzung jener beiden Gedankenkreise im deutschen Idealismus unsere ganze moderne Geisteskultur, wie sie durch die Heroen unserer Literatur vom 18. Jahrhundert an geschaffen wurde, erwachsen ist. Was die Aufhebung des Cölibats für die protestantische Welt durch Luther angeht, so hatte diese That nicht etwa nur die Bedeutung einer Rache der beleidigten Natur an den Mönchsgelübden: sie war vielmehr der feierliche Widerruf jener Entwürdigung des weiblichen Geschlechts, welche kirchenväterlicher Afterwitz und päpstliche Herrschsucht herbeigeführt hatten; sie war eine neue Weihe der Ehe, eine neue Heiligung des Familienlebens, eine Wiedereinführung des Priesters in die Gesellschaft, eine Wiederherstellung des Weibes im evangelisch-christlichen Sinne, gegenüber der Bestreitung der Natur durch eine tollgewordene Askletik und ein widernatürliches Pfaffenthum. Bewußt oder unbewußt, Luther hat im Geiste der uraltgermanischen Frauenverehrung gehandelt, als er die aus Unnatur, Elend, Zuchtlosigkeit und Verbrechen zusammengeringte Kette des Cölibats sprengte. Es war seine beste That.

Man muß in den Abgrund des Sittenverderbnisses und Aergernisses hineinsehen, welche die erzwungene Ehe-

losigkeit der Geistlichen zur unausweichlichen Folge hatte, wenn man den sittlichen Werth von Luthers Bekämpfung der Möncherei, Nonnerei und des Cölibats überhaupt würdigen will. Da aber bereits im vorigen Abschnitte das auf unser Thema Bezügliche aus diesem Gebiete berührt worden, so kann ich mich hier kurz fassen. Schon ein Gedicht des 12. Jahrhunderts, vom „Pfaffenleben" [1], geißelt das ärgerliche Leben der Geistlichen mit ihren „Pfaffenmetzen" und beschreibt einen Priester, wie er seine „liebe Traute" mit modischem Flitter aufputzt. Zur Reformationszeit war der Spott über die Zuchtlosigkeit des Klerus in jedem Mund. Als Bebel i. J. 1506 seine „Facetien" veröffentlichte, aus dem Volksmund gesammelte Anekdoten, spielten die unsittlichen Ränke und Schwänke der Geistlichen darin eine Hauptrolle, mitunter in so derber Art, daß man sie heutzutage nicht nachschreiben kann. Ebenso in jener epochemachenden, unvergleichlichen, unübersetzbaren Satire, „Epistolae virorum obscurorum" (1516—17), in welchen die „Dunkelmänner" ihre Ansichten über das Verhalten der Geistlichen zu dem weiblichen Geschlecht in einer Weise kundgeben, hinter deren Ergötzlichkeit durchweg die bittere Wahrheit hervorblickt. Die ehelichen Liebesfreuden sind ihnen versagt, die außerehelichen sind sündhaft; aber die Herren wissen sich trotzdem zu helfen. So ein Dunkelmann beruft sich auf Simson und Salomon, die ja auch der Liebe gehuldigt haben und dennoch der Ansicht

1) Abgedr. bei Gödeke, d. Mittelalter, S. 97 fg.

gelehrtester Männer zufolge selig geworden seien. „Ich bin nicht stärker als Simson — fährt er fort — und bin nicht weiser als Salomo: folglich muß man zuweilen ein Vergnügen haben, was, wie die Aerzte sagen, gut ist gegen die Melancholie. Ist es geschehen, so beichten wir und dürfen auf Gnade hoffen, denn Gott ist barmherzig. Ist man doch kein Engel, sondern ein Mensch und jeder Mensch irrt. Ueberdies, wenn Gott die Liebe ist, so kann die Liebe nichts Böses sein: widerlegt mir diesen Beweis" [2])! In den polemischen Fastnachtsspielen, wie sie damals aufkamen, war die Rolle der „Pfaffenmetze", wie man sich ungalant ausdrückte, eine stehende. So in dem berühmten Fastnachtsspiel des Malers, Dichters, Kriegs- und Staatsmanns Niklaus Manuel aus Bern, welches i. J. 1522 in dieser Stadt durch Bürgerssöhne öffentlich aufgeführt wurde. In diesem Stücke, „darinn die wahrheit in schimpffs wyß vom Bapst vnd siner priesterschaft gemeldt würt", führt die Pfaffenmagd Lucia Schnebeli gar bewegliche Klagen, welche auf die in Rede stehende Partie des deutschen Frauenlebens damaliger Zeit ein grelles Licht werfen [3]). Auch eine Beguine, Elsli Treibzu, tritt auf und aus

2) Epistolae vir. obscur. I. 4, 13, 21.

3) „Der papst wer mir wol ein recht guter man,
Aber der bischoff wil ein hut uff han;
Dem muß min herr ietz alle iar
Legen vier gut rinisch guldin dar,
Darumb das wir by einandern sind.
Wenn ich denn ouch mach ein kind,

ihren Reden erhellt deutlich, wie schamlos Buhlerei, Kuppelei und Nonnerei in einander spielten [4]).

So hat er aber sinen nutz darvon.
Ich bin dem bischoff nun offt wol kon (wohlbekommen)
Und hab ym genützt wol zehen iar
Mee dan fünffzig rinisch guldin bar.
Vor bin ich lang im frowenhuß gesin
Zu Straßburg da niden an dem Ryn,
Doch gwan min hurenwirt nit so vil
An uns allen, das ich glauben wil,
Als ich dem bischoff hab müßen geben.
Ach Gott, möcht ich den tag erleben,
Das der bischoff nit wer min wirt.
Es ist das größt, des mich ietz irrt,
Mir were sunst in alweg wol
Denn das ich im ouch zinsen sol.
Ich wond ich wöt den hurenwirt schüchen
Und zu einem erbern priester flüchen,
So ist es zwo hoßen von eim tuch,
Darumb ich im dick gar übel fluch."
Grüneisen, Niklaus Manuels Leben und Werke, S. 348.

4) „Ich fröw mich, das ich kuplen kan,
Sunst würts mir lüben ybel gan,
Das han ich meisterlich und wohl gelert
Und mich nun lange zyt mit ernert.
Syd das min tutten anfiengen hangen
Wie ein lerer sack an einer stangen,
Da fieng sich an min hutt zu rümpfen
Und wot man nit me mit mir schimpffen (scherzen, spielen),
Do gieng ich in das beginen huß,
Min alter gewerb trug nüt me uß.
Do legt ich an kutten und schappren," u. s. f. A. a. O. 356.

Es ist jedoch zu betonen, daß es auch Nonnen ganz anderen Schlages gab und daß manche Frauenklöster nicht nur Sitze der guten Sitte und einer aufrichtigen Frömmigkeit, sondern auch Pflegestätten der Bildung geblieben waren. So z. B. das Klarenkloster in Nürnberg, welchem die beiden Schwestern des als Humanist und Gönner der Humanisten hochangesehenen Wilibald Pirkheimer, Charitas und Klara, nach einander als Aebtissinnen vorstanden. Sehr gebildet, briefwechselten diese beiden Nonnen mit namhaften Gelehrten jener Tage über wissenschaftliche Materien und hat die ältere, Charitas, auch Denkwürdigkeiten über ihre Zeit hinterlassen [5]). Die Betheiligung der deutschen Mädchen und Frauen an dem wiedererwachten Studium des Alterthums, seiner Sprachen, Schriftdenkmäler und Geschichten war überhaupt eine sehr lebhafte, wenn auch selbstverständlich keine allgemeine. Prinzessinnen und Bürgertöchter liebten es gleichermaßen, sich die Sprache Cicero's und Vergils anzueignen, welche Sprache ja der Humanismus zum Organ aller höheren Bildung gemacht hatte. Es lief da freilich auch manche leere Spielerei mit unter, aber in vielen Kreisen dienten die klassischen Studien für das weibliche Geschlecht wirklich zu einem edelsten Bildungsmittel. So in dem Hause des augsburger Patriciers Konrad Peutinger, dessen Gast Ulrich von Hutten war, als er im Hochsommer 1517 durch Kaiser Max mit dem dichterischen Lorbeer bekrönt wurde. Konstanze, die schöne,

5) Nach den Originalhandschriften hrsgegeb. durch D. C. Höfler. 1852.

geistvolle und sittsame Tochter Peutingers, hatte den Kranz geflochten, welchen in jener freudehellsten Stunde seines Lebens voll Wirrsal, Kampf und Noth dem berühmten Poeten und Ritter eine kaiserliche Hand um die Schläfen legte[6]).

Jedermann weiß, daß die Frauen, wie vormals auf die Einführung des Christenthums in Deutschland, so auch auf die Förderung der Reformation einen höchst beträchtlichen Einfluß geübt haben. Luthers sehr ausgebreiteter Briefwechsel mit fürstlichen Frauen macht das im einzelnen klar. Gehörte doch sogar die Schwester des großen Widersachers seiner Lehre, Karls V., die Königin Maria von Ungarn zu seinen Korrespondentinnen. Frauen wie die Herzoginnen Katharina von Sachsen und Elisabeth von Braunschweig, die Kurfürstinnen Sibylle von Sachsen und Elisabeth von Brandenburg, die Prinzessin Margarethe von Anhalt und andere sind mittels des Wortes und theilweise auch mittels der Schrift für das Reformwerk thätig gewesen. Die Frauen und Töchter der gräflichen Häuser Mansfeld und Stolberg haben sich ebenfalls in dieser Richtung ausgezeichnet und eine Anna von Stolberg ist die erste protestantische Aebtissin des altberühmten Stiftes Quedlinburg gewesen. Auch Frauen bürgerlichen Standes, wie Magdalene Haymer aus Regensburg und Katharine Junker aus Eger, wirkten als Dichterinnen geistlicher Lieder und sogar als öffentliche Disputantinnen für die Reformation. Der Sturm, welcher in die Zeit gefahren, riß eben auch die

6) Huttens Werke, hrsg. v. Münch, II, 470 fg.

Frauen über die gewöhnlichen Schranken ihres Daseins und ihrer Thätigkeit hinaus. Am deutlichsten sehen wir das an jener begabten, gelehrten und begeisterten Freifrau Argula von Grumbach aus Franken, welche lehrend und schreibend zu Gunsten der Reform auftrat, mit Luther in briefliche und persönliche Berührung trat und ihrer Gesinnung und Wirksamkeit wegen manche Anfeindung zu bestehen hatte. Sie war es auch, welche dem Reformator entschieden rieth, sich zu verheiraten [7]).

Denn hier lag am Ende für die Frauen doch der Kern der Reformfrage. Sie vor allen mußten ja fühlen, von welcher unberechenbaren sittlichen und socialen Tragweite die Aufhebung des Cölibats war. Es konnte gar nicht anders sein, die Art, wie Luther die Bestimmung des Weibes und die Ehe fasste, mußte ihre Herzen gewinnen. Der Reformator hat, wie bekannt, die Berechtigung, die Nothwendigkeit, die Heiligkeit der Ehe gleichermaßen aus den biblischen Urkunden wie aus der Natur erwiesen. Der gesunde Menschenverstand diktirte ihm den Ausspruch: „Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebensowenig entrathen als essen, schlafen, trinken und andere natürliche Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Ursach ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt der Natur, Kinder zeugen als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die Glieder,

---

7) Schreber, Memoria Argulae Grumbachiae (1730). Rieger, Leben der Argula v. G. (1737). Klemm, Die Frauen, IV. 221 fg.

Adern, Flüsse und alles, was dazu dienet, geben und eingesetzt. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und muß, was thut er anders denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse noch trinke noch schlafe?" Daß aber Luther das Weib keineswegs als ein bloßes Kinderzeugungsinstrument geschätzt, daß er neben dem natürlichen auch den sittlichen Werth des Frauengeschlechtes kannte und anerkannte, bezeugt uns schön sein „Lob eines frommen Weibes", worin er mit Anwendung von Bibelworten das Vorbild einer rechten deutschen Hausfrau und Hausmutter so aufgestellt hat: — „Ein fromm gottesfürchtig Weib ist ein seltsam Gut, viel edler und köstlicher denn eine Perle. Der Mann verlässt sich auf sie und vertrauet ihr alles. Sie erfreuet den Mann und machet ihn fröhlich, betrübet ihn nicht, thut ihm Liebes und kein Leid sein Lebenlang. Geht mit Flachs und Wolle um, schafft gern mit ihren Händen, zeuget ins Haus und ist wie eines Kaufmanns Schiff, das aus fernen Ländern viel Waare und Gut bringt. Frühe steht sie auf, speiset ihr Gesinde und gibt den Mägden, was ihnen gebühret. Wartet und versorget mit Freuden, was ihr zusteht. Was sie nicht angeht, lässet sie unterwegen. Sie gürtet ihre Lenden fest und streckt ihre Arme, ist rüstig im Hause. Sie merkt, was frommt, und verhütet Schaden. Ihre Leuchte verlischt nicht des Nachts. Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel, sie arbeitet gerne und fleißig. Sie breitet ihre Hände aus

über die Armen und Dürftigen, gibt und hilft gerne. Sie hält ihr Hauswesen in gutem Stand, geht nicht schlampig und beschmutzt einher. Ihr Schmuck ist Reinlichkeit und Fleiß. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, auf ihrer Zungen ist holdselige Lehre, sie zieht ihre Kinder fein zu Gottes Wort. Ihr Mann lobet sie, ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig." Die Kehrseite des Bildes zeigt das Wort des Reformators: „Es ist kein größer Plag' noch Kreuz auf Erden denn ein bös, wunderlich, zänkisch, unkeusch Weib." Die Ehe fasste Luther ganz richtig zugleich als die sittliche Beschränkung und die religiöse Heiligung des Naturtriebs. Als Belege ließen sich eine Menge seiner Aussprüche anführen, Worte voll Wahrheit und Innigkeit; aber schon dieser genügt: — „Es ist kein lieblicher, freundlicher, holdseliger Verwandtniß, Gemeinschaft und Gesellschaft denn eine gute Ehe, wenn Eheleute in Frieden und Einigkeit mit einander leben [8])." Der Reformator hatte das Glück, den Segen eines solchen Ehebundes persönlich zu erfahren. Seine Ehewirthschaft mit der gewesenen Nonne Katharina von Bora, mit welcher er sich, nachdem sie nebst acht anderen Nonnen unter seiner Mitwirkung aus dem Kloster zu Nimtsch entwichen war, am 13. Juni 1525 vermählte, ist eine musterhafte gewesen. Seine „herzliebe Käthe", wie er sie nannte, war nicht nur eine sehr gebildete Frau, sondern auch eine vortreffliche Hausmutter, die ihrem Gatten sein Haus zu einer Heimat machte,

8) Traktat von dem falschgenannten Stand der Geistlichen (1522). Tischreden, 313, 323 b, 324 b.

nach welcher er bei jeder Abwesenheit mit Sehnsucht zurückblickte. Seine Briefe an sie bezeugen, welche Fülle von Behagen, Zufriedenheit und Heiterkeit sie ihm zu bereiten wußte. Sie hat auch einen höchst wohlthätigen, sänftigenden Einfluß auf den schroffen Mann geübt und ist es daher nur billig, daß protestantische Pietät neben das Bildniß Luthers in deutschen Bürger- und Bauernstuben das seiner Frau zu hängen liebt.

Ganz unzweifelhaft hat der sittliche Geist der Reformation das zu Ende des Mittelalters tiefgesunkene Ansehen des Ehestandes wieder gekräftigt und erhöht, wenngleich diese Besserung weder eine allgemeine noch eine plötzliche war noch sein konnte. Eine Sittenverwilderung, wie das 15. Jahrhundert dem 16. sie vermachte, kann ja nicht mit einmal gehoben werden. Aber es ging, neben dem Nachklang ritterlichen Frauendienstes, wie er sich z. B. aus der zart romantischen Werbung des Pfalzgrafen Friedrich um Karls V. Schwester Eleonore heraushört, doch ein Zug von ebenso tiefsehnsüchtigem als realistischem Verlangen durch die Zeit, mittels der Ehe und des Familienlebens die eigene Persönlichkeit fester zu begründen. Sehen wir doch von diesem Verlangen selbst den irrenden Ritter des Humanismus erfüllt, den rastlosen Ulrich von Hutten. „Mich beherrscht — schrieb der Vielumgetriebene am 21. Mai 1519 an seinen Freund, den Domherrn Friedrich Fischer in Würzburg — mich beherrscht jetzt eine Sehnsucht nach Ruhe. Dazu brauche ich eine Frau, die mich pflege. Du kennst meine Art. Ich kann nicht wohl allein sein, nicht einmal

bei Nacht. Vergebens preis't man mir das Glück der Ehelosigkeit, die Vortheile der Einsamkeit an, ich glaube mich nicht dafür geschaffen. Ich muß ein Wesen haben, bei dem ich mich von den Sorgen, ja auch von den ernsten Studien erholen, mit dem ich spielen, Scherze treiben, angenehme und leichtere Unterhaltung pflegen kann; ein Wesen, bei dem ich die Schärfe des Grams abstumpfen, die Hitze des Kummers mildern kann. Gib mir eine Frau, mein Friedrich, und damit du wissest, was für eine, so lass' sie schön sein, jung, wohlerzogen, heiter, züchtig, geduldig. Besitz gib ihr genug, nicht viel. Denn Reichthum suche ich nicht, und was Stand und Geschlecht betrifft, so glaube ich, wird diejenige adelig genug sein, welcher Hutten seine Hand reicht[9])." Nicht nur der arme Ritter erwies sich so erhaben über Kastenvorurtheile, sondern auch Fürsten hielten es keineswegs für Schande, mit bürgerlichen Mädchen Ehebündnisse einzugehen. So thaten der Herzog Wilhelm von Baiern und der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, des nachmaligen Kaisers Ferdinand I. Sohn, indem jener die Maria Pettenbeck, dieser die Philippine Welser heiratete. Die Geschichte der schönen und geistvollen Philippine ist ein wahrer Roman der Wirklichkeit, ein Triumph des Reinmenschlichen über die Konvenienz und zugleich ein Beweis, daß die Wiedersittlichung des Verhältnisses der beiden Geschlechter, welche der reformatorische Geist an die Stelle der romantischen Laxheit und

9) Huttens Werke, III, 158. Strauß, U. v. Hutten, I, 397.

Leichtfertigkeit setzte, auch auf katholische Kreise zurückwirkte. Es war doch ein Gewinn, den Grundsatz zur Anerkennung gebracht zu sehen, daß auch fürstliche Neigungen nur in der Ehe ihre Befriedigung sollten finden dürfen. Unter diesem Gesichtspunkte könnte dann auch die vielangefochtene und allerdings sehr anfechtbare Billigung, welche Luther und Melanchthon der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen angedeihen ließen, eine etwas billigere Beurtheilung finden. Philipp war in jüngeren Jahren ein sehr munterer Herr und es lässt sich begreifen, daß ihm das schöne Hoffräulein seiner Gemahlin, Margarethe von der Saal, besser gefiel als die Landgräfin Christine, welche mit widerlichen körperlichen Eigenschaften behaftet gewesen sein soll. Aber das Fräulein leistete seinen galanten Zumuthungen einen so entschiedenen Widerstand, daß seine Leidenschaft auf das seltsame Auskunftsmittel einer förmlichen Doppelehe verfiel. Vielleicht hat die in jenen Tagen übermäßig große Geltung des alten Testaments, welches die Monogamie bekanntlich nicht forderte, sehr zur Weckung eines solchen Gedankens beigetragen. Der Landgraf ließ sich keine Anstrengung verdrießen, seine Geliebte statt zu einer Kebse zu seiner rechtmäßigen Ehefrau zu machen, und nachdem er die Einwilligung der Landgräfin und die in Form eines schriftlichen „Beichtraths“ achselzuckend gegebene Billigung der beiden großen wittenberger Theologen erhalten hatte, machte er mit dem schönen Gretchen im März 1540 zu Rothenburg an der Fulda Hochzeit.

Die Sache erregte allgemeines Aufsehen und Aerger-

niß, um so mehr, da das kurz zuvor in Kraft getretene Strafgesetzbuch Kaiser Karls V. (die Hals- oder Peinliche Gerichtsordnung, gewöhnlich die „Karolina" genannt) die Bigamie unter die schwersten Verbrechen eingereiht hatte [10]). Weil wir gerade von diesem Gesetzbuche reden, so sei bemerkt, daß dasselbe mit furchtbarer Strenge gegen die geschlechtlichen Vergehungen verfuhr, und gerade die scharfen Strafen, womit Entführung, Nothzucht, Ehebruch, Blutschande, widernatürliche Wollust, Kuppelei, Fruchtabtreibung und Kindermord bedroht wurden, bezeugen des Imschwangegehen dieser Frevel. Die Annalen der Strafrechtspflege des 16. Jahrhunderts liefern hierfür die faktischen Belege. In den Aufzeichnungen des nürnbergers Scharfrichters Meister Franz kommen Eheweiber vor, die mit zwanzig und mehr Junggesellen und Ehemännern Unzucht getrieben; ferner Fälle von Bigamie und sogar von Trigamie, von Sodomiterei aller Arten, von an Kindern von 6 bis 11 Jahren verübter Nothzucht, von Blutschande mit Vater und Bruder. Nein, es wäre nur eine grelle Parteiansicht, die der Sittengeschichte

---

10) Item so eyn ehemann eyn ander weib oder eyn eheweib eyn andern mann in gestalt der heyligen ehe bei leben des ersten ehegesellen nimbt, welche übelthat dann auch eyn ehebruch und größer dann das selbig laster ist, und wiewol die Keyserlichen recht auff solche übelthat kayn straf am leben setzen, so wollen wir doch, welcher solchs lasters betrüglicher weiß, mit wissen und willen ursach gibt und volbringt, daß die nit weniger dann die ehebrüchigen peinlich gestraft werden sollen (d. i. mit dem Tode). Karolina Ausg. v. Koch (1800), S. 63.

ins Gesicht schlüge, wollte man behaupten, der Protestantismus habe wie mittels eines Zauberschlages die Menschen ihrer Thorheiten, Laster und Verbrechen entwöhnt [11]). Es bedurfte langer Zeit, bis der sittliche Geist der Reformation oben wie unten mehr und mehr zum Durchbruche kam. Das 16., das 17. und noch die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts waren nicht danach angethan, die von der reformatorischen Bewegung ausgestreuten sittlichen Keime zu entwickeln, und zur Reformationszeit selbst war nicht allein die urtheilslose Menge, sondern auch die höhere Gesellschaft vielfach bereit, die Losung Freiheit mit Frechheit zu übersetzen. So gab insbesondere die oft sehr tumultuarische Aufhebung der Klöster zu Ausschreitungen Veranlassung, welche zu den

---

11) Am unmittelbarsten und gewaltsamsten hat die Reformation bekanntlich in Genf in das Sittenregiment eingegriffen. Aber die Folgen waren ganz andere als uns die Fartcatchers des widerwärtigen Pfaffen Calvin glauben machen wollen. Denn in Wahrheit hat in Genf niemals ein ärgeres Sittenverderbniß geherrscht als zur Zeit, wo die schnöde Tyrannei des Calvinismus mit der ganzen Wucht ihrer Machthöhe auf der Stadt lag. Vgl. hierüber die beiden, zum höchsten und leicht begreiflichen Aerger der Theologen auf die Person des Fanatikers Calvin und auf das Wesen des Calvinismus ganz neue Lichter werfenden, unwiderleglich beurkundeten Abhandlungen von J. B. G. Galiffe: „Quelques pages d'histoire exacte“ (Genève 1862) und „Nouvelles pages d'histoire exacte“ (Genève 1863). Am folgerichtigsten ausgebildet und am längsten aufrecht erhalten wurde der religiöse Despotismus der Calvinisterei in Schottland. S. darüber das höchst belehrende, in seiner Art einzige 5. Kapitel des 2. Bandes von Buckle's „History of civilisation in England.“

Schattenseiten der Reformation gezählt werden müssen. Es ist keineswegs immer ein Antrieb religiöser Ueberzeugung gewesen, was viele Nonnen die Klausur brechen machte. Früher hatten sich die Insassinnen der Frauenhäuser in die Klöster geflüchtet; jetzt trat häufig der umgekehrte Fall ein, indem die Nonnen aus den Klöstern in die Bordelle liefen. So z. B. bei der i. J. 1526 vorgenommenen Aufhebung des Klarenklosters zu Nürnberg[12]). Es existiren Aufzeichnungen eines Laienbruders im Augustinerkloster Böddeken bei Paderborn, welche die wahrheitsgetreuen Berichte eines Augenzeugen über die Art und Weise enthalten, wie die Reformation von vielen verstanden wurde[13]). Da wird uns bald ein Priester vorgeführt, der eine Nonne aus dem Kloster holt, um in unehrbarster Weise mit ihr Land auf Land ab zu fahren; bald eine alte hochmüthige und mannssüchtige Nonne, die sich richtig noch an den Mann zu bringen weiß; bald endlich eine hochadelige Gesellschaft, welche, Herren und Damen bunt durcheinander, zum Entsetzen des guten Bruders Göbel in sein Kloster einbricht und da mit Schmausen, Tanzen und Springen ein Höllenspektakel verführt.

Das alles erscheint jedoch als harmlos gegenüber jener furchtbaren Verirrung der reformistischen Bewegung,

---

12) „Eins teil Nunlein luffen von ein Kloster in das andere, das was in das Lieb Frauenhaus.“ Aus des Goldschlägers Antoni Kreutzer handschriftl. Chronika der St. Nürnberg, abgedr. im Kloster, VI, 459.

13) Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 196 fg.

welche in der Wiedertäuferei zu Tage trat. Beim ersten Auftauchen der wiedertäuferischen Sekten zwar treffen wir in mancher derselben die ganze Hoheit einer religiösen Begeisterung, welche makellose Märtyrerkränze um die Stirnen todesfreudiger Bekenner legte. Als im Salzburgischen — von jeher eine Lieblingsstätte pfäffischer Wuth — die durchaus harmlose wiedertäuferische Sekte der Gärtnerbrüder mit Schwert und Feuer ausgetilgt wurde, befand sich unter den Opfern auch ein schönes junges „Fräulein" von sechszehn Jahren. Da sie standhaft den Widerruf verweigerte, sollte sie lebendig verbrannt werden. Das wenigstens ersparte ihr der Henker, denn, menschlicher als die Richter, nahm er die arme Kleine auf den Arm und trug sie zur Roßtränke, wo er sie unter das Wasser hielt, bis sie todt war, um dann erst den Leichnam auf den Scheiterhaufen zu werfen [14]). Wo freilich, wie in der Wiedertäufertragödie zu Münster geschah, Leute wie die Rottmann, Matthys, Knipperdolling und Bockelson zeitbewegende Ideen zu ungeheuerlichen Karikaturen verzerrten, da konnte die Bestie im Menschen brüllend aufspringen, da hatte der religiöse Fanatismus ein Nest gefunden, wo er recht gemächlich seine legitimen Zwillingstöchter, Wollust und Grausamkeit, zeugen und mit Schmach, Thränen und Blut großfüttern konnte. Wir werden zwar dem Wirken dieser Zwillingsschwestern selbst im 19.

---

14) Newe Zeyttung von den widderteufern und yhrer Sect (1828), bei Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Reformation, III, 508 fg.

Jahrhundert noch auf deutschem Boden begegnen; aber mit so kolossaler Schamlosigkeit, wie sie in den Jahren 1534 und 1535 unter den Wiedertäufern in Münster aufgetreten, haben sie sich seither in Deutschland doch nie mehr gebärdet. Die münster'sche Wiedertäuferei ist zugleich seit der merowingischen Zeit der einzige Versuch gewesen, die Vielweiberei in einem christlichen Lande förmlich einzuführen. Jan Bockelson, „der gerechte Konink in dem neuen Tempel von Zion", hatte sich ein Harem von vierzehn Frauen eingerichtet. Seine „Großen" ahmten ihm nach und es ging überhaupt ganz orientalisch-bestialisch in Münster zu. Die Weltgeschichte hat wenige Schreckbilder aufgestellt, die jenem gleichkommen, welches den Jan Bockelson, den Sprössling eines holländischen Schulzen und einer hörigen Magd aus Westfalen, zeigt, wie er, angethan mit dem königlichen Ornat, eine seiner vierzehn Frauen, Namens Elisabeth, welche ihm erklärt hatte, daß sie seiner Liebkosungen überdrüssig wäre, in Procession auf den Marktplatz führt, der Unglücklichen daselbst mit eigener Hand das Haupt vom Rumpfe schlägt und dann mit seinen übrigen dreizehn Weibern einen Rundtanz um den blutenden Leichnam macht, wobei alle das Lied anstimmen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" In Wahrheit, es ist noch wie ein Lichtpunkt in diesem düsteren Gewebe von Raserei, wenn der Fanatismus in Münster eine Nachahmerin der hebräischen Judith aufstehen machte. Wie die Hebräerin ins Lager des Holofernes, ging die Friesländerin Hille Feike ins Zelt des mit einem Heere die Stadt umlagernden Bischofs von

Münster hinaus, um ihn zu ermorden; aber sie büßte ihr missglücktes Vorhaben mit dem Tode [14a]).

Auch abgesehen von dem münster'schen Gräuel, drängt sich dem ruhigen Betrachter historischer Thatsachen die Ueberzeugung auf, daß, wenn unzurechnungsfähige Ignoranten oder feile Parteiskribenten von einer sogenannten „guten alten frommen Zeit" zu reden lieben, diese Bezeichnung dem Reformationszeitalter im ganzen und großen ebensowenig zusteht wie dem Mittelalter. Es ist überhaupt ein ganz leeres Gerede ohne alle geschichtliche Bedeutung. Die gute alte fromme Zeit, wie sich die bezeichneten Leute dieselbe einbilden oder anderen einbilden wollen, hat gar nie existirt. Der Geschichtschreiber hat weder die Aufgabe noch das Recht, die Vergangenheit zu schelten, weil dieselbe nach ihren eigenen und nicht nach unseren Begriffen gemodelt war, weil sie das Leben fasste und führte, so gut wie sie es eben verstand; aber er ist berechtigt, zi sagen, daß, im Lichte der Bildung und Gesittung von heute angesehen, die Reformationszeit, wie das Mittelalter, barbarisch erscheinen muß, barbarisch im Fühlen und Denken, barbarisch in Entbehrung und Genuß, barbarisch in Verbrechen und Strafen, barbarisch in Triumphen und Niederlagen. . . .

Das gesellige Leben ging während des 16. Jahrhunderts in Deutschland noch so ziemlich im Geleise der

---

14a) Ich verweise auf mein Buch „Größenwahn, vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit", (1876), allwo ich (S. 75—124) diese Orgie des Wahnwitzes, das Wiedertäuferspiel von Münster, einer quellenmäßigen Darstellung unterzogen habe.

ritterlich-romantischen Ueberlieferungen fort. Es wurde bis gegen 1560 hin noch viel turnirt und sonst im Stil der herkömmlichen Höfischkeit gehandelt und gewandelt. Aber entweder erscheint dieses ritterliche Treiben als ein gespenstiger Spuk, zum Zerrbild verschnörkelt, oder ganz ins Gemeine verflacht. Das Ritterthum, welches selbst in der Person eines Franz von Sickingen nur für kurze Weile wieder eine künstliche Bedeutung hatte gewinnen können, war todt von der Zeit an, wo die Kriege mittels „frummer Landsknechte", d. i. mittels sehr unfrommer Söldnerheere geführt wurden. Die Ritter wurden selber zu Landsknechten und Landsknechtshauptleuten oder zu Hofdienern oder zu einem unerquicklichen Mischmasch von Krautjunkern und Wegelagerern. Man lese nur die Selbstbiographieen des Götz von Berlichingen, des Hanns von Schweinichen und des Bartholomäus von Zastrow und man wird erfahren, wie prosaisch, gemein und lumpig es im 16. Jahrhundert in den „ritterlichen" Kreisen hergegangen, im Südwesten wie im Osten und Norden unseres Vaterlandes [15]). Es gehörte das Genie Göthe's dazu, aus diesem Götz einen Helden zu machen; denn in der Wirklichkeit war er, obzwar von der Natur zu einem

---

15) Das Leben Götzens v. Berlichingen, Nürnberg 1731. Graf Götz v. Berlichingen, Geschichte des Ritters Götz v. Berlichingen, Leipzig 1861. Begebenheiten des schlesischen Ritters Hanns v. Schweinichen, herausgegeben v. Büsching, Breslau 1820—23. Denkwürdigkeiten von Hanns v. Schweinichen, herausgegeb. von Oesterley, Breslau 1878. B. Sastrowen Herkunft, Geburt und Lauf seines Lebens, herausg. von Mohnike, Greifswald 1823—24.

hochherzigen Charakter angelegt, ein ziemlich gewöhnlicher Stegreifritter, dessen Ritterlichkeit nicht so weit ging, vor den schmählichsten Unternehmungen zurückzuschrecken [16]). Und dieser Hanns von Schweinichen, der sich, wie er selber sagt, durch „saufen eine große Kundschaft im Reiche gemacht" und mit seinem lumpigen Herrn, dem Herzog von Liegnitz, Schmarotzer- und Borgerfahrten durch Deutschland anstellte! Die romantischen Formen und Formeln waren im 16. Jahrhundert nur noch Verspottungen der im Grunde ganz nüchtern und realistisch gestimmten Wirklichkeit.

Dieser Realismus bildete ein sehr heilsames Gegengewicht zu dem Theologismus, welcher durch die Reformation das vorwiegendste Kulturelement wurde. Es war sehr nöthig, daß der theologischen Verweisung auf das Jenseits eine Richtung zur Seite ging, welche praktisch-verständige Zwecke im Diesseits anstrebte. In der Person Luthers vereinigten sich beide Richtungen in denkwürdiger Weise: er glaubte an Himmel und Hölle, aber er wußte auch frischweg zu genießen, was die Erde bot. Der realistische, durch das wiedererwachende sittliche Bewußtsein veredelte Hang der Zeit mußte selbstverständlich auch die Stellung der Frauen in der Gesellschaft beeinflussen. Der romantische Nimbus, in welchen der Minne-

---

16) M. s. in der angezogenen Selbstbiographie des Ritters S. 1724 fg. die Erzählung seines für ihn schmachvollen Abenteuers mit dem Grafen Philipp von Waldeck i. J. 1516. Und er erzählt die Geschichte so treuherzig, daß man sieht, das ritterliche Gewissen hatte zu dieser Zeit eine siebenfache Hornhaut angesetzt.

gesang die Frauen gehüllt, war schon im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert völlig zerflossen und von der niedrig-sinnlichen Anschauung, die man zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem schönen Geschlechte hatte, zeugt laut die erzprosaische, fast peinliche Specificirung der weiblichen Schönheiten, wie man sie bei Autoren von damals trifft [17]).

---

17) Bebel beantwortet in seinen Facetien (III, Fol. 89) die Frage: „Quibus mulier perfecte formosa naturae dotibus praedita sit?“ dahin, daß ein vollkommen schönes Weib dreimal sieben körperliche Reize besitzen müsse. Etwas später wurden dann die einundzwanzig Schönheiten auf dreißig gesteigert und wurde diese Steigerung durch Johannes Nevizanus in seiner „Silva nuptialis“ (Paris 1521) also in Verse gebracht:

„Triginta haec habeat quae vult formosa vocari
  Foemina, sic Helenam fama fuisse refert.
Alba tria et totidem nigra et tria rubra puella,
  Tres habeat longas res totidemque breves,
Tres crassas, totidem graciles, tria stricta; tot ampla
  Sint ibidem huic, sint quoque parva tria.
Alba cutis, nivei dentes, albique capilli,
  Nigri oculi, cunnus, nigra supercilia.
Labra, genae atque ungues rubri, sit corpore longa
  Et longi crines, sit quoque longa manus.
Sintque breves dentes, auris, pes, pectora lata
  Et clunes distent ipsa supercilia.
Cunnus et os strictum stringunt ubi cingula stricta,
  Sint coxae et culus vulvaque turgidula.
Subtiles digiti, crines et labra puellis,
  Parvus sit nasus, parva mamilla, caput“.

Der Umstand, daß in diesem Recept schwarze Augen und Brauen gefordert werden, beweist, daß es nicht germanischen, sondern romanischen Ursprungs war. In der That findet es sich auch in spanischer

Die reformistische Erörterung und Lösung der Cölibatsfrage mußte nun, wie schon oben bemerkt worden, auch die Ansicht vom Weibe läutern und in den groben Materialismus, welcher im Verkehr der beiden Geschlechter herrschend geworden, ein seelisches Element zurückführen. Allerdings wurde jener Materialismus im allgemeinen so wenig gänzlich verdrängt, daß wir ihn vielmehr im 17. Jahrhundert wieder in üppigster Wucherung finden werden; allein alle Denkenden und Redlichen kamen doch darin überein, daß eine gute Frau des Mannes größter Lebenssegen sei. Unter einer „guten" Frau verstand man aber nicht mehr im Sinne höfisch-romantischen Ueberschwangs eine Göttin, die gelegentlich auch als buhlerische Nymphe erscheinen konnte, sondern die treue, tüchtige, freundliche Lebensgefährtin, Sänftigerin und Ergänzerin des Mannes, die verständige und emsige Hauswirthin, die sorgsame Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Dieses Frauenideal, welches wir auch durch Luther aufstellen sahen, legt im charakteristischen Gegensatz zu der Ritterromanitik, welche die weibliche Körperschönheit betonte, die Betonung auf die Seelenschönheit, auf die sittlichen Eigenschaften der Frauen. So kehrt es bei allen wahrhaft bedeutenden

und französischer Sprache und zwar bei Brantôme (Oeuvres, III, 291). Fünfzig Jahre vor der Zeit, wo Nevizanus seine Distichen verfasste, einverleibte die Klara Hätzlerin zu Augsburg ihrem Liederbuch einen Reimspruch über die Einzelnheiten weiblicher Schönheit, welcher so derbrealistisch lautet, daß ich Bedenken tragen muß, denselben nachzuschreiben. (Ausg. v. Haltaus, 1840, LXVIII.)

späteren deutschen Autoren des 16. Jahrhunderts wieder und der genialste und vielseitigste derselben, Johann Fischart, hat ihm einen ganz besonders vortrefflichen Ausdruck gegeben [18]).

Der Ton dieses ganzen Zeitalters war übrigens ein keineswegs zarter. Im Gegentheil ein kraftstrotzender, rücksichtsloser, derber, so stark in den Grobianismus fallender, daß sich im 16. Jahrhundert, wie jedermann weiß, förmlich eine „grobianische“ Literatur in Deutsch-

---

18) In seinem Ehezuchtbüchlein (1578):
„Wann Er schreiet, Sie nur schweiget;
Schweiget er dann, redt sie jn an.
Ist er grimmsinnig, ist sie külsinnig,
Ist er vilgrimmig, ist sie stillstimmig,
Ist er stillgrimmig, ist sie troststimmig,
Ist er ungstümmig, ist sie kleinstimmig,
Tobt er aus Grimm, so weicht sie jm,
Ist er wütig, so ist sie gütig,
Mault er aus Grimm, redt sie ein jm.
Er ist die Sonn, sie ist der Mon,
Sie ist die Nacht, er hat Tagsmacht.
Was nun von der Sonnen am Tag ist verpronnen,
Das kült die Nacht durch des Mons Macht.
Also wird gstillt auch was ist wild:
Sonst gern gschicht, gleich wie man spricht,
Zwen harte Stein malen nimmer klein.
Ein gscheid Frau lasst den Mann wohl wüten;
Aber dafür soll sie sich hüten,
Daß sie jn nicht lang maulen lasse,
Sondern durch linde Weis und Maße
Und durch holdselig freundlich Gespräch
Bei Zeiten jm den Mund ausprech“.

den furchtbaren Derb-

der Reformatoren —

Gegner wimmeln,

Frauenohren da-

immer, ohne durch diesen

nennenden Um-

oder auch

Bemühungen machen.

Der feminin

Schuld-

reden, welches

müsse es

Verfasser der-

ausspi-

Zeugen, die uns

mitjugatos.

von-damals ihre Glossen gemacht haben, also fort; — Phaëton. Dort sieh ich etliche vermischt und nacket unter einander baden, Frauen und Männer, und glaub das ohn Schaden ihrer Zucht und Ehr nit zugehn. — Sol. Ohn Schaden. — Ph. Ich sieh sie sich doch küssen. — S. Freilich. — Ph. Und freundlich umfahen. — S. Ja, sie pflegen etwan auch bei einander zu schlafen. — Ph. Vielleicht haben sie die Gesetz Platonis angenommen, daß sie die Weiber gemein(sam) halten. — S. Nit gemein; sonder in diesem beweisen sie ihren Glauben (d. h. ihr Vertrauen zu den Frauen). Denn an keinem Ort, da man der Frauen hüt', magst du weibliche Scham unversehrter finden denn bei diesen, die deren kein Wartung noch Uffsehung haben. Es ist auch nirgend weniger Ehebruch und wird die Ehe an dem Ort am strenglichsten gehalten. — Ph. Sprächest du, sie, neben Küssen, Umfahen, auch bei einander schlafen, nichts weiter beginnen? Und dazu bei der Nacht? — S. Ich sprech: ja. — Ph. Und geschieht das auch ohn allen Verdacht? Und die ihre jungen Weiber und Maidlin von andern also behandelt werden sehen, förchten sie nit (für) derselbigen Ehren? — S. Auch kein Gedanken haben sie deß. Denn sie getrauen einander wohl und leben in guter Treu und Glauben, frei und redlich, ohn allen Trug und Untreu[20] .... Schade nur, daß diese optimistische Auffassung aus dem Mittelalter überkommener Naivitäten vonseiten der Wirklichkeit sicherlich manches Dementi erfuhr. Huttens

20) Huttens Werke, V, 243.

land entwickelt hat. Schon aus den furchtbaren Derbheiten, wovon die Streitschriften der Reformatoren — vor allen die Luthers — und ihrer Gegner wimmeln, kann man abnehmen, was alles auch Frauenohren damals anzuhören bekamen. Nicht immer, ohne durch diesen alle Dinge frischweg bei ihren Namen nennenden Umgangston, welcher gar gern ein „Zötlein" oder auch wohl eine Zote, wie sie heutzutage nur noch betrunkene Bauernkerle, Fuhr- und Schiffsleute vorzubringen wagen, mitunterlaufen ließ, verletzt zu werden. Der feinsinnige Erasmus lässt in einem seiner „Colloquien", welche für die Sittengeschichte jener Zeit so wichtig sind, ein schuldloses und liebenswürdiges Mädchen auftreten, welches sich über die häufigen Gastereien im väterlichen Hause beklagt. Die Gespräche der Verheirateten seien bei solchen Anlässen nicht immer züchtig und zuweilen müsse es sich sogar küssen lassen [19]. Aus Huttens ursprünglich lateinisch geschriebenem, nochmals von dem Verfasser verdeutschtem Gesprächsbüchlein die „Anschauenden" (adspicientes) wissen wir, daß mittelalterliche Sitten, die uns heute bedenklich genug vorkommen, die aber, Huttens Versicherung zufolge, ganz unbedenklich waren, noch zur Reformationszeit in Deutschland im Schwange gingen. Die Anschauenden, nämlich Sol und sein Sohn Phaëton, betrachten sich unser Land aus der Vogelperspektive und fahren, nachdem sie über die Trunksucht der Deutschen

19) „Offendunt me in aedibus paternis crebra convivia; nec semper virginea sunt quae illic dicuntur inter conjugatos. Et aliquoties fit, ut osculum negare non possim".

von-damals ihre Glossen gemacht haben, also fort; — Phaëton. Dort sieh ich etliche vermischt und nacket unter einander baden, Frauen und Männer, und glaub das ohn Schaden ihrer Zucht und Ehr nit zugehn. — Sol. Ohn Schaden. — Ph. Ich sieh sie sich doch küssen. — S. Freilich. — Ph. Und freundlich umfahen. — S. Ja, sie pflegen etwan auch bei einander zu schlafen. — Ph. Vielleicht haben sie die Gesetz Platonis angenommen, daß sie die Weiber gemein(sam) halten. — S. Nit gemein; sonder in diesem beweisen sie ihren Glauben (d. h. ihr Vertrauen zu den Frauen). Denn an keinem Ort, da man der Frauen hüt', magst du weibliche Scham unversehrter finden denn bei diesen, die deren kein Wartung noch Uffsehung haben. Es ist auch nirgend weniger Ehebruch und wird die Ehe an dem Ort am strenglichsten gehalten. — Ph. Sprächest du, sie, neben Küssen, Umfahen, auch bei einander schlafen, nichts weiter beginnen? Und dazu bei der Nacht? — S. Ich sprech: ja. — Ph. Und geschieht das auch ohn allen Verdacht? Und die ihre jungen Weiber und Maidlin von andern also behandelt werden sehen, förchten sie nit (für) derselbigen Ehren? — S. Auch kein Gedanken haben sie deß. Denn sie getrauen einander wohl und leben in guter Treu und Glauben, frei und redlich, ohn allen Trug und Untreu[20]) .... Schade nur, daß diese optimistische Auffassung aus dem Mittelalter überkommener Naivitäten vonseiten der Wirklichkeit sicherlich manches Dementi erfuhr. Huttens

20) Huttens Werke, V, 243.

Zeitgenosse — falls man nämlich zwei in demselben Jahrhundert lebende Männer Zeitgenossen nennen kann — Hanns von Schweinichen, dessen schon erwähnte Selbstbiographie von 1552 bis 1602 reicht, lässt uns den geselligen Verkehr dieser Zeit in einem viel weniger idealistischen Lichte sehen. „Im Jahre 1570 — erzählt er — begonnte ich mich auch allbereit etlichermaßen um die Jungfrauen zu thieren und daucht mich in meinem Sinn Meister Fix zu sein. Bin auch auf Hochzeiten geritten und sonsten, wohin ich gebeten worden, mich gebrauchen lassen und fraß und soff mit zu halben und ganzen Nächten und machte es mit, wie sie es haben wollten". Zwar bemerkt er weiterhin: „Im Jahre 1573 habe ich befunden, was Liebe ist, denn ich habe eine Magd so lieb gewonnen, daß ich davor nicht habe schlafen mögen. Bin ich doch so keck nicht gewesen, daß ich ihr was angemuthet hätte. Derowegen halte ich davor, daß die erste Liebe die heißeste ist". Allein dieser Platonismus des guten Ritters hielt nicht lange vor, und was unter dem „Mitmachen", wovon er zuvor gesprochen, zu verstehen sei, erfahren wir aus seiner Beschreibung der Fahrt, welche er mit dem Herzog Heinrich XI. von Liegnitz nach Mecklenburg that. Er erzählt von einem Hoffest, dem er dort anwohnte, und fährt dann fort: „Die einheimischen Junkern verloren sich, ebenso die Jungfrauen, daß also auf die letzt nicht mehr als zwo Jungfern und ein Junker bei mir blieben, welcher einen Tanz anfing. Dem folget ich nach. Es währte nicht lange, mein guter Freund wischt mit der Jungfer in

die Kammer, so an der Stuben war; ich hinter ihm hernach. Wie wir in die Kammer kommen, liegen zween Junkern mit Jungfrauen im Bette; dieser, der mir vorgetanzet, fiel mit seiner Jungfer auch in ein Bette. Ich fragte die Jungfrau, mit der ich tanzet, was wir machen wollten? Auf mecklenburgisch so sagt sie: ich soll mich zu ihr in ihr Bette auch legen; dazu ich mich nicht lange bitten ließ, legt mich mit Mantel und Kleidern, ingleichen die Jungfrau auch und reden also vollends zu Tage, jedoch in allen Ehren. Das heißen sie auf Treu und Glauben beischlafen, aber ich achte mich solches Beiliegens nicht mehr, denn Treu und Glauben möchten zu einem Schelmen werden [21]".

Der Tanz stand unter den Vergnügungen jenes Zeitalters obenan. Er durfte, so wenig als ein wohlbesetzter Tisch mit vollgefüllten Bechern, bei keiner häuslichen oder öffentlichen Lustbarkeit fehlen. „Der Tanz — meint ein Theolog von damals — sei anfänglich in ehrbarer Meinung erdacht und zugelassen worden, damit die Jugend in vieler Leute Gegenwart Zucht hielte und zwischen Jungfrauen und Jünglingen ehrliche Liebe gestiftet würde. Denn beim Tanzen könne man die Sitten der jungen Leute spüren und merken. Es sollte aber dabei alles züchtig zugehen [22]". Gerade das war aber nicht der Fall, und wenn auch billig angenommen werden darf, daß nicht wenige der Sittenprediger, welche gegen die unsittlichen Tanzweisen eiferten, der bekannten theologischen

21) H. v. Schweinichen a. a. O.

22) Theatrum diabolorum (1575), fol. 219.

Schwarzmalerei sich beflissen haben mögen, so lauten die Zeugnisse, welche uns aus verschiedenen Perioden des 16. Jahrhunderts über die herrschenden unflätigen Tanzbräuche vorliegen, doch zu bestimmt und übereinstimmend, als daß wir sie übersehen dürften. Der große Gelehrte Agrippa von Nettesheim, keineswegs ein sauertöpfischer Pedant, sagt in seinem 1526 geschriebenen Buch „De vanitate scientiarum“, man tanze mit unehrbaren Gebärden und ungeheurem Fußgestampfe nach lasciven Weisen und zotigen Liedern. In buhlerischen Umarmungen lege man dabei unzüchtige Hände an Mädchen und Matronen, sie küssend, und Lasterhaftigkeit für Scherz ausgebend verschreite man dazu, schamlos das zu entblößen, was die Natur verberge und die Sittsamkeit verhülle[23]. Im Jahre 1567 veröffentlichte Florian von Fürstenberg, Pfarrherr zu Schnellewalde, seinen „Tantzteuffel, das ist wider den leichtfertigen unverschämten Welttantz und sonderlich wider die Gottes Zucht und ehrvergessene Nachttäntze“, wobei, wie der eifernde Mann sagt, die Tanzenden „offt durcheinander unordentlich gehen und lauffen wie die bisenden Küh, sich werffen und verdrehen, welches man jetzt verködern heisset. So geschiehet nun solch schendtlich, unverschämt schwingen, werffen,

---

23) „Saltatur inconditis gestibus et monstroso pedum strepitu ad molles pulsationes, ad lascivas cantilenas, ad obscoena carmina. Contrectantur puellae et matronae impudicis manibus et suaviis meretriciisque amplexibus et quae abscondit natura, velavit modestia, ipsa lascivia tunc saepe nudantur et ludi tegmine obducitur scelus“. L. c. cap. 18.

verdrehen und verködern von den Tantzteuffeln, so geschwinde, auch in aller Höhe, wie der Bawer den flegel schwinget, daß bißweilen den Jungfrauwen, Dirnen und Mägden die kleider biß über den Gürtel, ja bis über den Kopff fliegen. Oder werffens sonst zu boden, fallen auch wol beide und andere viele mehr, welche geschwinde und unvorsichtig hernach lauffen und rennen, daß sie über einem hauffen liegen. Die gerne unzüchtig Ding sehen, denen gefellt solch schwingen, fallen und kleiderfliegen sehr wol, lachen und seind fröhlich dabey, denn man machet jnen gar ein fein welsch Bellvidere. Welche Jungfraw, Magd und Dirne am meisten am Tantze herumgefüret, geschwungen, gedrehet und geschawet wirdt, die ist die fürnembste und beste und rühmen und sagen die Mütterlein selber: Es ist gar bedrang umb meine Tochter am Tantze, jederman wil mit jr tantzen, sie hat heut am Tantz guten Markt gehabt. Auch sticht der Narr unsre jungen und alten Witwen, die treibens ja so körbisch, wilde und unfletig als die jungen Mägdlein, seind bey den Nachttäntzen sowol die ersten und die letzten[24]". In dem „Ehespiegel" des Cyriakus Spangenberg, in welchem fünfzig Brautpredigten des Verfassers zusammengestellt sind, werden auch im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die schon früher laut gewordenen Klagen über das wüste Tanzen erneuert. Spangenberg stellt dem ehrbaren Tanz, welchen er den „burgerlichen" nennt, den „Bubentanz"

24) Tantzteuffel (Frankf. 1567), Fol. 38 fg. Die Streitschrift ist auch vollständig abgedruckt im Theatrum diabolorum, fol. 216 fg.

gegenüber, den man, sagt er, auch den „Hurentanz“ zu nennen berechtigt wäre. Denn „an den Abendtänzen, da man nichts thut als unzüchtig tanzen, springen, drehen, greifen, verleuret manch Weib ihre Ehr und gut Gerücht. Maniche Jungfraw lernet alda, das ihr besser wäre, sie hatte es nie erfaren. Wer solche Tänze billigt, ist ein Bube, und wer sie vertheidigt, ist ein Schalk. Denn was ist da anders dann ein wildes, ungehewr viechisches Rennen, Lauffen und durch einander Zwirbeln? Da siehet man ein solch unzüchtig Auffwerfen und Umbwerfen und Entblössen der Mägdlein, daß einer schwört, es hätten die Unfläter, so solchen Reyen führen, aller Zucht und Ehre vergessen, wären taub und unsinnig und tanzten St. Veistanz[25])“. Amtliche Bestätigungen finden diese Anklagen durch die Tanzordnungen, wie solche das ganze Jahrhundert hindurch von Fürsten und Städten erlassen und häufig erneuert wurden — ein Beweis, daß sie gar wenig fruchteten. In sämmtlichen wird den Tanzenden beiderlei Geschlechtes eingeschärft, sich „gebührlich zu bekleiden und zu bedecken“, und den Tänzern insbesondere. „Jungfrawen und Frawen nit so herumbzuschwingen, nit auf- und umbzuwerfen und unzüchtig zu blössen[26])“. Von Mädchen und Frauen, die so mit sich tanzen ließen, war zu erwarten, daß auch im übrigen ihr Gebaren mehr ein rohes als feines gewesen sei. Wir wollen zwar in Liebe annehmen, daß diese Frauen-

25) Spangenbergs Ehespiegel (1578), S. 285 fg.

26) S. die sächsisch-meißnische Verordnung v. J. 1555 und die etwas spätere nürnberg'sche bei Reinöhl, das Kloster VI, 421 fg.

zimmer nicht die Mehrheit, sondern nur die Minderheit ausgemacht hätten; aber auch so gab es deren noch genug und übergenug, an welche der zuerst lateinisch erschienene, dann verdeutschte und später (1567) in Reime gebrachte „Grobianus“ seine plumphöhnischen Rathschläge adressiren konnte, wie sie sich benehmen sollten, um recht grobianisch zu erscheinen. Keck wie Falken sollten sie auf der Gasse ihre Augen umhergehen lassen, ihr Kränzlein statt auf die Stirne auf die Nase setzen, kurz, möglichst unweiblich und frech auftreten [27].

Was die Frauentracht des 16. Jahrhunderts angeht, so reicht das Wort nicht aus, die wechselnden Gestaltungen derselben anschaulich zu machen, um so weniger, da zu dieser Zeit in Deutschland die mannigfaltigsten „Volkstrachten“ sich zu entwickeln anfingen [28]. Man muß durchaus die alten „Trachtenbücher“ zur Hand nehmen und die Gemälde und Zeichnungen eines Dürer, Kranach, Holbein und anderer Meister jener Zeit betrachten, wenn man sich von den wechselnden weiblichen Moden eine deutliche Vorstellung bilden will. Im allgemeinen stellt sich eine entschiedene Wendung vom Unehrbaren zum Ehr-

27) „Wenn du gehst aber aus dem Hauß
Und kombst jetz auff die Gassen nauß,
So laß deine Augen umbher geh'n,
Gleich wie man thut vom Falcken sehn',“ u. s. w.
Grobianus, Fol. 200 fg.

28) Ueber die Entstehung und Gestaltung der deutschen Volkstrachten s. Falke, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 217 fg. S. 298 fg. Ueber die deutschen Frauentrachten des 16. Jahrhunderts vgl. Falke, d. d. Trachten- und Modenwelt, II, 1—167.

baren heraus. Die schamlosen Entblößungen, wie sie das 15. Jahrhundert dem 16. überliefert hatte, verschwinden nach und nach, schlagen aber mit der Zeit auch in einen geschmacklosen Gegensatz um, wie insbesondere die Mode der Halskrösen zeigt, welche bis zur Ungeheuerlichkeit der „Mühlsteinkragen“ fortging. Da steckte denn der Frauenhals in einem steif und weit abstehenden, pflugradgroßen Kragen, auf welchem der Kopf wie auf einem Teller lag, aller anmuthigen Bewegung bar. Spanien hatte diese Mode angegeben, wie ja überhaupt die „spanische Tracht“ damals in Deutschland eingeführt wurde, und aus Frankreich kam der Reifrock, über welchen sich der „Hoffartsteuffel“ von Joachim Westphal und Cyriakus Spangenberg nicht weniger ereifert als über den Gebrauch falscher Haarflechten und über das „Schminken und Kleistern der Angesichter“ [29]).

Zur Vervollständigung des Gemäldes deutscher Sitten im 16. Jahrhundert, soweit ein solches Gemälde innerhalb des Rahmens dieses Buches überhaupt möglich ist, wollen wir nun, von den bäuerlichen Kreisen zu den fürstlichen aufsteigend, auf charakteristische Erscheinungen im sittlichen, häuslichen und geselligen Leben hinweisen ... Für den mehr als freien Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern im Bauernstande ist es bezeichnend, daß in den Bauernhäusern mancher Gegenden die Schlafstätten der Knechte und Mägde nicht von einander abgesondert waren. So z. B. in Baiern. Die Folgen

29) Theatrum diabolorum, fol. 364 b, bes. fol. 388 fg. und 395 fg.

blieben denn auch nicht aus. Unzucht und Ehebruch grassirten so sehr, daß der Kurfürst Maximilian bald nach seinem Regierungsantritt (1598) sich veranlasst sah, ein strenges „Sittenmandat" ausgehen zu lassen. Dasselbe bestimmte, daß ledige Weibspersonen uneheliche Schwangerschaften mit Geldstrafen und Anhängung der „Geige" büßen sollten. Bei der vierten unehelichen Schwangerschaft wurden sie des Landes verwiesen. Das Edikt besserte übrigens selbstverständlich die Sitten nicht, sondern fügte der Ausschweifung nur noch die Verbrechen der Fruchtabtreibung und des Kindermordes hinzu [30]). So oder ähnlich war es anderwärts auch; nicht etwa bloß in katholischen Gegenden, sondern in protestantischen ebenfalls. Dagegen hat die sittliche Tendenz der Reformation in bürgerlichen Kreisen, die patricischen eingerechnet, sich mehr geltend zu machen gewußt und zwar unter den Angehörigen beider Konfessionen. Es muß in die Augen springen, daß vom zweiten Viertel des Jahrhunderts an in den deutschen Städten die Phantastereien der Ritterzeit mehr und mehr einer praktisch tüchtigen Auffassung und Führung des Lebens, einer auf das Ehrbare und Haushälterische abzielenden Nüchternheit Platz machten. Aus diesem Geist erwuchs im Gegensatz zur Hofsitte die ehrsame Bürgersitte, welche die Frauen anwies, ohne Gefühlsüberschwang hausmütterlich im wohlgeordneten Hause zu walten, aus dessen Räumen frohsinnige Geselligkeit keineswegs verbannt war, aber wo sie doch den An-

30) Das sehr ausführliche Mandat ist abgedruckt bei Wolf, Gesch. Maximilian's I. und seiner Zeit (1807), I, 397 fg.

forderungen einer geregelten Lebensweise sich fügen mußte. Wie begreiflich, mußte dieser solide bürgerliche Ton auch in das Verhältniß der beiden Geschlechter eingehen und die romantischen Traditionen aus dem bürgerlichen Minne- und Eheleben mehr und mehr verdrängen. An die Stelle der Romantik, die sich durch ihre Entartung hinlänglich verrufen gemacht hatte, trat die verständige Berechnung, ohne daß diese der gemüthlichen Wärme ermangelt hätte. Nehmen wir zur Erläuterung einen einzelnen Fall, welcher auf Mittheilungen aus dem Privatarchiv der patricischen Familie Glauburg zu Frankfurt am Main beruht. Ein Sohn dieser Familie, Johann von Glauburg, studirte 1526 in Wittenberg. Seine Mutter, eine kluge Frau, drückte brieflich den Wunsch aus, daß er heimkehrte und sich verheiratete. Zugleich schlug sie ihm eine passende Partie vor, die Tochter aus einem befreundeten Hause, welche eine „feine Haushälterin“ sei, wenn sie auch keine übermäßig große Mitgift zu erwarten hätte. Der Sohn fügte sich ohne weiteres der Diplomatie seiner Mutter, heiratete die ihm Empfohlene und lebte vierzig Jahre glücklich mit ihr. Sein Enkel, Johann Adolf Glauburg, lernte 1598 auf einer Reise nach Nürnberg die schöne Ursula Freher kennen und erhielt ihr Jawort. Die Briefe, welche die Schöne als Braut an ihren Bräutigam schrieb, zeigen keine Spur von Sentimentalität, geschweige von Schwärmerei. Die Schreiberin erweist sich durchweg als ein klarverständiges Märchen, welches den Verlobten anmuthig plaudernd über Vorkommnisse des täglichen Lebens unterhält und dabei schon die behäbige

Sorglichkeit der künftigen Hauswirthin und Mutter durchblicken lässt. Respektvoll redet sie ihren Bräutigam mit: „Edler, ehrenfester, freundlicher und herzlieber Junker!" an und ein Zug von unschuldiger Schelmerei liegt etwa nur darin, daß sie sich unterschreibt: „Eure getreue und liebe schwarze Ursula" [31]).

In einem Gedichte des wackeren Hanns Sachs findet sich das vollständige Inventar eines bürgerlichen Hausraths, wie derselbe um die Mitte des 16. Jahrhunderts der städtischen Gewöhnung entsprach. Wir treffen da in der Wohnstube neben Tischen, Stühlen und Bänken mit Sitzkissen auch ein „Faulbett" oder „Lotterbett", welches die Stelle des modernen Sopha's vertrat; ferner den „Grißkalter", einen niedrigen Schrank, worauf man mit Wasser handiren, sich waschen oder Gläser ausschwenken konnte; dann das „Kandelbrett", auf welchem Kannen, Becher, Flaschen und Kühlkessel standen. Außerdem Leuchter, Lichtscheeren, einen Spiegel, eine Uhr [32]), ein Schach- und Brettspiel, Karten und Würfel, Schreibzeug mit Papier und Siegel; endlich „die Bibel und andere Bücher mehr zur Kurzweil und sittlicher Lehr'." In die Schlafkammer gehörte ein „Spannbett"

---

31) Frankfurter Archiv f. ä. d. Lit. u. Gesch. von Fichard, II und III.

32) Wie bekannt, wurde i. J. 1500 durch Peter Hele in Nürnberg der Gedanke gefasst und verwirklicht, die Thurmuhren zu Zimmeruhren und Taschenuhren („Nürnberger-Eier," von ihrer ovalen Gestalt) zu verkleinern. Vgl. Rehlen, Gesch. d. Gewerbe, S. 425 fg.

mit Strohsack, Pfulmen, Matratze, Kissen, Betttuch und Decke, sowie alle die kleinen Utensilien nächtlicher Bequemlichkeit. In der Schlafkammer standen auch die „Truhen“, worin das Geld und die Kostbarkeiten des Hauses aufbewahrt wurden, sowie die „Gewandkalter“, d. i. Kleiderschränke [33]). Es mangelt in diesem Hausrathskatalog des trefflichen bürgerlichen Meisters noch manches Stück, welches in unseren Tagen selbst bescheidene bürgerliche Haushaltungen nicht mehr entbehren wollen oder können; allein trotzdem verstanden unsere Altvorderen zu leben. Besonders was essen und trinken betraf. In Wahrheit, darin ließen sie sich nichts abgehen. Man sehe nur das Kochbuch des Marx Rumpolt vom Jahre 1587 an. Dieser Gastrosoph, welcher zugleich ein kulinarischer Praktiker war, lehrt, wie aus Ochsenfleisch 83 verschiedene Gerichte bereitet werden können, aus Kalbfleisch 59, aus Hammelfleisch 45, aus Schweinefleisch 43, aus Hirschfleisch 37. Er kennt unzählige Fischgerichte, 225 Arten Zugemüse, 63 Arten Suppen, 46 Arten Torten, an 70 Arten Fleisch- und Fischpasteten, fünfzigerlei Salate. Freilich ist es sehr fraglich, ob es Meister Rumpolt unserem heutigen Geschmacke recht zu Dank machen könnte. Namentlich dürfte ihm dabei die ungeheure Masse von Gewürzen hinderlich sein, welche die Küche jener Zeit verbrauchte [34]).

---

33) Gedichte v. Hanns Sachs (Nürnb. 1570), S. 440 fg.

34) Einlässlicheres über die Kochkunst des 16. Jahrhunderts gibt Müllers fleißiger Aufsatz: „Von alter Kochweise“ in Westermanns Monatsheften f. 1858. Nr. 25, S. 16 fg.

Manches in dem Gebaren unserer Aeltermütter, was uns jetzt unweiblich genug erscheint, dürfte sich leichter erklären lassen, wenn man erwägt, daß noch im 16. Jahrhundert, wie früher im Mittelalter, auch die Frauen dem Genusse starkgewürzter Weine keineswegs abhold waren. Heutzutage sind die Engländerinnen und Schweizerinnen dafür bekannt, den Wein am besten vertragen zu können; aber gewiß würde sich jede Engländerin oder Schweizerin vor dem mit Rothwein gefüllten Passglas entsetzen, welches die gefeierte Philippine Welser zu leeren gewohnt war, — zum Entzücken ihrer Anbeter; denn der Hals der Dame war so fein, zart und weiß, daß man ihr das rothe Getränk innen die Kehle hinabgleiten sah. Es kam jedoch auch vor, daß vornehme Damen von damals allzu häufig solche Passgläser leerten, und von einer wissen wir gar, daß sie zuletzt in Säuferwahnsinn verfiel: — die Prinzessin Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moriz, Enkelin des Landgrafen Philipp von Hessen. Das war eine unglückliche Geschichte. Der große Oranier, Wilhelm der Schweigsame, warb als Witwer von fünfundzwanzig Jahren um die Prinzessin und im August von 1561 fand zu Leipzig die Hochzeit statt unter so glänzenden Festlichkeiten, daß die Mitgift der Braut — (70,000 Reichsthaler, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Mitgift!) — kaum ausreichte, die Kosten zu bezahlen. Die Tante der Prinzessin, die Frau des Kurfürsten August, bat den Prinzen von Oranien unmittelbar nach dem Beilager gar beweglich, er, welcher dazumal noch Katholik war, möchte doch ihre Nichte nicht „vom Wege der wahren Religion“,

d. h. vom Lutherthum, verführen, worauf der Prinz leichthin: „Bah, sie soll mit solchem melancholischen Zeug sich gar nicht zu schaffen machen. Statt der Bibel soll sie den Amadis von Gallien lesen und ähnliche kurzweilige Bücher, welche de amore handeln, und statt zu nähen und zu stricken soll sie eine Galliarde tanzen lernen und andere dergleichen Courtoisien, wie sie schicklich und landesbräuchlich"[35]). Allein die junge Ehefrau lernte bald nicht eben sehr schickliche „Courtoisien", unter anderen die Trunkenbolderei. („Es lies ihr auch die Frau Prinzessin offtmals eyer gahr hardt im salltz sieden, darauf tringkt sie dan edtwan zuvil und werde ungeduldig, fluche alle böße flueche und werfe die speiße und schussel mit allem von tisch. Und die Frau Prinzessin, wie sie es genannt, den tollen man, nemlich ein guedte flasche weins morgens und abermals ein guedte flasche zu abendtszeit mehr dan ein maß haltend bekumen, welches ir sambt einem Pfundt Zugkers bei sich zu nemen nicht zu vil sey")[36]). Der Prinz schied sich von der Säuferin, deren Wuthausbrüche zuletzt unerträglich wurden, und das unglückliche Weib ist dann, völligem Wahnsinn verfallen, im Gewahrsam ihres Oheims zu Dresden i. J. 1577 gestorben. Im übrigen vererbte sich die

---

35) Brief des Landgrafen Wilhelm v. Hessen. Handschrift d. Archivs zu Dresden, mitgeth. v. Motley, Rise of the Dutch republic, vol. II, ch. 2.

36) Acta d. Frau Prinzessin zu Oranien verges. Verhdlg. Dresdener Archiv.

Eigenschaft der deutschen Damen, durstig zu sein und einen „guten Zug“ zu haben — (natürlich nur in Folge des Genießens der stark gesalzenen und gepfefferten Speisen, welche damals bräuchlich) — aus dem sechszehnten Jahrhundert auf das siebzehnte. Darauf deutet z. B. die „Hoftrinkordnung“, welche Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha i. J. 1648 gab und deren 9. Paragraph also lautete: „Zum Untertrunk vor unser Gemahlin soll an Bier und Wein, so viel dieselbe begehren wird, gefolgt werden; vors gräffliche und adelige Frauenzimmer aber 4 Maß Bier und des Abens zum Abschenken 3 Maß Bier; vor die Frau Hofmeisterin und zwo Jungfern und vor die Mägdgen wird gegeben von Ostern bis Michaelis Vormittags um 9 Uhr auf jede Person 1 Maß Bier und Nachmittags um 4 Uhr wieder eben so viel“ [37]) .....

Der ehrbar gemüthliche Zug, welcher das bürgerliche Familienleben der Zeit, von welcher wir handeln, vielfach kennzeichnet und in manchen Gedichten des Hanns Sachs einen so herzlichen Ausdruck gefunden hat [38]),

---

37) Deutscher Trunk, S. 57.

38) M. s. den „Ehrenspiegel der zwölff Durchleuchtigen Frauen des alten Testaments“ und „das Frawen Lob eines Biderweibes“ (I, 1, 35; I, 4, 335). Freilich hat der wackere Meister daneben den Frauen auch häufig humoristisch den Krieg gemacht, dieweil ja, — wie er sagte —

„Dieweil den Eheweibern allen
Der Honig vermischt ist mit Gallen“ (I, 4, 328).

machte sich auch in einigen fürstlichen Haushaltungen bemerkbar. Eine rechte Musterehe führten z. B. Herzog Albrecht von Preußen und seine erste Gemahlin Dorothea, die ihrem Eheherrn eine wahre „Gottesgabe" war, wie ihr Name besagte. Er rühmte von ihr, daß, „so sie eine arme Dienstmagd gewesen, sie sich nicht demüthiger und getreuer und in unwandelbarerer Liebe gegen ihn hätte verhalten können." Schon die Anrede, deren sie sich in ihren Briefen an den Gemahl zu bedienen pflegte, bezeugt mit ihrer naiven Herzlichkeit ein liebes und gutes Verhältniß: — („Durchlauchtiger und hochgeborener Fürst, mein Freundlicher und Herzallerliebster, auch nach Gott keiner auf Erden Lieberer, dieweil ich lebe, mein einziger irdischer Trost, alle meine Freude, Hoffnung und Zuversicht, auch mein einziger Schatz und aber- und abermals mein herzallerliebster Herr und Gemahl!") Dabei war die Herzogin, obzwar eine fromme evangelische Christin, keineswegs eine Kopfhängerin. Sie hatte im Gegentheil eine humoristische Ader an sich, welche sich mitunter schelmisch-naiv regte. So, wenn sie i. J. 1532, nach dem Tode eines ihrer Kinder, an eine befreundete Fürstin schrieb: „Als auch Euere Liebden mit uns des tödtlichen Abganges halber unserer jüngsten Tochter ein herzliches Mitleiden tragen, thun wir uns gegen E. L. freundlich bedanken, und sind zu Gott getroster Hoffnung, er werde uns nach solcher Betrübniß mit einem jungen Erben wiederum gnädiglich erfreuen und begnadigen, denn wir unserem lieben Herrn und Gemahl, der sein Werkzeug weidlich braucht

und nicht feiert, gar keine Schuld zu geben wissen [39]." Auch das Eheleben des Kurfürsten Moriz von Sachsen mit Agnes von Hessen war im ganzen ein ehrsames und glückliches. Wenn der Kurfürstin mitunter ein Zweifel an der Beständigkeit ihres lebemännischen Gemahls aufstieg und sie denselben dem Abwesenden mittheilte, schrieb er ihr wohl zurück: „Herzliches Weib, das du begerest, da ich gleich nit bey dir wer, das ich deiner im hertzen nit vergeßen wolt, bin ich gantz geneiget." Ganz hausväterlich-gemüthlich lautet es, wenn er ihr unterm 1. Oktober 1550 schrieb: „Ich wil diesen Winter bey dir bleiben und wollen mit einander birn braten; wan sie czussen, so wollen wir sie aus nemen und wollen mit Gottes Hülffe ein guts mutlein haben [40]." Von einer andern sächsischen Fürstin, von Anna, der Gemahlin des Kurfürsten August, wissen wir, daß sie die gelehrten Liebhabereien ihres Eheherrn theilte und mit ihm in seinem chemischen Laboratorium arbeitete. Sie hat auch glückliche Versuche gemacht und i. J. 1581 das seiner Zeit berühmte „weiße Magenwasser" erfunden.

Andere fürstliche Ehen boten freilich ein sehr unliebsames Bild von Untreue, Unfrieden und Zerwürfnissen aller Art. Wir erinnern an die widerlichen Händel, welche

39) Beiträge zur Kunde Preußens, III, 126. Voigt, über deutsches Fürstenleben im 16. Jahrh. in Raumers hist. Taschenbuch f. 1835. Voigt, Hofleben der Fürstinnen im 16. Jahrhundert, in Schmidts Zeitschr. f. Geschichtewissenschaft, II, 231.

40) Aus einer Reihe von Originalbriefen des Kurfürsten an s. Gemahlin, zuerst gedr. in den Kuriositäten, II, 296 fg.

der Herzog Ulrich von Wirtemberg mit seiner Gemahlin Sabine hatte und welche keineswegs, wie gefabelt worden, in einem verbrecherischen Verhältniß der Herzogin mit Hanns von Hutten, dem Stallmeister des Herzogs, sondern umgekehrt in der Leidenschaft Ulrichs für die „schöne Thumbin“, die Frau des unglücklichen Hutten, ihren Grund hatten. Ferner an den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, welcher mit seiner ersten Gemahlin Elisabeth um ihrer lutherischen Gesinnung willen und mit seiner zweiten Gemahlin Hedwig der Leidenschaft wegen zerfiel, welche er für Anna Sydow hegte, die Witwe eines Stückgießers, wesswegen sie im Volke nur die „schöne Gießerin“ hieß. Dieses Verhältniß ist sittengeschichtlich doppelt wichtig, insofern die schöne Gießerin sich auch in die Staatsgeschäfte mischte und demnach schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf deutschem Boden in ihrer Person jenes Maitressenwesen darstellte, wie es, in Frankreich systematisch ausgebildet, nachmals im 17. und mehr noch im 18. Jahrhundert für das europäische Staatsleben von so unheilvoller Bedeutung geworden ist. Sehr unglücklich fiel das unter ziemlich romantischen Umständen i. J. 1545 geschlossene Ehebündniß des Herzogs Erich II. von Braunschweig-Kalenberg mit der Prinzessin Sidonie von Sachsen aus, nicht durch Verschuldung der letzteren. Ihr roher und leichtfertiger Gemahl vernachlässigte sie in sträflicher Weise und ließ sie sogar Mangel leiden, während er mit gemeinen Dirnen im Lande und in der Fremde umherlotterte. Da war es denn kein Wunder, daß die arme Sidonie bei Gelegen-

heit einer ihrer Nebenbuhlerinnen drohte, sie „wolle der Hure ein Auge ausstechen und die Nase abschneiden [41]).“ In einem weitern höchst ärgerlichen Ehehandel war das Unrecht nicht allein auf Seite des Mannes. Der Herzog Johann Kasimir von Sachsen-Koburg vermählte sich i. J. 1586 mit der schönen Prinzessin Anna, der jüngsten Tochter des Kurfürsten August von Sachsen. Die warmblütige neunzehnjährige Frau war anfangs ihrem Gemahl innig zugethan; er aber scheint sich wenig aus ihr gemacht zu haben, sondern führte ein unstätes Jäger- und Zecherleben. Seine häufigen Abwesenheiten verdrossen die junge Frau nicht wenig. Sie schrieb dem Gemahl Episteln voll naiver Zärtlichkeit und forderte ihn einmal in Form eines scherzhaften Fehdebriefes geradenwegs zur Erfüllung seiner eheherrlichen Pflicht auf. Ein andermal schrieb sie beweglich: „Ich bitt, Ihr wollt wiederum zu mir ziehen oder mich holen lassen, dann mir die Weil so gar lang ist, daß ich nit weiß, was vor langer Weil soll anfangen.“ Zu seinem Schaden

---

41) Weber, Aus vier Jahrhunderten, II, 38 fg. Der Verfasser bemerkt zu der angeführten Drohung (a. a. O. 46): „Es scheint fast, als ob man das Nasenabschneiden in Fällen wie der vorliegende damals als eine erlaubte Selbsthilfe der in ihren Rechten gekränkten Gattin betrachtet habe. So liegt uns ein etwas früheres Reskript an den Amtmann zu Delitsch vor, des Inhalts: „„daß er gegen Peter Garkochs zu Leipzig Tochter, welche einer Frau, so mit ihrem Manne gebuhlet, die Nasen eines Theiles abgeschnitten, sich mit der Strafe bis auf weiteren Befehl enthalten und ihr auf ihr Ansuchen Recht wider dieselbe Frau gestatten sollte.““

berücksichtigte der Herzog solche Klagen und Bitten nicht. Es ist, wie jeder Welterfahrene weiß, eine für die Frauen sehr gefährliche Sache, sich zu langweilen. Auch die arme Herzogin Anna, deren neunzehnjährig Blut ihre Strohwitwenschaft und Kinderlosigkeit um so schwerer ertrug, als sie das Leben an dem belebten und festreichen Hof ihres Vaters mit dem im spießbürgerlichen Koburg vertauscht hatte, erfuhr das. Sie langweilte sich und Aberglaube und Sinnlichkeit thaten das übrige, sie zu verderben. Einer jener Gaukler und Wundermänner, wie sie als Vorläufer der großen italischen Schwindler, welche im 18. Jahrhundert die „nordische Dummheit" ausbeuteten, schon im 16. Jahrhundert sporadisch auftraten, war über die Alpen herübergekommen, um die deutsche Wundersucht zu klingender Münze auszuprägen. Er hieß Jeronimo Scotto und nannte sich, wie alle italischen, französischen und polnischen Industrieritter noch heute thun, einen Grafen. Seine Kupplerkünste hatten jenen Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürsten von Köln, in die Liebesbande der schönen Agnes von Mansfeld geführt, welche den kurzen Liebesglückstraum mit so viel Unglück und Schmach büßen mußte. Im Jahre 1592 befand sich Scotto in Koburg, als Adept des Herzogs Johann Kasimir, welcher wie noch manche Fürsten seiner Zeit viel Geld an die Erlernung der „verborgenen Wissenschaften" wandte, d. h. an unverschämte Gauner wegwarf. Der welsche Gaukler wußte sich auch das Vertrauen der sich langweilenden Herzogin zu erschleichen, indem er ihr versprach, sie fruchtbar zu

machen, verführte sie, verkuppelte hierauf die Gefallene mit einem jungen Hofkavalier und ging endlich mit dem Schmuck der Fürstin durch. Das Verhältniß zwischen der Herzogin und dem Hofkavalier wurde ruchbar, der Herzog ließ die beiden in Verhaft nehmen, eine Untersuchung anordnen und da bekannte denn Anna im Verhöre: „Sie habe mit Scotto mancherlei Unterhaltungen gepflogen und es habe ihr derselbe unter anderem auch versprochen, daß er sie lehren wolle, fruchtbar zu werden. Also sei sie zu ihm auf seine Stube gegangen, wo er ihre Hand ergriffen und dieselbe auf ein Kreuz gelegt habe, welches aus Pappe geschnitten, mit Charakteren bezeichnet und mit einem Draht belegt gewesen. Dann habe er seltsame Worte gesprochen, aus denen sie nur den Namen der heiligen Dreifaltigkeit herausgehört. Der Draht habe sich um ihre Finger geschlossen, sie sei ihrer nicht mehr mächtig gewesen, habe gegen ihre Pflicht in seinen Armen gehandelt und sich von ihm bereden lassen, sich in Liebe zu ihm zu halten. Scotto hatte ihr auch gesagt, sie werde vor ihrem Gemahl sterben und es werde ihr übel gehen. Wolle sie jedoch, daß ihr Gemahl vor ihr sterbe, so solle es ihr wohl gehen. Darein aber habe sie nicht gewilligt. Nachher habe sie sich zu Ulrich von Lichtenstein gesellet, habe mit ihm ungebührliche Spiele getrieben, sich endlich ganz in seine Gewalt gegeben und seiner Umarmungen genossen, wo es sich nur habe thun lassen.“ Weinend fügte sie diesem Geständniß hinzu, „ihr Gemahl möge alles ihrem Unverstande zurechnen und ihr verzeihen, da sie noch ein junges Mensch wäre. Der Schelm Scotto

habe sie betrogen. Sie bät' um Gnade." Das war vergeblich. Der Schöpfenstuhl in Jena zuerkannte ihr und ihrem Buhlen Ulrich die Todesstrafe mittels des Schwertes. Der Herzog verwandelte jedoch die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß. Die Fürstin wurde demnach zuerst nach Eisenach, dann ins Kloster Sonnenfeld und endlich auf die Veste Koburg gebracht, wo sie i. J. 1613 gestorben ist[42]). Eine noch grellere, aus Gaunerei, Wahn und Wollust gewobene Geschichte hatte in den 60ger und 70ger Jahren des 16. Jahrhunderts zu Wolfenbüttel am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig-Lüneburg gespielt. Der Fürst, welcher sonst zu den besten seiner Zeit gehörte und von seiner liebenswürdigen Frau Hedwig, einer brandenburgischen Prinzessin, zehn Kinder hatte, war plötzlich der plumpsten Beschwindelung durch einen gewissen Philipp Therochklus (Gräcisirung des Namens Sommerring) verfallen, welcher vorgab, den „Stein der Weisen" bereiten zu können und mittels desselben den schwächlichen und kränklichen Herzog wieder zum Jüngling zu verjüngen. Als seines Hauptwerkzeugs bediente sich der „verlaufene Pfaff", wie ein zeitgenössischer Berichterstatter den Betrüger nennt, der Anna Ziegler, einer ganz gemeinen Weibsperson, welcher unsere Quelle den wenig schmeichelhaften Titel einer „Angsthure" gibt. Sie war es, welche den Herzog ganz

42) Köhler, Münzbelustigungen, XVI, 26 fg. Kuriositäten, I, 101 fg. Die Aktenstücke der Procedur bei Hellfeld, Beitr. z. Gesch. von Sachsen, I, 17 fg.

fabelhaft bethörte, ihn von seiner Gemahlin abzog und ihn die wahnwitzigsten Dinge glauben machte[43]). Als aber das Treiben des Therochklus, der Ziegler und ihrer Mithelfer immer toller und frecher wurde, als sie, wie es scheint, der Herzogin sogar nach dem Leben standen, platzte endlich die Schwindelblase und des garstigen Liedes Ende war, daß am 7. Februar 1575 Therochklus mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt, die Ziegler verbrannt, ihre Spießgesellen gerädert und geköpft wurden . . Es sind häſſliche Farben, von welchen wir hier Gebrauch machen müssen, um der sittengeschichtlichen Wahrheit gerecht zu werden, und so dürfen wir auch nicht verschweigen, daß im Reformationszeitalter die Behandlung fürstlicher Frauen vonseiten ihrer Männer mitunter zu einer Rohheit fortging, vor welcher ein Türke zurückschrecken würde. Gab es doch, wie uns Hanns von Schweinichen als Augenzeuge erzählt, damals einen Herzog von Liegnitz, welcher schamlos-brutal

43) In dem zeitgenössischen „Bericht von Anna Zieglerin" heißt es am Eingang: „Die Angsthure Anna Zieglerin giebt vor: Sie sey nur 18 Wochen im Mutterleibe gewesen und hernach in einer besonderen dazu bereiteten Haut mit der Medicina, davon man das Gold machen und Metalle in Gold verändern könnte, erzogen. Sie und ihr Fleisch und Blut dominirte, daß sie aller Unreinigkeit und sonderlich des Menstrui rein und frei sey. Daß sie sey keiner Frauen, sondern allein den Engeln und Marien, Gottes Mutter, zu vergleichen. Welcher Mann auch mag ihrer Liebe genießen, der lebet ohne Krankheit frisch und gesund hundert Jahr länger als andere Männer" u. s. w. Mitgeth. v. Beckmann in d. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1857, S. 557.

genug war, in Gegenwart der Pagen seine Gemahlin zur Leistung der ehelichen Pflicht zu zwingen.

Fürstliche Hochzeiten waren die glänzendsten Feste dieser Zeit. Es wurde dabei viel Luxus und große Pracht entfaltet, verbunden mit einem Geschmack, welcher uns nach mehr als einer Seite hin geschmacklos und barbarisch genug erscheint. Festgeber und Gäste, deren Zahl sich gewöhnlich in die hunderte belief, wetteiferten dabei im Aufwand und die ganze Festgesellschaft schimmerte und schillerte von Sammet und Atlas, Damast und Seide oder gar von Silber- und Goldstoffen. Aus weiter Ferne her ließ man mit großen Kosten nicht nur die Materialien, sondern auch die Modelle des Anzugs kommen und verschrieb fremde Kleiderkünstler und Putzkünstlerinnen[44]. Auf eine glänzende Ausstattung der fürstlichen Bräute ward in der Regel sehr gehalten und namentlich für reichlichen Schmuck derselben gesorgt. So brachte z. B. die Prinzessin Anna ihrem Bräutigam, dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, i. J. 1594 Kleinodien im Werthe von 14,138 Mark zu.

44) Trotzdem scheinen die deutschen Damen in den Künsten der Toilette gegen die französischen und englischen sehr zurückgestanden zu sein. Als Anna von Kleve im Januar 1540 nach England kam, um sich mit dem Weibermörder Heinrich VIII. zu vermählen, berichtete der französische Gesandte Marillac nach Paris, die Prinzessin habe 12 bis 15 Fräulein mitgebracht, so plump und unpassend gekleidet, daß man sie häßlich finden würde, selbst wenn sie schön wären. Der König sprach von seiner Braut, mit welcher er gar nicht zusammenleben wollte, nur als von der „großen flandrischen Stute“.

Sehen wir uns so eine vornehme Hochzeitsfeier jener Tage mit an. Johann Wilhelm III., Herzog zu Jülich-Kleve-Berg, hatte um die Prinzessin Jakobäa geworben, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, und im Junimond des Jahres 1585 fand die Vermählung des Paares zu Düsseldorf statt. In der herzoglichen Residenz war man bemüht gewesen, alles auf's beste herzurichten, um die vielen geladenen Gäste nach Stand und Würde zu empfangen und zu bewirthen. Für die vornehmeren wurden im Schlosse selbst Zimmer bereit gehalten, ausgerüstet mit „köstlichen Täppichten und anderen herrlichen zierrat.“ Auch für Küche und Keller war wohl gesorgt, „nicht allein zur notturfft sondern zum vberfluß vnd wollust.“ Die Braut fuhr mit ihrem Gefolge zu Schiffe den Rhein hinab und hielt am 15. Juni in einer sechsspännigen Kutsche („Gutzwagen“) ihren Einzug in Düsseldorf, wobei fürchterlich kanonirt wurde. Vor dem Thore bewillkommte sie der Bräutigam und führte sie in feierlicher Prozession durch die geschmückten Straßen nach dem Schlosse, allwo ihr Schwiegervater und ihre Schwägerin Sibylle sie begrüßten. Sie wurde hierauf in ihre Gemächer geleitet, welche mit Teppichen behangen waren, deren Gewebe Bilder darstellten, so „zur ehelichen Lieb' am meisten und vornehmlich gehörig“, d. h. mythologische Scenen von nicht sehr schamhafter Art. Am folgenden Tage zur Vesperzeit bewegte sich die ganze Versammlung zur Schloßkapelle, wo die Trauung stattfand. Vorauf schritten eine Musikbande und ein Dutzend Edelleute, welche Wachsfackeln trugen. Die Braut hatte einen weit-

ausgeschnittenen Rock von „Silberstuck“ an, mit Gold durchstickt, und einen herrlichen „Karakanten“ (Halsband) aus Diamanten und Rubinen. Auf ihrem „niedergeschlagenen“ Haar trug sie ein goldenes Krönlein. Der Hofprediger hielt vor dem Trauakt eine lange Predigt. Dann empfing er von dem Bräutigam einen Ring, welchen er der Braut an den Finger steckte, und von der Braut einen Kranz, welchen er dem Bräutigam aufsetzte. Nach geschehener Einsegnung wurde unter Trompeten- und Paukenschall ein Tedeum gesungen. Hierauf ging es zum Bankett, wobei Edelleute in spanischen Mänteln unter Vortritt des Hofmarschalls mit seinem Amtsstab die Speisen auftrugen. Nach beendigtem Mahl begannen in einem Sale, dessen Tapeten geschmackloser Weise allerhand biblische Mordscenen darstellten, die feierlichen Tänze und that den ersten der Bräutigam mit der Braut, „denen man mit Flambos vor und nachtantzete“. Nach dem Tanze verfügte man sich in ein anderes Gemach, wo eine Kollation von Zuckerwerk aufgestellt war in Gestalt eines Gartens mit Bäumen, Felsen, Wasserfällen, Flüssen, Burgen und allerlei Thiergattungen. Nachdem man von diesem Schauessen Stücke abgebrochen und verspeis't hatte, wurden Bräutigam und Braut zum Beilager in die Hochzeitkammer geleitet. Der Morgen des folgenden Tages war der Empfangnahme der Morgengabe und der Hochzeitsgeschenke gewidmet und noch mehrere Tage lang ergötzten sich die Gäste mit Banketten, Ringelrennen Tänzen, Maskeraden und Feuerwerken[45]. Diese so

45) Diese Angaben sind einer weitschweifigen, i. J. 1587

festlich begonnene Ehe schlug aber sehr übel aus, indem sie sich zu einem abschreckenden Bilde grauenvollen

---

gedruckten, durch Freiherrn Roth v. Schreckenstein in d. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 314 fg. auszüglich mitgetheilten Beschreibung des Festes entnommen. Aus einer Druckschrift v. J. 1599 („Drey schöne vnd lustige Bücher von der Hohen Zollerischen Hochzeyt“ von J. Frischlin), welche A. Birlinger 1860 wieder abdrucken ließ, erfahren wir, daß es zu Ende des 16. Jahrhunderts mit dem „Beilager“ folgendermaßen gehalten wurde: —

„Rheingraff Ottho führt sie (die Braut) hinauff mit fleyß
In jr gezimmer hüpsch und weyß.
Da wartet sie, biß zu jr kam
Der junge Herr und Bräutigam
Mit allen Fürsten, Graffen, Herren,
So folgen theten willig geren.
Vor jnen her Trommeter bliesen,
Die stark in jre Pfeiffen stiessen.
Als nun der Hochborn Bräutigam
Hinauff in sein Schlaffzimmer kam,
Sein Manttel und Kranz legt von sich,
Sein Wöhr und Ketten und gabs gleich
Seim Hofmaister, solchs zu bewaren;
Derselbig thet den fleyß nicht sparen.
Als nun die Fürsten, Herren, Frawen
Stunden in diesem Gemach zu schawen,
Die zween Brautfürer tratten her,
Die Gesponß sie brachten höflich hehr
Und legten sie hinein inns Beth,
Jr weysse Kleyder noch an hett.
Dann legten sie den Bräutigam
Zu seiner Gsponß also zusam,
Die Döcken uberschlagen theten,
Biß sie ein Weyl gelegen hetten.

Familienzerwürfnisses gestaltete. Der Herzogin Jakobäa wurde in Folge eigenen Leichtsinns und auf Betreiben ihrer keineswegs zur Anklägerin berufenen Schwägerin Sibylle ein zuchtloser Wandel schuldgegeben und sie starb 1597 eines gewaltsamen (?) Todes, während ihr beschränkter Gemahl in Blödsinn verfiel [46]).

Bei dieser flüchtig erwähnten kleve'schen Haustragödie waren schon Sitten oder vielmehr Unsitten im Spiele, welche auf das Ueberhandnehmen des welschen (italisch-spanischen und französischen) Einflusses auf die deutschen Hof- und Adelskreise hindeuten. Es ist charakteristisch, daß die leichtfertige Herzogin Jakobäa an den Possen italischer Komödianten ein besonderes Wohlgefallen hatte und daß ihre tückische Schwägerin Sibylle mündlich und schriftlich im Gebrauche französischer Phrasen sich gefiel. In Wahrheit, ein Geschichtschreiber der deutschen Frauenwelt, welcher lieber wahrhaftig als

---

Gar bald sie wider auffgestanden,
Die Fürsten, Herren seind vorhanden,
Wünscht jeder da für seinen theyl
Dem Bräutigam und Braut vil heyl,
Vil glücks und gutten segen reich;
Darnach lugt jeder, das er weich'
Und selber in sein Kammer kumb,
An seinem schlaff auch nichts versumb."

46) Vgl. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Bd. 4, S. 294 fg. „Der Ausgang des Hauses Kleve", und die Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen (Beers von Lahr) am Hofe Johann Wilhelms III. (Düsseldorf 1834).

galant sein will, hat die leidige Pflicht, zu sagen, daß an der unglückseligen Verwelschung unseres Landes, wie sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anhob und im 17. vollendet wurde, die Frauen in hohem Grade mitschuldig waren. Wie leider noch heute, konnte schon damals jede von der leichtfertigen Koketterie, der blanken Narrheit oder der gierigen Berechnung in Frankreich ausgeheckte Mode darauf zählen, diesseits des Rheins eifrigst nachgeahmt zu werden. Diese thörichte Unterwerfung des heimischen Geschmackes unter die Launen und Berechnungen eines von einem Extrem ins andere springenden, zu jeder Art von Komödienspiel prädestinirten Volkes war aber noch nicht das Schlimmste; denn am Ende darf man unbedenklich zugeben, daß die Franzosen von jeher mehr Schneidergenie besaßen als wir und eben auch mit dieser Gabe zu wuchern berechtigt waren und sind. Aber die Nachäffung der französischen Moden durch die deutschen Damen und Herren — denn die letzteren waren hierin keineswegs verständiger als die ersteren — beschränkte sich nicht auf die lächerlich-wichtigen Mysterien der Schneiderwerkstatt und des Putztisches. Sie schmeichelte den deutschen Geist vielmehr in eine Erschlaffung hinein, welche ihn gewöhnte, alles Ausländische, auch das Verwerflichste, als etwas Mustergiltiges anzusehen und demselben Vaterländisches, auch Löblichstes, nachzusetzen. So kam es, daß die Mode zur Vermittlerin und Schmugglerin des raffinirten Sittenverfalles wurde, welcher im 16. Jahrhundert die romanischen Länder angefressen hatte; so kam es, daß Deutschland in jene beklagens-

werthe geistige Abhängigkeit vom Ausland, insbesondere von Frankreich gerieth, welcher erst im 18. Jahrhundert die glorreichen Thaten der Meister unserer Literatur wieder ein Ende machten.

Selbstverständlich war es jedoch nicht die Herrschaft welscher Moden allein, welche unserem Lande die Stellung der leitenden geistigen Großmacht Europa's, zu der die Reformation es für eine Weile erhoben hatte, bald wieder entzog. Es haben dabei zwei Motive von weltgeschichtlicher Bedeutung mitgewirkt: der Jesuitismus und der Calvinismus — jener die spanisch-östreichische Politik bestimmend, dieser von der französischen als ein vergifteter Keil in das deutsche Reich hineingetrieben, — beide so unheilvoll für unser Land, daß es schwer zu sagen sein dürfte, welchem von ihnen das größere Maß von Verderben innegewohnt habe ..... Der Jesuitismus war die Antwort der romanischen Welt auf die germanische Reformfrage. Vermöge seiner wunderbar klug ausgedachten Organisation, vermöge seiner beispiellosen, ins Heldisch-Erhabene gehenden Disciplin hätte der Jesuitenorden auf der Weltgeschichtebühne eine Rolle spielen können, wie so ruhmreich und gesegnet keine andere Korporation jemals sie gespielt hat. Aber die Gesellschaft Jesu war ein romanisches Institut, also von vorneherein dem Verständniß der Gesetze organischer Entwickelung verschlossen und das Heil nur in der blinden, unverrückbaren Autorität erblickend. So trat sie dem Princip der freien Selbstbestimmung des Menschen, welches im Protestantismus zum erstenmal als sittliche und politische

Macht sich angekündigt hatte, als eine Geisterpolizei gegenüber, der sich das romanisirte habsburgische Haus als eines Werkzeuges zu bedienen glaubte, während es doch in Wahrheit selbst nur eine, wenn auch sehr bedeutende Ziffer in dem weltumfassenden Kalkul des Jesuitismus war. Auseinanderzusetzen, wie im Gefolge der jesuitischen Reaktion, welche den kaiserlichen Hof, wie die übrigen katholischen deutschen Höfe lenkte, das spanisch-italische Fremdwesen im Verlaufe des 16. Jahrhunderts mehr und mehr in den katholischen Gesellschaftskreisen Deutschlands Eingang fand, ist hier nicht der Ort. Es genügt, auf diese feststehende Thatsache im allgemeinen hingewiesen zu haben, mit der Bemerkung, daß die Dogmatik der Jesuiten ebenso energisch den spanischen Dunkelgeist in unser Land zu verpflanzen suchte als ihre lässliche und bequeme Moral der Einführung italischer Laster mit einer Duldsamkeit zusah, welche wohl wußte, daß man die Geister entnerven muß, um sie recht widerstandslos beherrschen zu können.

Während so der Jesuitismus vom Süden her an der Entnationalisirung Deutschlands arbeitete, geschah dasselbe vom Westen her mittels der Verbindung des französischen Hofes mit den deutschen Protestanten. Mit jener Perfidie, welche die französische Politik zu allen Zeiten charakterisirt hat und sie für alle Zeiten charakterisiren zu sollen scheint, haben von Franz I. an die Könige Frankreichs es sich angelegen sein lassen, die deutschen Protestanten gegen das katholische Reichsoberhaupt zu unterstützen, während sie, mit Ausnahme Heinrichs IV., die

Reformirten im eigenen Lande mit grausamer Härte verfolgten. Es mag ja für die deutschen Protestanten eine Nothwendigkeit gewesen sein, diese französische Perfidie sich zunutze zu machen; aber daß die unnatürliche Verbindung für Deutschland in politischer, intellektueller und sittlicher Beziehung von den verderblichsten Folgen gewesen, ist dessenungeachtet sonnenklar. Der Hof der „Lilien“ — nie ist ein reineres Sinnbild zu Gunsten einer befleckteren Sache entweiht worden — wurde leider das angestaunte und eifrig nachgeahmte Vorbild einer Menge von deutschen Fürsten und Edelleuten. Mit der französischen Redeweise und Bildung, den französischen Moden und Bräuchen kam auch die französische Lüderlichkeit nach Deutschland herüber, jene gränzenlose, raffinirte Lüderlichkeit, welche durch ein gemäßigteres Wort nicht hinlänglich gezeichnet wird und welche zu charakterisiren man nur die Namen von Franz I., Heinrich III. und Heinrich IV. zu nennen braucht. Die Politik allein wäre indessen nicht im stande gewesen, der französischen Sündflut in Deutschland Raum zu schaffen, wenn diese in der Konfession Calvins nicht eine Gelegenheitsmacherin gefunden hätte. Zwar führte schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Bestreben, das „elegante“ Wissen, wie es auf den französischen Universitäten daheim war, sich anzueignen, viele junge und der französische Kriegsdienst viele junge und alte Herren aus Deutschland nach Frankreich; aber doch war damals wie das französische Wesen überhaupt so auch die französische Sprache in unserem Lande noch so wenig bekannt, daß die schmal-

kalvischen Bundesgenossen nur deutsch oder lateinisch mit dem französischen Kabinette briefwechselten. Erst dann, als so einflußreiche deutsche Höfe, wie der kurpfälzische und hessische waren, dem Calvinismus sich zugewandt hatten, war für das Franzosenthum bei uns eine feste Stätte gefunden, von welcher aus es erfolgreiche Eroberungszüge machen konnte und wirklich machte [47].

Unsere nationale Entwickelung hat darunter unsäglich gelitten. Die vornehmen Stände wetteiferten förmlich in ehrvergessener Nachäffung von Fremdem und so öffnete sich zwischen ihnen und dem Volk eine Kluft, welche noch heute lange nicht ausgefüllt ist. Alles Vaterländische galt dieser äffischen Gesinnung für roh und gemein, alles Ausländische für fein und nobel. Unsere edle Sprache, durch Luther auf eine neue Grundlage von Granit gestellt, mußte bei Leuten „von Welt" französischem Genäsel oder italischem Gelispel oder einem abscheulichen Mischmasch aus deutschen, lateinischen, französischen, italischen und spanischen Sprachfetzen weichen [48]. Während sich auf-

47) M. s. die Nachweise, womit Barthold in seiner Gesch. der Fruchtbringenden Gesellschaft, S. 12 fg., seinen Satz stützt: „Der Calvinismus des 16. Jahrhunderts ist der Weg, auf welchem das Fremde (d. i. das Französische) in Sprache, Sitte und Denkweise in Deutschland eindrang und zu Anfang des 17. Jahrhunderts eines großen Theils fürstlicher und adeliger Kreise sich bemächtigte."

48) Vortrefflich wurde diese „alamodische" Sprachmengerei gegeißelt in der aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stammenden „Deutschen Satyra wider alle Verderber der deutschen Sprache", wieder abgedr. im Weimar. Jahrbuch, I, 296 fg.

seiten der kaiserlich-katholischen Partei das Leben in den steifen und geistlosen römisch-spanischen Formen fortschleppte, herrschten aufseiten der widerkaiserlich protestantischen die französische Sprache, Bildung und Galanterie. Also hüben und drüben wurde gleich viel gesündigt und beide Parteien haben es gleichermaßen verschuldet, daß sich das 17. Jahrhundert für unser Vaterland zu einer Periode des Jammers und der Schmach gestaltete, worüber ein deutsches Herz noch jetzt sich entsetzen muß. Wir werden betrachten, wie in dieser Unglückszeit die deutschen Frauen gestellt waren. Weil aber in der bezeichneten Periode das deutsche Leben überhaupt vom ausländischen abhängig und auch das frauliche wesentlich ein Ergebniß der Nachahmung fremder Vorbilder gewesen ist, so scheint es räthlich, zuvor die Stellung des schönen Geschlechtes, wie sie im 16. und 17. Jahrhundert in Frankreich, Italien und Spanien war, ins Auge zu fassen, was im nächsten Kapitel geschehen soll. Es dürften sich daraus mannigfach bedeutsame sittengeschichtliche Parallelen ergeben.

Zweites Kapitel.

Zur Vergleichung.

Die Renaissance in Frankreich. — Begründung des modernen Hofstils und des Maitressenwesens. — Die französische Galanterie unter Franz I., Heinrich III. und Heinrich IV. — Die Regentschaft der Anna d'Autriche. — Ludwig XIV. — Die französische Gesellschaft in den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. — Von den Italienerinnen. — Die spanischen Frauen im 16. und 17. Jahrhundert.

Der moderne französische Hofstil, in allen seinen Umbildungen bis zur großen Revolution herab für die meisten europäischen Höfe das Vorbild, ist, wie jedermann weiß, im Zeitalter der Renaissance aufgekommen. Franz der Erste, der glänzende Wüstling, der elegante Bauherr, der „Père de la venerie“, der geschmackvolle Kenner der Künste und der Frauen, war der Begründer und Pfleger dieser Kunst höfischer Lebensführung, die aus dem Mittelalter die ritterlichen Formen herübernahm und damit alle die feineren Reizungen und Genüsse verband, welche die an den klassischen Studien neuentzündete literarische und künstlerische Thätigkeit an die

Hand gab. Der Humanismus, schon in seinem Namen einen bedeutsamen Gegensatz zum Theologismus ausprägend, war in Frankreich nicht wie in Deutschland die Herzenssache einer auf ernste religiöse und politische Ziele gerichteten Vorschrittspartei, sondern weit mehr nur ein Spielzeug vornehmer Eleganz. Auch in Frankreich stellte er der ewigen Litanei vom Jenseits die realistische Botschaft vom Diesseits gegenüber; aber während mittels derselben bei uns die edelsten Geister eine große sociale Reform anstrebten, begnügte man sich in Frankreich, wie in Italien, die aus der wiedererweckten Kenntniß des klassischen Alterthums fließenden Anregungen zur Verfeinerung des Lebensgenusses auszunützen.

Bei diesem Mangel an idealem Gehalte mußte die Renaissance in Frankreich nothwendig andere Resultate haben als in Deutschland. Diesseits des Rheins ist der humanistische Geist im Protestantismus — womit nicht etwa die protestantische Kirche gemeint ist — eine Lebensmacht geworden, welche alles das schuf, was unser Ruhm und Stolz: die deutsche Wissenschaft, Literatur und Kunst. Jenseits des Rheins gab die Renaissance Stimmung, Mittel und Wege an die Hand, die modern-romanische absolute Königsmacht so zu sagen künstlerisch auszubilden. Der Charakter dieses Königthums war von vornherein ein tiefunsittlicher. Das deutsche Wort Falschheit reicht kaum aus, die Perfidie einer Politik zu bezeichnen, welche den Protestantismus im eigenen Lande mit brutaler Grausamkeit unterdrückte zur gleichen Zeit, wo sie denselben auswärts unterstützte; und man muß Brantôme lesen, um

die ganze Frechheit der Lasterwirthschaft kennen zu lernen, welche dem modernen französischen Hofleben von Anfang an eigen war. Man hat den genannten Autor freilich als den „Skandalchronisten“ seiner Zeit (1527 — 1614) bezeichnet, aber was konnte er dafür, daß seine Zeit eine Skandalzeit gewesen ist? Angenommen sogar, er habe in einzelnem übertrieben, zeugt doch sein naiv-ungezwungener Ton für seine Wahrhaftigkeit im ganzen. Und was für sittliche, d. h. unsittliche Anschauungen mußten in einer Zeit herrschen, wo Geschichten, wie Brantôme sie erzählt, augenscheinlich eine Lieblingsunterhaltung der vornehmen und gebildeten Kreise ausmachten! Wie charakteristisch ist es, daß der Mann gerade bei seinen ärgerlichsten Boudoir- und Schlafzimmeranekdoten fast nie unterlässt, die Heldinnen derselben sehr ehrbare („très honnestes“) Damen zu nennen! Schon in der Pflege ihrer körperlichen Reize entwickelten diese „sehr ehrbaren“ französischen Damen eine so fabelhafte Schamlosigkeit, daß unsere Sprache dieselbe auch nur anzudeuten sich weigert [49]), obzwar die Muse der Sittengeschichte keine Prüde ist und keine sein darf.

Franz der Erste nimmt unter den Königen und Staatsmännern, welche die französische Monarchie aus einem Feudalstaat zu einer unbeschränkten Despotie umbildeten, unstreitig eine vorragende Stelle ein. Er schon hätte jenes Wort rasender Selbstsucht sprechen können,

49) Brantôme, Oeuvres (Londres 1779), III, 303 et suiv.

welches nachmals Ludwig der Vierzehnte sprach: — „L'état c'est moi". Denn schon dem Valois war die Königsmacht nur ein Mittel zur Befriedigung persönlicher Gelüste. Der Subjektivismus der Renaissancezeit hat in diesem Fürsten seinen frivolsten Repräsentanten gefunden. Der Staat war, glaubte er, nur um seiner willen da. Ausschweifend, wie er gewesen, beförderte er durch sein Beispiel die Ausschweifung; aber er that es mit einer Art künstlerischer Anmuth, wie das von einem König, der sich im Umgange mit Männern wie Marot, Da Vinci und Cellini gefiel, nicht anders sich erwarten ließ. Ein galanter Herr, machte er die Galanterie zu einem Elemente der Regierungskunst. Er war der Begründer jenes Maitressenthums, welches bald einen so wichtigen Theil des französischen Staatswesens ausmachen sollte, auf die Stellung der Frauen in ganz Europa eine so bedeutende Einwirkung gewann, unter dem vierzehnten Ludwig ein pomphaft anerkanntes Attribut des absoluten Königthums wurde und unter Ludwig dem Fünfzehnten die königliche Majestät, an die Unterröcke von Dirnen wie die Pompadour und die Dubarry geheftet, durch den Koth schleifte.

Ludwig der Elfte hatte den französischen Adel gedemüthigt, Franz der Erste verknechtete denselben, indem er ihn zwang, am Hofe zu leben. Der König machte die Barone zu betitelten Lakaien, ihre Frauen und Töchter zu seinen Odalisken. Letzteren Zweck zu erreichen, wurden im Nothfall unerlaubteste Künste, niederträchtigste Listen in Anwendung gebracht. So, als es galt, die Gräfin

von Chateaubriant an den Hof zu locken, jene schöne Unglückliche, welche ihr Gemahl den kurzen Liebesrausch, dem sie in den Armen des Königs sich hingegeben, nachmals mit dem Tode büßen ließ[50]). Sein künstlerischer Sinn hielt auch Franz den Ersten keineswegs ab, seine Absichten bei Gelegenheit mit der ganzen Brutalität eines vollendeten Despoten durchzusetzen. So jagte er eines Nachts einen seiner Hofherren, welcher seine Frau zu ermorden drohte, falls sie den König ihr Bett theilen ließe, mit gezogenem Degen aus dem Schlafzimmer und nahm den Platz des Entehrten ein. Brantôme, welcher diese Geschichte erzählt, setzt hinzu, diese Dame sei sehr glücklich gewesen, einen so tapferen Beschützer zu finden, denn seitdem habe es ihr Gatte nie mehr gewagt, ihr ein Wort darüber zu sagen, und habe sie alles nach ihrem Gefallen thun lassen[51]). Wie der Herr, so die Diener. Bonnivet, der Günstling des Königs, bestürmte die Schwester desselben, die schöne und geistvolle, auch als Schriftstellerin aufgetretene Marguarite von Navarra, mit Liebesanträgen. Abgewiesen, war er frech genug, mittels List und Gewalt zum Ziele kommen zu wollen. Er lud den ganzen Hof auf sein Jagdschloß ein und ließ der Prinzessin ein Schlafgemach anweisen, in welches er sich, als er sie eingeschlafen glaubte, mittels einer Geheimtreppe einschlich, um die Schwester seines Königs im Sturme zu erobern. Die Prinzessin erwachte, entwand

50) Galanteries des Rois de France, II, 4 et suiv.

51) Brantôme, III, 18.

sich entrüstet den Armen des Verwegenen, und da er ihres heftigen Widerstandes ungeachtet nicht ablassen wollte, richtete sie ihn mit ihren Nägeln so arg zu und rief so laut um Hilfe, daß der Unverschämte endlich entfliehen mußte. Der König lachte nur zu diesem Abenteuer, welches die Prinzessin in der vierten ihrer Novellen selbst erzählt hat[52]). Es kennzeichnet die Sitten jener Tage, daß einer königlichen Dame solches ungestraft widerfahren konnte. Freilich sorgten die Frauen des französischen Hofes dafür, daß die Herren den Glauben an weibliche Tugend für eine Thorheit ansehen konnten. Alle Berichte müßten lügen, wenn wir bezweifeln sollten, daß die Weiber mit den Männern in Zügellosigkeit wetteiferten. Sogar in unnatürlichen Lastern, wie Brantôme mit der größten Seelenruhe berichtet. Aber es ist unmöglich, seine haarsträubenden Geschichten von den Tribaden („Fricatrices“) seiner Zeit nachzuerzählen[53]). Ihm zufolge verzweifelten die Ehemänner zuletzt daran, selbst mittels sogenannter „Keuschheitsgürtel“ die unrechtmäßigen Begierden ihrer Frauen im Zaum halten zu können, und so begreift man, daß zur Zeit Franz des Ersten in Frankreich das Sprüchwort umgehen konnte: „Qui voudroit garder qu'une femme n'aille du tout à l'abandon, il la faudroit fermer dans une pippe et en jouir par le bondon“. Ebenso, daß ein italischer Fürst, welcher eine französische Prinzessin heim-

52) Nouvelles de la Reine M. 33 et suiv.

53) Brantôme, III, 209 et suiv.

geführt, am Morgen nach der Hochzeitnacht voll Verwunderung ausrief: „Voilà un grand miracle, que cette fille soit ainsi sortie pucelle de cette cour de France“[54]).

Wenn unter Franz dem Ersten die französische Galanterie sich im allgemeinen wenigstens noch den Schein ritterlicher Courtoisie zu geben suchte, so versank sie unter Heinrich dem Dritten vollends in einen Schmutz, wie er vor Zeiten an den Höfen eines Caligula, Nero und Elagabal sich angehäuft hatte. Der König ließ sich in seinen widernatürlichen Lüsten so schamlos gehen, daß er sich sogar nach Nero's Vorbild mit einem seiner „Mignons“ förmlich vermählt haben soll[55]). Der

---

54) Derselbe, III, 148. 206.

55) Galant. des R de. Fr. II, 182. Unglaublich ist die Sache keineswegs. Raumer hat in seinen zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts geschriebenen „Briefen aus Paris“ (1831), I, 329, aus einer französischen Handschrift folgende furchtbaren Züge aus dem Lasterleben dieses Königs lateinisch wiedergegeben. „Aliquando invitavit omnia scorta Parisina maxime famosa, ut venirent in oppidum St. Cloud, easque carpentis eo deduci jussit; ubi quum advenissent, in nemore eas denudari jussit; similiter milites Helvetios prorsus denudari jussit (et) in venationem immisit, spectans voluptatem. — Frequentabat ille (rex) matronas (Nonnen?) de Bel — ncourt et corolla sua precatoria vulvas earum demetiebatur; alteram altera majorem habere dicens. — Vim inferri jussit mulieribus honestis, quas in cubiculum suum adduci praetextibus quibusdam curaverat. — Ipse et omnes ipsius sodales insimulabant sodomiae. — Margaretha Valesia narrabat episcopo de Grasses, fratrem suum Henricum III. nunquam cum ipsa

Lebenswandel seines Nachfolgers, Heinrichs des Vierten, war bekanntlich wenig geeignet, sittenbessernd zu wirken, und es kann doch wohl kaum als ein Verdienst gelten, wenn ihm nachgerühmt wird, daß er in seinen Ausschweifungen wenigstens die Wege der Natur eingehalten habe. Die Hofhaltung des Königs bot die seltsamsten Kontraste: hier die energische Beschäftigung mit kolossalen, die Karte von Europa mit vollständiger Umänderung bedrohenden Plänen — die Franzosen gebärdeten sich ja bekanntlich schon damals als die „Civilisatoren" von aller Welt, ohne jemals ernstlich bei sich selber anzufangen — dort eine halbtolle Frivolität, welche mitunter sogar einen so ernsten Rechner und Staatsmann wie Sully an ihrem Thorheitsbande gängelte. Sollte man es glauben, daß es des berühmten Ministers Lieblingsvergnügen war, Abends in seinem Kabinette sich auf der Laute Tanzweisen vorspielen zu lassen und, wunderlich ausstaffirt, diese Tänze ganz allein zu tanzen, während etliche übelberufene Hofherren und noch übler berufene Frauenzimmer die Zuschauer machten und mit dem Tanzenden allerlei grobe Späße trieben[56]? Unter dem melancholischen drei-

concubuisse, nisi per vim" .... Alle diese Bezichtigungen haben freilich einen stark liguistischen Beigeschmack, was Raumer anzumerken vergaß; allein die widernatürlichen Sünden des Königs waren allbekannt und die allgemeine Verachtung, in welche er fiel, bezeugt, daß er der Verdorbenste unter den Verdorbenen eines zuchtlosen Hofes gewesen.

56) „Bouffonnoient avec lui", lautet der Ausdruck bei Tallemant de Réaux, welcher in seinen Historiettes (I, 147) von Sully's Tanzsucht redet.

zehnten Ludwig nahm der Hof eine etwas trübsäligere Miene an, doch hielt sich im ganzen der unter Heinrich dem Vierten herrschend gewesene Ton. Daher konnte denn auch der gewaltige Beherrscher seines Königs und Landes, der Kardinal Richelieu, auf den barocken Einfall kommen, mittels Ballettänzersprüngen um die Liebe der Königin, Anna d'Autriche, zu werben [57]). Mehr Erfolg hatte nach dieser Richtung hin sein Nachfolger, der glatte Mazarin, mit welchem auch das „italische Laster“ in Frankreich wieder Mode wurde. Wie unbefangen selbst Damen ersten Ranges diese Abscheulichkeit nahmen, bezeugt uns der Umstand, daß die Witwe Ludwigs des Dreizehnten, der man bekanntlich die zärtlichsten Beziehungen zu Mazarin schuldgab, eines Tages zur Frau von Hautefort sagte, es wäre nichts daran, weil, wie sie lachend beifügte, der Kardinal die Frauen nicht liebe; er sei ja ein Italiener [58]). Man kann gerade nicht sagen, daß die Regentschaft Anna's von Oestreich die französischen Hofsitten wesentlich zum Bessern gelenkt habe. Kaum daß der äußerliche Anstand etwas mehr gewahrt wurde. Zwar kam es jetzt nicht mehr vor, daß, wie unter Heinrich dem Vierten geschehen, ein junger Parlamentsrath eine nicht näher zu bezeichnende rohfaunische Manier, den Schönen seine Liebe zu erklären, erfand und übte [59]), aber wie mußte es trotzdem mit den Sitten einer

57) Mémoires de Loménie de Brienne, I, 274.

58) Mém. de la Porte (Petitot'sche Samml. LIX. 400).

59) Journal de Henri IV., III, 283.

Zeit bestellt sein, wo eine öffentliche Dirne, die vielberufene Ninon de Lenclos, so sehr als Muster der feinsten Lebensart galt, daß vornehme Mütter ihre jungen Töchter bei derselben einführten, um guten Ton zu lernen! Die Königin duldete es auch, daß ihre Ehrenfräulein den ausgelassensten Liebeshändeln sich überließen. Eine dieser „Filles d'honneur“, Mademoiselle de Guerchi, wurde sogar zu wiederholten malen Mutter, ohne desshalb ihre Stelle zu verlieren [60]). Die französische Hofgeschichte von damals war in Wahrheit eine „Chronique des ruelles“ [61]). Alle die großen Damen, welche, dem erotischen Ränkespiel das politische gesellend, zur Zeit der Fronde eine mehr oder weniger vortretende Rolle spielten, die Duchesse de Longueville, die Duchesse de Chatillon, Madame la Palatine, Madame de Guimenée, Madame und Mademoiselle de Chevreuse und andere, huldigten in der Liebe mehr oder weniger freien, mehr oder weniger ärgerlichen Grundsätzen. Am gemeinsten trieb es die Duchesse de Montbazon [62]).

Ludwig der Vierzehnte, dem in Jünglingsjahren eine der Nichten Mazarins, Maria Mancini, eine romantische

---

60) Galant. des R. de Fr. III, 168, 186.

61) In den Bettgassen (ruelles) empfingen nämlich die Damen jener Zeit, im Bette liegend, ihre Besuche, welche in dem Zwischenraum von Wand und Bett Platz nahmen.

62) S. über diese Messaline das Urtheil des Kardinals de Retz, Mémoires, II, 30 et suiv. Frau von Motteville sagt in ihren Memoiren (I, 262) von ihr: „Je n'ai jamais vû une personne, qui ait conservé dans le vice si peu de respect pour la vertu.“

Neigung eingeflößt hatte, umgab seine Liebschaften mit dem ganzen Pomp einer Etikette, welche auch in seinen Ausschweifungen den Erdengott erkennen lassen sollte. Unter seinen Maitressen hat wenigstens eine, die unglückliche La Vallière, welche den König wirklich liebte, Anspruch auf unser Mitgefühl[63]). Ich schreibe aber keine Hofgeschichte Frankreichs, und ganz abgesehen davon, daß die Schilderungen des französischen Hof- und Gesellschaftslebens unter Ludwig dem Vierzehnten in so allbekannten zeitgenössischen Büchern, wie die berühmten Memoiren des Duc de Saint-Simon und die Briefe der Madame de Sévigné sind, jedem Gebildeten in der Erinnerung stehen, kam und kommt es mir im Vorstehenden und Nachfolgenden nur darauf an, in flüchtigen Umrissen die fremden Sitten zu zeichnen, welche leider vom 16. Jahrhundert an in Deutschland der Nachahmung werth gehalten und wirklich nachgeahmt wurden. Es dürfte jedoch, um das Unglück dieser Nachahmung in seinem ganzen Umfang erkennen zu lassen, gerechtfertigt sein, wenn ich eine deutsche Berichterstatterin über die französischen Sitten zur Zeit Ludwigs des „Großen“ und des Regenten redend hier einführe.

Jedermann erräth, daß ich die Herzogin von Orleans, die i. J. 1652 zu Heidelberg geborene pfälzische Prinzessin Elisabeth Charlotte meine, eine der geistvollsten und

63) „Madame de la Vallière étoit née tendre et vertueuse. Elle aima le roi et non la royauté.“ Souvenirs de Mad. de Caylus, II. edit. pag. 24.

charakterstärksten Frauen ihrer Zeit, welche, an Monsieur, d. h. den Bruder des vierzehnten Ludwigs, 1671 widerwillig verheiratet und durch diesen Mutter des Regenten (Duc d'Orleans), inmitten des sinneverwirrenden Babel von Paris ihr deutsches Gemüth und ihren deutschen Geist sich bewahrte. („Ich habe noch allezeit ein teutsches Hertz und gemüthe", schrieb sie am 17. November 1708 aus Versailles.) Was sie am französischen Hofe sah, hörte und erlebte, hat sie in deutschgeschriebenen Briefen an mehrere Verwandte und Bekannte, insbesondere an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise, mit köstlicher Naivität erzählt. Die Franzosen sind freilich von dieser Naivität wenig erbaut und beschuldigen die Prinzessin der Neigung zur Medisance. Aber wenn es auch wahr ist, daß sie ihrer Zunge oder Feder keinerlei Zwang anthat und, ganz der französischen Manier entgegen, hässliche und hässlichste Dinge ohne weiteres bei ihren Namen nannte, wenn es ferner wahr ist, daß sie, ihrem eigenen Ausdrucke zufolge, zuweilen „gritlich (krittlich) war wie eine wantlauß" und demnach nicht immer geneigt, die Sachen im rosenfarbenen Lichte zu sehen, so kann dennoch weder die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe, noch ihre Wahrheitsliebe einem ernstlichen Zweifel unterliegen, obzwar einzelne Irrthümer und Uebertreibungen in ihren Berichten mitunterlaufen. Hören wir daher die unschätzbare Zeugin über die Sittenzustände eines Hofes ab, nach welchem die deutschen Höfe so lange als nach ihrem Vorbilde hingeblickt haben. Wir verzichten jedoch darauf, in die bunte Mosaik der anzuführenden Briefstellen Ordnung

und System zu bringen. Es würde das ja eine eigene und weitaussehende Arbeit erfordern und vielleicht ist diese Mosaik in ihrem planlosen Durcheinander nur um so anziehender. Die Briefe, welche wir ausziehen, sind an die Raugräfin Luise und an die Prinzessin Karoline von Wales, geborene Prinzessin von Anspach, gerichtet und ihr Inhalt und Ausdruck zeigen recht charakteristisch und ergötzlich genug, worüber und wie zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts Prinzessinnen mit einander briefwechselten ..... „Das dantzen ist Nun gantz auß der moden, hir In frankreich so baldt assambléen sein, thut man nichts alß landtsknecht spiellen, diß spiel ist ahm meisten In vogue, aber die jungen leutte wollen nicht mehr dantzen[64]). — Diß landt ist greulich verführisch vor Junge leutte und sie Erwerben mehr Ehre Im Krieg alß hir nichts Zu thun alß herumb Zu schlendern und Zu desbauchiren, wozu unter unß gerett mein sohn Nur gar zu viel inclination hatt und meint, weillen Er Nur die weiber lieb hatt und nicht von der anderen desbauchen ist, so jetzt hir gemeiner ist als In ittallien,

64) Im 17. Jahrhundert grassirte die Spielwuth förmlich unter den französischen Damen. Vgl. Renée, Les nièces de Mazarin, notes, B. Auch das „Mogeln“ verstanden die Spielerinnen nicht minder als die Spieler. Frau von Staal (nicht zu verwechseln mit der Frau von Staël) erzählt in ihren Memoiren von einer Spielerin jener Zeit: „Die Herzogin de la Ferté ließ ihre Lieferanten, Schlächter, Bäcker u. s. w. zusammenkommen und spielte mit ihnen Landsknecht. Sie sagte mir ins Ohr: Ich betrüge sie, weil sie mich bestehlen“.

so meint Er, man solle Ihn noch dazu loben. Waß noch mehr ist, die weibsleutte sein in einander Verliebt, welches mich noch mehr Eckelt alß alles. — Das Sauffen ist gar gemein bey die weiber hir in frankreich undt Mad. de Mazarin hatt eine dochter hinterlassen, so es auch Meisterlich kan, die marquise de Richelieu. Die Marquise ist auff allerhandt weiß abscheulich desbauchirt, legte sich Einß mahls hir in Monsieur le dauphins bett, ohne daß Er sie darumb gebeten, umb bey Ihm zu schlaffen. — Hir findet man gar wenig weibsleutte so nicht von natur coquet sein undt ist es recht rar, wenn man Eine findt so es nicht ist[65]). — Im opera von Alceste singt man: L'hymen destruit la tendresse, il rend l'amour sans attraix — undt ein cavalier so vor Ein jahr gestorben sagte alß: quel amour qu'en puisse dàis qu'en entre au lit d'hymen lamour sort du coeur. — Seidt Ihr so Einfältig zu glauben daß Junge Mansleutte bey itzigen Zeitten ohne metressen leben? Das verunehrt

---

65) Bei diesem Vorwurf angeborener Koketterie, welchen die ehrliche Elisabeth Charlotte den Französinnen macht, kommt mir eine charakteristische Parallelstelle aus den Erinnerungen einer neueren Beobachterin zu Sinne. Helmina von Checy („Unvergessenes", I, 216) erzählt nämlich: „Ich sah einmal (zur Zeit des Konsulats) zwei niedliche Mädchen durch den Tuileriengarten gehen. Die eine faltete den Rock ihres Kleides mit großer Sorgfalt zusammen und fragte dann das Schwesterchen: Anna, ist auch mein Bein zu sehen? Dies war sehr zierlich geformt, Anna bejahte und die Kleine war zufrieden. Eine andere Kleine, von deren schönen Augen man schon gesprochen hatte, sagte: Die Sonne thut meinen schönen Augen weh".

Einen herrn gar nicht. — Es ist eine abscheuliche sach mitt dem Tabaque. Es ärgert mich recht, wen Ich hir alle weibsleut mitt den schmutzigen Naßen, als wen sie sie in Dreck mitt Verlaub gerieben hetten, daher kommen undt die finger in alle der Männer Tabactiere stecken sehe. — Die Aebtissin von Mautbuisson, Louise Hollandine, fille de Frederic V. Electeur Palatin — (also eine geborene Deutsche, aber vollständig französirt und durchaus würdig, eine Französin von damals zu sein)[66] — hat so viel Bastarts gehabt, daß sie schwur: par ce ventre, qui a porté 14 enfants. Die impuissants machten sie ohnmächtig und sie konnte sie von ferne riechen. Man erzählet von dieser Dame, daß um sich ein oeil tendre zu machen und um wohl auszusehen, hatte sie einen Kammerdiener, der mußte wenn sie auf einen Ball ging in ihrem vollen Putze und aufrecht mit ihr zuhalten. — Die Maréchalle de la Ferté wollte einem von ihren Amants erweisen, wie lieb sie ihn hätte. Ich weiß nicht, welcher es war, denn sie hat ihrer so viele gehabt als Tage im Jahre sind; wo mir aber Recht ist, so war es der kleine Comte de Marsan. Der hatte ihr einmal vorgeworfen, daß sie ihn nicht recht lieb hätte. Sie sagte: je vous donnerai des preuves convaincantes. Quand je vous sais seulement en même lieu où je suis, je me sens dans une agitation comme si j'avois la fièvre. Wie er aber dies nicht glauben wollte, gab sie

66) Von den skandalösen Abenteuern dieser Dame erzählen die Memoiren von Madame de Montpensier (I, 220) näheres.

ihm eine Nacht ein rendezvous; wie er bei ihr im Bette war, ziehet sie ihm die Decke übern Kopf, und sagt: Ne parlés pas, ou vous êtes perdû! ruft ihre Leute und lässt ihren Doctor holen. Wie er ihr den Puls fühlt, fragt sie: He bien, que trouvés vous? Der Doctor antwortet: Madame, vous avés une grande agitation et une fièvre très violente. Vous devriés vous faire saigner. Sie sagte: Une autre fois, je n'en ai pas tems présentement. Wie Doctor und Kammermagd wieder weg waren, sagte die Maréchalle: He bien, étes-vous content? Je vous ai tenu parole. Er sagte: Oui, mais vous m'avez fait grande peur. — Madame Christine[67]) war eine galante Dame, wiewohl sehr ausgewachsen. Die große Mademoiselle hat mir erzählet, daß weil sie (Mad. Christine) gar weiß war, sie sich splitternackent auf ein schwarzsammet Bette gelegt und sich so an ihre Amants präsentiret. Man siehet zu Fontainebleau auf dem großen Sale noch das Blut von einem Kerl, den sie hat massakriren lassen. Sie wollte nicht, daß alles, was der Mensch von ihr wußte, heraus-

---

67) Die gewesene Königin von Schweden, Tochter Gustav Adolfs. Der „Kerl" (d. i. der Liebhaber, denn in einigen Gegenden Süddeutschlands, namentlich in Mittelschwaben, heißt in der Bauernsprache ein Liebhaber noch heutzutage ein Kerl), von dessen auf Christine's Befehl im Schlosse von Fontainebleau geschehener Ermordung die Herzogin von Orleans spricht, war der Italiener Monaldeschi. Sittengeschichtlich sehr instruktiv ist die i. J. 1697 zu Amsterdam gedruckte „Histoire des intrigues galantes de la reine Christine de Suède et de sa cour pendant son séjour à Rome".

kommen sollte, und meinte, wenn sie ihm nicht das Leben nähme, würde er es ausschwatzen. Sie war sehr vindicative, in allen Stücken debauchirt, auch mit Weibern. Das hat sie den Franzosen zu danken, insonderheit dem alten Bourdelot, der hat sie in allen Lastern gestärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauchés nur erdenken können. Sie hat die Madame de Bregié zur Unzucht mit ihr forciret, daß sie sich schier nicht ihrer hat erwehren können. — Als eins von der Königin Kindern starb, fragte der König (Ludwig der Vierzehnte) seinen damaligen Doctor: d'ou vient, Mr. Guineau, que mes bâtars sont sains et ne meurent pas, pendant que les enfants de la reine sont tous si delicats et meurent? Sire, sagte Guineau, c'est qu'on n'a porté chez la reine que les restes du verre. — Die Königin war froh, wenn der König bei ihr schlief, denn auf gut spanisch haßte sie dieses Handwerk nicht; sie war so lustig, wenn es geschehen war, daß man es ihr grade ansahe; hatte auch gerne, daß man sie damit vexirte; lachte, blinzelte und rieb ihre kleinen Händchen zusammen. — Madame de Montespan und ihre älteste Tochter haben brav schöppeln können ohne einen Augenblick voll zu werden. Ich habe sie, ohne was sie sonst getrunken, 6 Rasaden vom stärksten turiner Rosoli trinken sehen; ich meinte, sie würde unter die Tafel fallen, aber es war ihr wie ein Trunk Wasser. — Mein Sohn (der Regent) ist incapable, recht verliebt zu sein. Er ißt und trinkt gern mit seinen Maitressen, singt und macht sich lustig mit ihnen und schläft gern bei ihnen; aber eine lieber zu haben als die andere das ist

seine Sache ganz und gar nicht. Mein Sohn ist nicht delicat; wenn die Damen nur von guten humor seyn, brav fressen, saufen und frech seyn, weiter bedürfen sie keiner Schönheit"[68]) . . . . . In seinen alten Tagen wandte sich Ludwig der Vierzehnte unter dem Einfluß seiner letzten Maitresse, der Maintenon, der Bigoterie zu, welche ja zu allen Zeiten die richtige Folge der Ausschweifung gewesen ist. Die frömmelnde, den alten König mit eiserner Despotie[69]) beherrschende Witwe Scarrons war unserer braven Herzogin von Orleans wie Gift und Galle zuwider. Sie nannte die schlaue Konkubine, welche sich zuletzt zur förmlichen Gemahlin des Königs hinaufdiplomatisirte, nur die „alte Zott" und beim Tod der Verhaßten schrieb sie in ihrer derben Art triumphirend: „Die alte Schump ist verreckt den 15. April (1719) zu St. Cyr". Nach dem Tode des Königs hob die wilde Orgie der Regentschaft an und auf diese folgte die gemeine Lüderlichkeit, wie sie während der langen Regierung Ludwigs des Funfzehnten am französischen Hofe gäng

68) Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luise. Hrsgeg. v. W. Menzel (Bibl. d. literar. Vereins in Stuttgart, VI.), S. 5, 8, 24, 39, 44, 63, 81, 89, 136, 139. Anekdoten vom französ. Hofe, aus d. Briefen der Mad. d'Orleans (Straßb. 1789), S. 7, 26, 51, 64, 67, 101, 117, 134, 144, 196, 197.

69) Um von der bis zur Lächerlichkeit gehenden Unterwürfigkeit, welche Ludwig der Maintenon bezeigte, ein Beispiel namhaft zu machen, erinnere ich an die Stelle in den Memoiren St. Simons, wo dieser die Geschichte des Lagers von Compiegne i. J. 1698 erzählt.

und gäbe war und von da aus allmälig alle Schichten der französischen Gesellschaft verpestete .....

Die Frauen Italiens waren im 16. und 17. Jahrhundert weit entfernt, einer socialen Freiheit zu genießen, wie die französischen sie genossen und so vielfach mißbrauchten. Leider sind aber die Nachrichten über Stellung und Verhalten der Italienerinnen zur angegebenen Zeit so dürftig, daß wir nur weniges darüber beizubringen wissen, um so wenigeres, da hier nicht der Ort ist, die Stellung vorragender Frauen in der politischen und literarischen Geschichte Italiens, insbesondere der Frauen der Häuser Medici und Este, zu würdigen. Ein berühmter französischer Autor, Montaigne, welcher Italien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereis'te, fand die strenge Verwahrung auffallend, in welcher dort die Frauen und Töchter der Vornehmen gehalten wurden. Man habe es als etwas ungewöhnliches angesehen, wenn die jungen Damen sich einmal öffentlich zeigen durften. Die Italiener hatten freilich Grund genug, der Tugend des schönen Geschlechtes nicht allzusehr zu trauen. Die italische Novellistik von den Tagen Boccaccio's herab entwirft, wenn auch mit lachenden Farben, ein nicht sehr schmeichelhaftes Gemälde der weiblichen Sitten des Landes, zu deren Verderbniß ja auch die zahllosen Geistlichen das Ihrige eifrigst beigetragen haben. Und dann die frivole, in Lascivität schwelgende Behandlung der Liebe und der Frauen in den Komödien Macchiavelli's und in den Heldengedichten der Pulci, Bojardo und Ariosto, von den eigentlich priapischen Poeten, wie Pietro der Aretiner

einer war, gar nicht zu reden! Wo eine solche Poesie entstehen und der Stolz der Nation werden konnte, mußten die Frauen gerade so verdorben sein wie die Männer oder im besten Fall durchschnittlich viel zu ungebildet und indolent, um edlere Sitten zu pflanzen und den Glauben an weibliche Tugend zu verbreiten. Es fehlte freilich nicht an erhabenen Ausnahmen von dieser Regel. Eine Leonora d'Este, eine Vittoria Colonna glänzen für alle Zeiten in der Ruhmeshalle unsterblicher Frauen und um das schöne Haupt einer Beatrice Cenci, welches einem unerhört tragischen Geschick zum Opfer gefallen, leuchtet die Gloriole eines beispiellosen Martyriums[70]. Aber auf der andern Seite beweisen eine Lucretia Borgia und eine Katharina von Medici sattsam,

---

70) Ein englischer und ein italischer Dichter, Shelley und Guerrazzi, haben den Manen des unglücklichen Mädchens dichterische Todtenopfer dargebracht. Leonora d'Este wurde, wie jedermann weiß, von Tasso und Göthe gefeiert. Vittoria Colonna, Gemahlin des kriegsberühmten Marchese von Pescara und als Dichterin eine sehr ehrenvolle Stellung in der Literatur ihres Landes einnehmend, wurde von ihrem Zeitgenossen Ariosto (Orlando fur. XXXVII, 16 fg.) schön gepriesen, besonders in der Stanze: —

„Nur Eine wähl' ich, doch ich wähle diese,
Die selbst verstummen heißt des Neides Toben,
Und keine zürnt mir, wenn ich sie erkiese,
Um, von den andern schweigend, sie zu loben.
Sie hat nicht nur durch ihrer Töne Süße
Sich selber zur Unsterblichkeit erhoben,
Sie ruft auch jeden lebend aus dem Grabe,
Von dem sie spricht, durch ihre holde Gabe."

welche dämonische Verworfenheit in der Brust italischer Frauen von damals platzfand. . . . . Montaigne erzählt uns, daß zu seiner Zeit in Italien bei festlichen Mahlzeiten die Frauen von ihren hinter den Stühlen stehenden Männern bedient wurden, woraus zu schließen wäre, daß damals die Einrichtung des Cicisbeats noch nicht bestanden habe. Im folgenden Jahrhundert aber ging diese für echte Weiblichkeit und das Familienleben so verderbliche Sitte bereits sehr im Schwange. Eines merkwürdigen, auch in Spanien vorkommenden Brauches gedenkt Brantôme. Zu seiner Zeit war es nämlich da und dort in Italien, namentlich zu Viterbo, Sitte, nach der Hochzeitsnacht die Beweise der Jungferschaft der Braut öffentlich zur Schau zu stellen [71]). Man könnte das für ein naives Zeugniß der Achtung vor jungfräulicher Tugend halten, läge nur nicht eine so empörende Schamlosigkeit in dieser Ostentation und fügte Brantôme nicht hinzu, daß dabei gar manche Fälschung vorgekommen sei. Montaigne verhehlte nicht seine Verwunderung, in ganz Italien so wenige wirklich schöne Frauen und Mädchen angetroffen zu haben, wogegen er den Italienerinnen Geschmack im Anzuge nachrühmte; nur schmeichelten, meinte er, die italischen Damen zu sehr dem Vorurtheil ihrer Anbeter, daß eine übermäßig große Busenfülle schön sei und demnach möglichst sichtbar gemacht werden müsse. Die schönsten Weiber fand der feine französische Beobachter unter den Kurtisanen und er notirte es als eine „chose

---

71) Brantôme, l. c. III, 102 et suiv.

admirable", daß es in Venedig allein anderthalbhundert solcher Buhlerinnen ersten Ranges gab, welche, von dem Adel der Republik ganz öffentlich besucht und unterhalten, in Kleiderpracht, häuslicher Einrichtung und kostspieliger Lebensweise mit Prinzessinnen wetteiferten [72]). Italien war überhaupt die Heimat der raffinirten Buhlerkünste und wiederum war in Italien Venedig die Hochschule der Buhlerei. Die Königin der Adria behauptete ihren Rang als „Lieblingsstadt der Wollüste" bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie ihr Skepter an Paris abtreten mußte. Zur Renaissancezeit, wo ja überhaupt die Lebensführung der gebildeten Kreise in Italien als ein mattes Abbild, häufig wohl auch als ein groteskes Zerrbild des antiken Daseins sich darstellte, hatte das italische Hetärenthum mitunter einen attischen Anstrich getragen. Durch Schönheit, künstlerische Fertigkeiten, Geistreichigkeit und Witz ausgezeichnete Buhlerinnen, wie die Römerin Imperia oder die Caterina di San Celso in Mailand oder die aus Spanien herübergekommene Isabella de Luna, spielten dazumal in der italischen Gesellschaft Rollen, welche an die der Aspasia oder wenigstens der Lais und Thais in der griechischen erinnerten [73]).

Die Spanierinnen des 16. und 17. Jahrhunderts hatten andere Begriffe von Schönheit als ihre italischen

---

72) Montaigne, Voyage. 92, 109, 111, 125, 141, 142, 160.

73) Vgl. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 396.

Schwestern[74]). Während diese nach „blühendem Fett" strebten, thaten jene alles mögliche, um sich mager zu erhalten. Insbesondere wurde die Entwickelung des Busens mit aller Gewalt hintertrieben, indem man die schwellende Brust reifender Mädchen vermittels Tafeln von Blei platt drückte, und zwar mit solchem Erfolg, daß bei vielen spanischen Damen statt der Busenhügel Vertiefungen und Höhlen sichtbar waren[75]). Denn sie sorgten recht geflissentlich dafür, daß diese Reize, nämlich eine hagere knochige Brust und ein ebenso hagerer und

---

74) Hauptquellen für das Folgende sind die Relation du voyage d'Espagne de la comtesse d'Aulnoy (La Haye 1705) und die von Raumer a. a. O. gesammelten Gesandtenberichte aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

75) Merkwürdiger Weise kommt dieser naturwidrig-busenfeindliche Brauch, welcher im 17. Jahrhundert in Spanien herrschte, noch heutzutage unter einem deutschen Volksstamm vor, nämlich im bregrenzer Wald, von dessen Bewohnerinnen B. Oppermann („Aus dem bregrenzer Wald", 1859, S. 9) sagt: „Den rundlichen, die Fülle der Gesundheit verkündenden Kopf bedeckt die kegelförmige Mütze; aus den großen Augen spricht viel Lebenslust und Schalkheit; alle Formen sind rund, die Gestalten kräftig gedrungen, die Hüften breit, die Beine ebenmäßig gebaut. Nur eins mangelt ihnen völlig: die Brust. Allerdings gewahrt man denselben Mangel auch sonst bei Bergbewohnerinnen, aber es ist dennoch auffallend, daß derselbe hier sogar bei solchen angetroffen wird, die sonst üppig gebaut sind. Dies mag daher kommen, daß Mütter solchen Töchtern, die etwa vor anderen Mädchen sich durch das, was diesen fehlt, auszeichnen könnten, tellerartige Hölzer anschnallen und so mit Gewalt eine der schönsten Zierden des Weibes in ihrer Entwickelung hemmen."

knochiger Rücken weit hinab dem Anblicke bloßgestellt würden. Sonst rühmt unsere Berichterstatterin, die Gräfin d'Aulnoy, das reiche, glänzend schwarze Haar der Spanierinnen, ihre regelmäßigen, wohlgebildeten Züge, ihre großen, Feuer werfenden Augen, ihre zierlichen Hände und außerordentlich kleinen Füße. Die letzteren ängstlich vor den Blicken der Männer zu verbergen, war eine Hauptvorschrift spanischer Sittsamkeit und es galt für die zweitgrößte Gunst, welche eine Dame überhaupt ihrem Liebhaber erweisen konnte, wenn sie ihn ihre Beine und Füße sehen ließ. Bekannt ist die spaßhafte Anekdote, daß, als die östreichische Prinzessin Maria Anna als Braut Philipps IV. nach Spanien kam und man ihr beim Durchzug durch eine Stadt, welche eine berühmte Strumpfweberei besaß, eine Partie der schönsten seidenen Damenstrümpfe als Ehrengeschenk überreichte, der Majordomo dasselbe entrüstet zurückgab mit den Worten: „Die Königinnen von Spanien haben keine Beine!“ Der gute Mann wollte damit sagen, es sei ein Frevel, an die Beine und Füße von Königinnen auch nur zu denken. Die Prinzessin aber fing bitterlich zu weinen an, wähnend, man wollte ihr die Beine abschneiden. In Wahrheit, nicht nur die Beine, sondern die ganzen Leiber und Seelen der spanischen Königinnen waren in die „spanischen Stiefeln“ einer aberwitzigen und unerbittlichen Etikette eingeschnürt und gedrückter als die königlichen Bewohnerinnen des Eskurial haben vielleicht niemals Frauen geathmet. Ihr Leben verfloß in einer prunkvollen, das Gemüth bis zum Blödsinn abstumpfen-

den Langeweile. Sie waren nur gekrönte Sklavinnen. Als ein Beispiel dieser gänzlichen Unfreiheit sei angeführt, daß Philipps II. Gemahlin Elisabeth, als sie i. J. 1565 zu einer Zusammenkunft mit ihrer Mutter nach Bayonne reis'te, drei Tage lang vor den Thoren von Burgos liegen bleiben mußte, bis man die Willensmeinung des Königs eingeholt hatte, ob die Königin durch die Stadt oder aber um dieselbe herum ziehen sollte. Aber die Königinnen von Spanien waren mitunter noch viel grausameren Prüfungen ausgesetzt. So die erste Gemahlin Karls II., eine französische Prinzessin. Der impotente König hielt sich für behext und wurde in diesem Glauben durch seinen Beichtvater bestärkt, einen Dominikaner, welcher eine Vision hatte, das königliche Ehepaar wäre in Folge einer Behexung verhindert, Kinder zu bekommen. Es wurde beschlossen, mittels einer märchenhaft schamlosen Beschwörungscermonie den Zauber zu bannen. Der König und die Königin sollten sich nackt ausziehen und der Mönch in pontificalibus die Besprechung vornehmen, worauf in Gegenwart des Beschwörers der Versuch gemacht werden sollte, ob der Bann wirklich gebrochen wäre. Der König setzte der Königin heftig zu, in die Sache zu willigen; sie jedoch ließ sich nicht überreden, zu dieser Schändlichkeit sich herzugeben [76]).

Die Fesseln einer geisttödtenden Etikette umschnürten,

---

76) Depesche des französischen Gesandten zu Madrid, Grafen Rebenac an Ludwig XIV., dat. v. 23. December 1688, vollst. getr. bei Renée, Les nièces de Mazarin, not. L.

wie die spanischen Königinnen und Prinzessinnen, alle Frauen der höheren Stände des Landes. Ueberall Unfreiheit und Zwang. Daher auch die unglaublich geringe Geistesbildung der spanischen Damen, welche nicht, wie viele ihrer französischen Zeitgenossinnen, an der Kulturbewegung des 17. Jahrhunderts theilnehmen durften oder konnten. Es gab in Madrid nicht wie in Paris ein Hôtel Rambouillet, wo die vorragendsten Männer der ernsten und der schönen Wissenschaften in lebendigem Ideenaustausch mit den Tonangeberinnen der Gesellschaft verkehrten. Auch Spanien zwar besaß damals eine Literatur, deren Glanz zu bezeichnen man nur die Namen Cervantes, Lope und Calderon zu nennen braucht. Allein die ganze spanische Literatur war nicht auf das Princip der Bewegung und Entwickelung, sondern auf das des Stillstandes basirt und darum hat auch sie an jener Verknöcherung mitgearbeitet, welcher sich die spanische Nation erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder zu entschlagen begann. Aus den Tagen seiner weltgebietenden Stellung hatte Spanien unter dem Einfluß eines verdummenden Despotismus nur jenen lächerlichen Hidalgo-Dünkel herübergebracht, welcher auf Intelligenz und Betriebsamkeit mit einem so blödsinnigen Hochmuth herabsah, daß noch i. J. 1781 die madrider Akademie mittels einer Preisaufgabe zu beweisen versuchen mußte, „die Betreibung nützlicher Gewerbe enthielte nichts ehrenrühriges". Es ist demnach nicht verwunderlich, daß zur Zeit, von welcher wir handeln, die spanischen Frauen, mit wenigen Ausnahmen, in tiefer Unwissenheit ihr Da-

sein hinschleppten. Maßgebend für dasselbe waren ja die orientalisch-despotischen Regeln, welche die Spanier den Morisken abgelernt hatten. Damen von Stand lebten in einer Abgeschlossenheit, welche einer klösterlichen Klausur nahekam oder diese sogar noch hinter sich ließ. Denn die Nonnen durften wenigstens am Sprachgitter männliche Besuche empfangen, während Ehefrauen strengstens untersagt war, den Besuch eines Mannes anzunehmen, wenn nicht mit ausdrücklicher Bewilligung des Gatten. Es war ihnen auch nur während des ersten Jahres ihrer Ehe verstattet, in Gesellschaft ihrer Männer in offenen Wagen öffentliche Spaziergänge zu besuchen; später durften sie nur noch in festverschlossenen Kutschen ausfahren. Von traulichem Familienleben keine Spur. Zur Zeit, als die Gräfin D'Aulnoy in Spanien sich aufhielt, gehörte es daselbst zum guten Ton, daß jeder rechte Kaballero neben seiner Gemahlin eine Konkubine und außerdem noch eine Geliebte hatte, welcher letzteren er nach den Regeln der feinen Lebensart den Hof machte. Selbst bei Tische vereinigten sich die Eheleute nicht: der Hausherr speis'te allein, während Frau und Kinder mit nach morgenländischer Art gekreuzten Beinen respektvoll auf Teppichen am Boden saßen.

Die armen Frauen, von jeder edleren Geselligkeit ausgeschlossen, waren auf Handarbeiten, auf das Geplauder mit ihren Duennen, auf mechanisches Beten, auf das Spiel mit ihren Rosenkränzen und auf — Intrikenspiel angewiesen. Denn je größer der Zwang, unter welchem die Frauen leben, desto mehr schärft sich ihre List, desto

glühender wird in ihnen der Drang, sich an ihren Zwingherrn zu rächen. Die Spanier mußten das auch erfahren. Die unerbittlichste Rachsucht und alle bis zu tiftelnder Narrheit zugespitzte Pflege der „spanischen Ehre" konnten die spanischen Damen nicht verhindern, zu lieben und sich lieben zu lassen. Ganz charakteristisch für das spanische Wesen wurde den Spanierinnen häufig die Religion zur Gelegenheitsmacherin, indem die zahllosen kirchlichen Uebungen zur Anspinnung und Durchführung von Liebesränken vortreffliche Gelegenheit gaben. Die spanischen Kavaliere hatten auch eine ganz eigenthümliche Manier, christliche Asketik und romantische Galanterie mit einander zu verbinden, indem sie sich zu Ehren ihrer Geliebten geißelten. Bei öffentlichen Buß- und Bittgängen blieben die Liebhaber unter den Fensterbalkonen ihrer Angebeteten stehen und geißelten sich die bloßen Rücken blutig. Es galt für das höchste Merkmal echter Galanterie, wenn das bei solchen Anlässen fließende Blut auf die Kleider der Schönen spritzte, welcher diese verrückte Huldigung gewidmet war. Die Belohnung dafür blieb auch nicht aus. Denn aller Wachsamkeit von Vätern, Brüdern, Eheherren und Duennen zum Trotz wußten die spanischen Damen ihre Anbeter glücklich zu machen. Zwei Umstände kamen ihnen dabei zur Hilfe: die Uebung in einer außerordentlich entwickelten Gebärden- und Zeichensprache und die beständige Verschwörung, in welcher so zu sagen die ganze Frauenwelt gegenüber der Männerwelt sich befand. Weil aber die galanten Damen Spaniens die Gelegenheit im Fluge er-

haschen mußten, standen sie nicht an, ihren Anbetern den Weg zur höchsten Gunstbezeigung möglichst abzukürzen, und nahmen denselben eine stürmische Zärtlichkeit keineswegs übel[77]. Betrachtet man die in den spanischen Komödien und Novellen vorgeführten zahllosen Beispiele von der Kühnheit und Schlauheit, womit die Frauen des Landes zu Werke gingen, um ihrem heißen Temperament genugzuthun, so erscheint die spanische Frauentugend in einem nicht sehr günstigen Lichte. Indessen muß gesagt werden, daß auch die Beispiele von edler und edelster Weiblichkeit in der spanischen Literatur des 17. Jahrhunderts sehr zahlreich sind. Ich erinnere nur an das berühmte Schauspiel „Garcia del Castañar“ von Francisco de Rojas, wo die Konflikte der beleidigten Gattenehre und des spanischen Royalismus so herrlich zur Anschauung gebracht sind und in der Person der Donna Blanka ein hoch-

---

77) Brantôme (III, 4) erzählt folgende hierher gehörende Geschichte. „Une dame Espagnolle, conduite une fois par un galant cavalier, dans le logis du roy, venant à passer par un certain recoin caché et sombre, le cavalier, se mettant sur son respect et discrétion Espagnolle, luy dit: Señora, buen luguar, si no fuera vuessa merced (Madame, voicy un beau lieu, si c'estoit une autre que vous). La dame luy répondit: Si, buen luguar, si no fuera merced (Ouy vrayment, si c'estoit aussi un autre que vous). Par-là l'arguant et incoulpant de couardise, pour n'avoir pris d'elle en si bon lieu ce qu'il vouloit et elle desiroit; ce qu'eust fait un autre plus hardy: et pour ce oncques plus ne l'ayma et le quitta.“

sittlicher Frauencharakter vorgeführt wird, sowie an das beste Lustspiel der spanischen und vielleicht der europäischen Literatur, an Moreto's „El desden con el desden“, wo mit feinster psychologischer Meisterschaft in der Figur der Donna Diana ein Typus graziöser Jungfräulichkeit gezeichnet ist.

Drittes Kapitel.

Monsieur und Madame „Alamode“ in Deutschland.

Charakter des 17. Jahrhunderts. — Die Ausländerei und die patriotische Opposition. — Der dreißigjährige Krieg. — Sieg des alamodischen Wesens. — Ungeschmack und Sittenlosigkeit der „galanten“ Literatur. — Frauentracht nnd Damenputz. — Die vornehme Geselligkeit. — Ringelrennen, Wirthschaften und Schäfereien. — „Alla francese“. — Zwei Hofsittengeschichten. — Die bürgerlichen und die akademischen Kreise. — Die Schönen des Lagers. — Fromme, gelehrte und dichtende Frauen. — Ehebündnisse zwischen Fürsten und Bürgerstöchtern.

Das siebzehnte Jahrhundert ist für Europa eine Unglückszeit gewesen. Der Romanismus machte da seinen großen Feldzug gegen den germanischen Geist und, wenn auch noch so oft geschlagen, wurde er dennoch nicht besiegt. Nur in England erlitt er eine entschiedene und dauernde Niederlage: hier triumphirte ja zuletzt das protestantische Princip religiöser und politischer Freiheit — freilich bloß im aristokratischen Sinne — über die romanisch-stuart'sche Rückwärtserei. In Deutschland dagegen war die Hoffnung,

daß die Reformation eine staatliche Wiedergeburt der Nation bewirken würde, von der Stunde an dahin, wo die protestantische Bewegung aus einer Volkssache zu einem Motiv dynastischer Politik herabgesunken. Das Kompromiß Luthers mit den Fürsten trug bittere Früchte und die nach der blutigen Ueberwältigung des bäuerlichen Revolutionsversuches eingetretene Erschlaffung der Nation setzte dem Strom der Ausländerei, welcher durch den kaiserlichen Hof und die übrigen katholisch gebliebenen Höfe von Italien und Spanien her, durch die protestantisch-kalvinischen Höfe von Frankreich her in unser Vaterland geleitet wurde, keinen ausreichenden Widerstand entgegen. An sich selbst verzweifelnd schwankte die deutsche Gesellschaft zwischen Hispanisirung und Französirung, bis mit dem Niedergange der spanischen Macht und mit dem durch Heinrichs des Vierten und Richelieu's staatsmännische Thätigkeit begründeten Uebergewicht Frankreichs das französische Wesen den Sieg davontrug und allmälig die protestantischen und katholischen Höfe Deutschlands gleichermaßen dem Banne seiner Moden unterwarf.

In den ersten Decennien des Jahrhunderts regte sich allerdings noch eine patriotische Opposition gegen das Fremdwesen und ist dieselbe auch später noch von einzelnen hellsichtigen Vaterlandsfreunden fortgeführt worden. Im Jahre 1617 wurde zu Weimar, also an der Stätte, von welcher im folgenden Jahrhundert die glänzendsten Siege des wiedererwachten deutschen Geistes ausgehen sollten, durch Kaspar von Teutleben — nomen et omen! — und den Fürsten Ludwig von Anhalt-

Köthen die „Fruchtbringende Gesellschaft“ oder der „Palmorden“ gestiftet, zwar in Nachahmung der italischen Akademieen, aber zu dem löblichen Zwecke, die „hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande zu erhalten“. Nach dem Muster dieser deutschgesinnten Sprachgesellschaft entstanden später mehrere ähnliche und ihre Bestrebungen, vaterländische Art und Kunst gegenüber dem Fremdwesen aufrecht zu erhalten und zu pflegen, schienen um so größeren Erfolg zu versprechen, als ein Gelehrter wie Martin Opitz und ein Poet wie Paul Flemming gleichzeitig zu schreiben und zu dichten begannen. Allein alle diese wohlgemeinten Absichten scheiterten entweder völlig oder brachten wenigstens nur Unzulängliches zuwege. Die Ursachen sind bekannt: der Faden nationaler Ueberlieferung war zerrissen, die Bildung vom Volksgeiste losgelöst; auf der einen Seite hemmte der Jesuitismus, auf der andern die verknöcherte lutherische Orthodoxie jeden eigenartigen Aufschwung. Man hatte sich in die Nachahmung, in das Anstaunen von Fremdem schon so verrannt, daß man sich gar nicht zu der Kühnheit des Gedankens erhob, Eigenes schaffen zu wollen und Besseres, als aus dem Ausland kam. Nur die Vorbilder wechselten zeitweilig, doch schlug das Franzosenthum immer wieder vor. Frankreich gab wie in Sachen der „guten“ Lebensart so auch in Sachen des „guten“ Geschmacks den Ton an und Opitz glaubte nach seiner eigenen und seiner Zeitgenossen Meinung etwas Rechtes gethan zu haben, als er durch sein 1624 gedrucktes „Buch von der deutschen Poeterey“ die Gesetzgebung der dürren

Verstandesdichtung, wie sie die Ronsard'sche Schule in Frankreich begründet hatte, in Deutschland einführte. Aber diese Unterordnung unter ausländischen Geist genügte nicht einmal solchen Kreisen, welche schon ganz im Fremdwesen ertrunken waren. Diese Kreise wollten unser Land schlechtweg französisch machen, in Sprache und Bildung, Sitte und Lebensweise. In solchem undeutschen Gebaren haben sich auch Frauen hervorgethan, wie z. B. eine Schwägerin des genannten Fürsten Ludwig von Anhalt, Anna, Gemahlin Christians I. von Anhalt-Bernburg, welche sich, im Gegensatz zu ihrem vaterländisch denkenden Schwager, beeilte, der Fruchtbringenden Gesellschaft eine auf französischem Fuß eingerichtete „Académie des Loyales“ entgegenzustellen[78]).

Die ungeheure Trübsal des dreißigjährigen Krieges konnte die Herrschaft der Ausländerei in Deutschland nur erweitern und befestigen. Dreißig Jahre lang war unser unglückliches Land der Tummelplatz fremder Heere, welche ganze Gegenden zu Einöden machten, mit Mord, Brand und Schändung wütheten, die Bevölkerung um zwei Dritttheile verminderten, alles Recht, alle Sitte zu Boden traten, unserem Volk alle Thorheiten und Laster der Welt einimpften, ja das verhungernde zum Kanibalismus zwangen[79]). Als dann die wüste Kriegsflut sich endlich ver-

78) Näheres hierüber, s. bei Barthold, Gesch. d. Fruchtbr. Gesellsch. S. 114 fg.

79) Das ist wörtlich zu nehmen. Der Zeitgenosse Khevenhiller erzählt in seinen bekannten „Ferdinandeischen Annalen“, während der Jahre 1636 und 1637 sei die Hungersnoth in vielen Provinzen

lief, ließ sie ein furchtbares Sittenverderben hinter sich zurück. Wo eine so lange Zeit hindurch die roheste Säbelherrschaft gewaltet hatte, jedes Gebot der Menschlichkeit verhöhnt und die zügelloseste Genußgier mit der raffinirtesten Grausamkeit gepaart worden war, wo die Felder brach gelegen, die Dörfer nur noch von Wölfen bewohnt gewesen, die Werkstätten leer gestanden, da mußte es fast mit einem Wunder zugehen, wenn sich nicht alle socialen Bande lös'ten und die gesellschaftliche Ordnung in einer rasenden Anarchie unterging. Die Zähigkeit und Beharrlichkeit der deutschen Art verhütete zwar dieses Schlimmste; aber aus der materiellen Armuth, der geistigen Verkümmerung und der moralischen Verwilderung, welche der dreißigjährige, im Namen der christlichen Re-

Deutschlands, besonders in Sachsen, Hessen und im Elsaß, so entsetzlich gewesen, daß die Leute, um ihren Hunger zu stillen, Leichen von den Galgen herabholten und die Gräber nach Menschenfleisch durchwühlten. Brüder verzehrten ihre todten Schwestern, Töchter ihre verstorbenen Mütter, ja Eltern mordeten ihre Kinder, um sie zu essen. Es bildeten sich förmliche Banden, welche auf Menschen wie auf wilde Thiere Jagd machten, und als man einmal in der Gegend von Worms eine solche Jagdgesellschaft, die um siedende Kessel herumsaß, auseinandersprengte, fand man in den zurückgelassenen Kochgeschirren menschliche Arme, Hände und Beine . . . Namenlos waren in diesem barbarischen Kriege die Leiden des weiblichen Geschlechts. Es war unter der Soldateska von damals gäng und gäbe, nach Erstürmung von Städten und Ortschaften unreife Mädchen zu Tode zu schänden, Jungfrauen und Frauen auf dem Rücken ihrer gebundenen und verstümmelten Väter und Gatten zu nothzüchtigen, Schwangeren die Brüste abzureißen, Gebärenden den Leib aufzuschlitzen.

ligion geführte Krieg zur Folge hatte, konnte sich unser Volk nur sehr langsam wieder emporarbeiten, so langsam, daß die materiellen Einbußen, die Verluste an Kapital, welche Deutschland dazumal erlitten, noch heute nicht wieder hereingebracht sind.

Für ein volles Jahrhundert war der deutsche Nationalgeist gebrochen. Mit breiter Unverschämtheit nahmen Monsieur und Madame Alamode in der deutschen Gesellschaft platz, um sie unbeschränkt zu beherrschen. Denn „à la mode"! war so recht die Losung einer Zeit, welche in Denkweise, Sprache, Tracht, Sitte, Wissenschaft und Kunst alles Heimischen möglichst sich zu entäußern strebte. Und was war à la mode? Natürlich alles, was aus Paris kam, dem modernen Babylon, wohin die vornehme deutsche Jugend strömte, um die Frivolität französischer Bildung und die Pest französischer Laster mitheimzuführen [80]). Vergebens eiferte eine Phanlanx wohldenkender Autoren, unter welchen Männer wie Hanns Michel Moscherosch (Philander von Sittenwalt) und Hanns Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Verfasser des vortrefflichen Sittenromans „Simplicissimus", voranstanden, mit aller Kraft eines schlagfertigen Spottes und des patriotischen Zornes gegen den Aberwitz der Ausländerei, vorab gegen den „lüderlichen Franzosengeist". Ihre Stimmen verhallten in dem alamodischen Tumult, zu

80) Der „Abenteuerliche Simplicius Simplicissimus" (1669) gibt im 4. und 5. Kapitel des 4. Buches (Ausg. v. 1848, IV. 21 fg.) ein höchst drastisches Gemälde der Verführungen, welchen die deutsche Jugend damals in Paris ausgesetzt war und erlag.

dessen Erregung auch die Frauen eifrigst mitgewirkt haben. Denn nur da, wo die Frauen dem von natur- und rechtswegen ihnen zustehenden Amte, die Hüterinnen guter Sitten zu sein, lässig nachkommen oder die Pflichten desselben ganz hintansetzen, kann ein so zuchtloser Ton aufkommen, wie er in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts insbesondere die Dichterei der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule, der Hofmannswaldau, Lohenstein und ihrer Partisane, kennzeichnet. Das ist eine Literatur der Sittenlosigkeit, wie sie hoffentlich in unserem Lande niemals wiederkehrt. Die Nachahmung der süßlich-lasciven italischen Seicentisten, der Marini und Konsorten, wie sie durch die genannten schlesischen Poeten betrieben wurde, lieh nur die bei aller äußerlichen Ueppigkeit im Innersten hohle und leere Form; den Inhalt jedoch gab die sittliche Verwilderung, wie sie, wenn nicht verzeihlich, so doch begreiflich ist zu einer Zeit, wo man bei der Unsicherheit aller Verhältnisse von der Hand in den Mund lebte, wo überall die Bestie im Menschen los und ledig wurde, wo Deutschland einer Bande von Glücksrittern größeren oder kleineren Stils für immer zur Beute hingeworfen zu sein schien, wo Soldatenleben und Räuberleben bis zur Unerkennbarkeit sich vermischte und wo Bramarbasse, Gaukler und fahrende Dirnen das große Wort führten. Was Wunder, wenn in diesem tobenden Wirrwar es auch die Frauen den Männern im Haschen nach flüchtigem Genuß gleichthaten? Was Wunder, wenn auch in der Frauenwelt die Leichtfertigkeit, welche der lange Krieg großgezogen, mit dem Friedensschluß nicht sogleich wieder verschwinden wollte?

Es ist fast unglaublich, was alles den Frauen zu dieser Zeit geboten werden durfte. Eine gemeinsinnliche, bombastisch aufgebauschte Phrasenmacherei beherrschte die Literatur [81]), welche ja doch nur, wie sie es immer ist, eine Widerspiegelung der im Schwange gehenden Anschauungen und Sitten sein konnte. Wie sehr mußte alles sittliche und ästhetische Gefühl verwildert sein, wenn man roheste Zoten feinsten Damen als „amoureuse“ Huldigungen und „galante“ Wünsche vorzutragen sich nicht zu scheuen brauchte! Hofmannswaldau und andere bemühten sich, alle Lascivitäten Ovids und Marini's ins Deutsche zu übertragen und diese Ueppigkeiten ins plump Geschmacklose zu steigern [82]). Lohenstein widmete sein Trauer-

81) Als kürzeste Probe greife ich aus dem damals hochberühmten Roman „Asiatische Banise“ (1688) von H. A. v. Ziegler den Satz heraus: „Indem ein verliebter Wind die Segel meiner Sinnen auf das unbeschiffte Meer ihrer (der Geliebten) Marmelbrust hintreibt, so erblicke ich die Venus in zweien Muscheln schwimmen, wo lauter Anmuthsmilch um die Rubinen gerinnet“.

82) M. s. „Herrn v. Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene Gedichte“, Leipzig 1693—1727, 7 Thle. N. A. Frankf. und Leipzig 1734. In dieser Blumenlese, deren erste Theile B. Neukirch herausgab, erreicht der zotige Schwulst, den man damals Poesie nannte, noch nicht einmal seinen Höhepunkt, wogegen Hofmannswaldau in seinen „Poetischen Grabschriften“ (Leipzig und Breslau 1682) den Gipfel der Wüstheit erstieg. Es ist merkwürdig, daß, abgesehen von der Unzüchtigkeit der ihnen dargebrachten Huldigungen, die Frauen, welche doch sonst einen feinen Instinkt für das Schöne besitzen, sich nicht schon von dem plumpen Ungeschmack derselben angewidert fühlen mußten. Ein „verliebtes“ Sonett der Neukirch'schen Sammlung fängt z. B. so an:

spiel Agrippina, wo in einer Scene eine Mutter mittels fabelhaft schamloser Gebärden und Worte ihren Sohn zur Begehung der Blutschande mit ihr aufreizt, einer fürstlichen Dame, der Herzogin von Liegnitz. Als Herr von Besser sein unzüchtiges Gedicht „Die Schoß der Geliebten" geschrieben hatte, gefiel dasselbe sogar dem großen Leibnitz so sehr, daß der Philosoph sich beeilte, die sechs Seiten lange Zote der Kurfürstin Sophie von Hannover zugehen zu lassen, welche sich höchlich daran ergötzte, für die Weiterverbreitung in der vornehmen Damenwelt sorgte und dem Verfasser lebhaft dankte [83]). So vollständig abgestumpft war alles Schamgefühl, daß man dem berüchtigten Gedichte nachrühmte, es habe „eine Sache, die an sich ungebührlich zu sein scheinet, mehr als zwanzig mal genennet und beschrieben, ohne zu besorgen, dem allerzüchtigsten Leser eine Schamröthe darüber einzujagen". Das ist freilich möglich, denn die Gesellschaft jener Zeit scheint überhaupt die Fähigkeit, schamroth zu werden, eingebüßt gehabt zu haben. Sonst müßten sich die Frauen mit dem Erröthen der Scham und Entrüstung von den faunischen Detailschilderungen ihrer körperlichen

---

„Amande, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen."

83) „Je vous prie — schrieb die Kurfürstin an Leibnitz — de remercier l'auteur, d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées." Vorrede zu Königs Ausgabe von Bessers Schriften (1732).

Reize abgewandt haben, welche ihnen fortwährend vorgeleiert wurden[84]). Es war eine Zeit voll trübdunstiger Sinnlichkeit, wirklicher und gemachter, eine im großen und ganzen moralisch-verpestete Zeit. Wie gemein mußten diese Poeten von den Frauen denken, wenn sie an den-

84) Für eine typische Probe dieser grobmateriellen, mit Bilderbombast beflitterten Schildereien kann die folgende aus Lohensteins „Sultan Ibrahim" gelten, wo die Sekierpera die sultanische Begierde auf die junge Tochter des Mufti, Ambre, lenkt, indem sie die Schönheit derselben also beschreibt: —

„Ein Kind, das zärter ist als die aus Lebens Schalen
Einst solln gekrochen seyn; das mit den Anmuths Strahlen
Der Sterne Glantz beschämt, die Sonne machet blind,
Den Rosen ihr Rubin durch Anmuth abgewinnt,
Den Lilgen ihre Perln. Der Morgenröthe Prangen
Und Scharlach wird entfärbt vor ihren Purpurwangen,
Für ihrem Mund erbleicht Granit- und Schnecken-Blutt,
Kein Bisam-Apfel reucht bei ihrem Athem gutt.
Die Flammen kwälln auß Schnee, auß Marmel blühn Korallen,
Zienober krönet Milch auf ihren Liebes-Ballen.
Kurtz: diese Göttin ist der Schönheit Himmelreich,
Der Anmuth Paradiß; ein Engel, der zugleich
Verlangen im Gemüth, Entsetzung in den Augen,
Im Herzen Lust gebiehrt. Aus ihren Lippen saugen
Die Seelen Honigseim und Zucker süsser Huld ....
Der Zunder heißer Brunst ist selbst in mir entglommen,
Seit dem ich zweymal sie im Bade wahrgenommen.
Ihr Mund bepurpurte die Krystallinen-Fluth,
Die Brüste schneiten Perln, die Augen blitzten Gluth.
Wenn sie ihr Haupt erhob aus ihrer Marmelwanne,
Schien sie das Ebenbild der Sonn' im Wassermanne,
Die Kwellen kriegten mehr von ihren Strahlen Brand,
Vom Leibe Silber-Welln, vom Haare güldnen Sand."

selben nichts zu preisen wußten, als Busen, Hüften und Schoß, und wie niedrig mußte eine solche alles idealen Schwunges bare Galanterie die Frauen von sich selbst denken lehren! Nicht daß es in dem Jahrhundert der Alamoderei an edleren Tönen ganz und gar gemangelt hätte. Waren doch der tief und zart fühlende Paul Flemming, der ernste Andreas Gryph, welcher vielleicht unter günstigeren Zeitverhältnissen das Zeug gehabt hätte, ein deutscher Shakspeare zu werden, ferner Paul Gerhardt, der seelenvolle Sänger geistlicher Lieder, Simon Dach, der seinem „Aennchen von Tharaw“ ein unvergänglich herziges Liebeslied gesungen, der gedankenreiche, edelfühlende, vaterländisch gesinnte Epigrammatiker Logau, endlich die beiden gegen die Thorheiten und Laster ihrer Zeitgenossen so wacker streitenden Satiriker Rachel und Lauremberg dichterisch thätig. Allein der große Haufe, auch der Frauen, lauschte lieber Pfeifern und Trompetern wie Hofmannswaldau und Lohenstein, welche zu dem üppigen Reigen von Monsieur und Madame Alamode aufspielten.

Freilich ging das alamodische Unwesen so weit, daß es mitunter selbst einem Hofmannswaldau zu arg wurde und er seine Feder, statt, wie gewöhnlich, in huldigenden Syrup, vielmehr in tadelnde Galle tauchte. So eiferte er gegen die Hautbemalungs- und Schminkkünste der Frauen, welche freilich schon im Mittelalter in Uebung gewesen waren, jetzt aber bis zur Narrethei getrieben wurden [85]. Ein weiterer Gegenstand seiner und anderer

85) Hofmannswaldau deckte die Schlafzimmergeheimnisse einer Modedame in den folgenden Versen auf: —

Satire war die wunderliche, zu dieser Zeit aus Frankreich eingeführte Mode der Schön- oder Schattir-Pläster-chen (mouches) aus schwarzem Taffet, welche modische Damen in allerhand Gestalten auf ihre Stirnen, Schläfen, Wangen, Nacken und Busen klebten[86]). Ueberhaupt bestimmte Frankreich, namentlich von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, Form und Wechsel des Putzes und der

---

„Kommt endlich nun die Zeit, daß in der Nacht-Kornette
Sie sich zum Schlafe schickt, so eile nicht zum Bette;
Wart' erst, mein lieber Mann, bis deine schöne Frau
Die Farben ihrer Haut dem Nachttisch anvertrau',
Bis sie die Lilien und Rosen ihrer Wangen
Der Wäscherin geschickt, in Tüchern aufgefangen,
Die zwar den ganzen Tag ihr Angesicht geputzt,
Nun aber auf einmal vier Tücher eingeschmutzt."

86) „Andere verpflasterten das Gesicht hie und da mit schwartz Daffeten schandflecken. Und ich sah deren einen Hauffen, die im Gesichte waren als ob sie geschröpft hätten oder sich picken und hacken lassen: dann an allen Orten, die sie gern wollten beschauet haben, waren sie mit schwartzen kleinen Pflästerlein behänget und mit runden, langen, breiten, schmalen, spitzen Mücklein, Flöhen und anderen fitzirlichen, zum Anblick bringenden, zum Zugriff zwingenden Mannsfallen-Gestalten bekleidet." So Moscherosch. Noch derber Hofmannswaldau:

„Was pflegst du doch mit schwartzen Flecken,
Mit Mouchen dein Gesicht, schwartze Chloris, zu bedecken?
Du hast die Tugenden verpachtet
Und bist ein öffentliches Haus,
Wo alles kann logiren;
Und um dir Gäste zuzuführen
Steckst du gewiß allhier die Zeichen auß."

Tracht, der männlichen wie der weiblichen. Die satirischen Flugblätter jener Zeit sind voll scharfer Rügen dieser sklavischen Unterwerfung unter fremden Geschmack oder Ungeschmack und Logau spendet Frankreich das ironische Lob, es habe alle Völker zu seinen Affen gemacht[87]). Bis um 1650 trug auch die Frauentracht den losen, lockeren, freien Charakter, welchen der männliche Anzug in der abenteuerlich zerfahrenen Kriegszeit angenommen. Die spanisch-steifen Frisuren und Halskrausen hatten wieder langen wallenden Locken und einer starken Entblößung von Nacken, Schultern und Brust platzgemacht[88]). Hätten sich die deutschen Damen eines über-

---

87) „Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen."

88) Lauremberg eiferte in seiner plattdeutschen Satire „Von Allemodischer Klederdracht" heftig dagegen, daß auch die Bürgerstöchter in so weitausgeschnittenen Kleidern einhergingen wie die adeligen Damen: —

„Sobald de Börgers-Döchter wüsten,
Dat de Adeliken gingen mit blöten Brüsten,
Mit blotem Halse und Rüggen halff naked,
Do sach eine jede van en wo se ydt maket,
De müste sik ok sehen laten in sulker Gestalt,
Jens Schnieder kreeg genog arbeit alsobald.
Se spreken: hebbe wy nicht even sülken Plunder
Baven den Gördel und ok darunder?
Warum scholden wy denn unse schmucke Titten
Verbergen und laten in düstern sitten?
Wy hebben sie eben so wenig gestahlen;
Ick kan dem Schnieder dat Makelohn bethalen,

mäßigen Aufputzes ihres Anzugs mit Spitzen, Bändern und Federn enthalten wollen, so müßte ihre damalige Tracht als eine kleidsame, wenn auch nicht gerade sittsame anerkannt werden. Von dem bezeichneten Zeitpunkt an begann aber die Unnatur und Bizarrerie der französischen Hoftracht, wie sie sich unter dem vierzehnten Ludwig feststellte, auch in Deutschland zu grassiren. Für die männliche Tracht wurde in dieser Perückenperiode die Staatsperücke das charakteristische Merkmal, während der Reifrock, die in eine Schleppe auslaufende Robe und das die Dekolletirung mehr oder weniger begünstigende Korsett den weiblichen Anzug charakterisirten und bestimmten [89].

Dat he my dat Wams so deep scheret uth,
Dat men my sehn kan de Titten und blote Huet.
Tucht und Schamhafftichkeit is mit wegeschneden,
Mit halff bloten Lyve kamen se her getreden."

Derselbe Tadel kehrt, auf die Frauenzimmer aller Stände ausgedehnt, in den satirischen Sittenmalereien jener Zeit häufig wieder. So z. B. in den beiden Epigrammen von Logau: —

„Jungfern, die die Venushügel blößen unverhohlen,
Blasen zu dem Liebesfeuer jedem auf die Kohlen."
„Frauenvolk ist offenhertzig: so, wie sie sich kleiden itzt,
Geben sie vom Berg ein Zeichen, daß es in dem Thale hitzt."

89) Doch gelangte diese Kleidermode erst mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu ihrem vollständigen Sieg. Das Bild einer modischen Schönen, wie es sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts darstellte, zeichnet die „Jungfernanatomie", ein Gedicht, welches unter die Satiren Rachels aufgenommen ist, aber nicht von diesem, sondern wahrscheinlich von einem gewissen Seyfart herrührt (vgl. Koberstein, Grundr. d. d. N. L. 4. A. 1.

„Alamode-Kleider — reimte der redliche Logau — Alamode-Sinnen; wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen.“ Wir sehen daher die deutsche Gesellschaft des 17. Jahrhunderts mehr und mehr von den

---

Abthlg. S. 821) und die einzelnen Theile des Anzugs deutlich hervorhebt: —

„Der Leib ist schön gezirет, das Brüstchen ist geschnitten
Nach ihres Leibes Läng'. Ganz vorne in der Mitten
Da müssen liegen bloß der schönen Aepfel Paar,
Sie gleichen oftermals dem schwarz und gelben Haar.
Klar muß es sein gestärkt, damit man siehet blicken,
Wie doch zwei Dinge sich so artlich können schicken;
Die Aermel müssen weit als aufgeblasen stehn
Und vorne Krausen dran, sonst können sie nicht gehn.
Jetzt trägt das Frauenvolk auch große Stutzerkrausen,
Die müssen vor der Hand wie dicke Wolken brausen.
Das Jäckchen muß so knapp am Jungfernkörper liegen,
Daß sie sich mögen kaum zur Erde nieder biegen;
Es wird dazu geschnürt nach beßter Tabletur
Das Mieder und der Latz mit einer Silberschnur.
Recht wo der Mittelpunkt der zweien Citeronen,
Da muß ein Röschen zart von Gold und Silber wohnen.
Der Wunderstein Magnet der pflegt sich zu bemühen,
Die schwersten Dinge auch mit Fleiß an sich zu ziehen:
Gleich also macht es auch die Rose, so da stet
Zieht Finger zu sich zu gleich eben dem Magnet.
Dort, wo der spitze Latz, da grünt ein Sommergarten,
Da hat man immerfort Riechbusche zu gewarten:
Das Frauenziefer all steckt Sträußchen vorne für,
Als wenn an selbem Ort sie schenkten stetig Bier.
Der Pelz muß nach der Läng' seyn zierlich zugeschnitten,
Unzählig Falten drauf, auch vornen in der Mitten

geselligen Bräuchen und Vergnügungen abgehen, welche von der Ritterzeit her noch im Reformationszeitalter üblich gewesen. Alles nahm ein tändelnderes und frivoleres Gepräge an. An die Stelle der Turniere traten

---

Da muß er seyn bespitzt, geschlitzet und geritzt,
Die Falten müssen seyn verfassen und verfitzt.
Es kömmt jetzt alles hoch, jetzt ist es an den Tagen,
Daß unser Jungfern-Volk will nicht mehr Schürtzen tragen.
Viel stutzen sie daher, ja dürffen lieber sehn,
Daß sie gleich Even dort mit Blättern möchten gehn.
Das junge Männervolk trägt Degen an der Seiten,
Also das Jungfernvolk denkt immer auch zu streiten;
Statt Degens hängen sie von Silber zubereit't
Das Scheidchen, Messer und die Gabel an die Seit
Ja manche hat fürwahr das Bund der Schlüssel hangen
Nicht anders, als wenn kömpt Thor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe seyn,
Blau, grün, gelb oder sonst was giebet hellen Schein.
Die Schuh die müssen seyn mit großen Hörnerspitzen,
Drauff müssen schön gefügt die bunten Rosen sitzen.
Vom Hembde schweig ich still, wie das muß seyn geneht,
Zerstochen und zerthan, zerwirket und zerdreht."

Des Reifrocks ist hier nicht gedacht. Dagegen hat sich über denselben schon Moscherosch (A la mode Kehrauß, 1646, S. 99) also ausgelassen: — „Eine lose Schandhur, die mit einem unehrlichen Kinde schwanger gangen und solchen ihren unehrlichen Bauch vor der Welt verdecken wollen, hat die große Gepulster und Reiffschürtze anfangs erdacht und aufgebracht. Dannenhero die Franzosen selbst solche gepulsterte Weiberkleidung Cache-Bastards, Blinde-Bastardt oder Hurenkleider zu nennen pflegen." — Da könnte man auch sagen: Mutato nomine de te (d. h. von der Krinoline des 19. Jahrhunderts) narratur fabula sive historia.

die Ringelrennen mit ihren mannigfaltigen, den spanischen Romanen entlehnten „Inventionen", sowie allerhand allegorisch-mythologische Spielereien und Balletspektakeleien, wobei nicht mehr die Ritter, sondern die Pferde, die Maschinisten und Feuerwerker das Beste thaten. Ein Prunkstück dieser Art war das „famöse Roßballet", welches zur Feier der Vermählung Kaiser Leopolds I. mit der spanischen Infantin Margarita Teresa i. J. 1666 zu Wien von Mitgliedern der Aristokratie aufgeführt wurde, eine Maskerade mit ungeheurem Apparat. Aus Italien, wo 1596 zu Florenz die erste vollständige Oper zur Darstellung gelangt war, kam diese Kunstgattung bald auch nach Deutschland, wo sie, nachdem die von Opitz aus dem Italischen übertragene, von Schütz komponirte, am Hoflager des Kurfürsten Johann Georg I. zu Torgau i. J. 1627 zuerst gegebene Oper Daphne die Bahn gebrochen, rasch ein Lieblingsvergnügen der vornehmen und der bürgerlichen Kreise wurde. Weitere Unterhaltungen der fürstlich-adeligen Welt waren die „Wirthschaften", bei welcher Art von Mummereien Hausherr und Hausfrau die Rollen von Gastwirth und Gastwirthin agirten, sowie die „Schäfereien", Inscenesetzungen eines erfabelten Arkadien, welche vornehmlich durch die auf den spanischen Schäferroman gepfropfte Astrée (1609) des Franzosen Honoré d'Urfé in die Mode gebracht waren.

Die Leidenschaft, mittels Maskenspiels aller Art einer jammervollen Wirklichkeit wenigstens zeitweilig zu entfliehen, kennzeichnet überhaupt das 17. Jahrhundert.

Es war auch Grund genug zu solchen Selbsttäuschungsversuchen vorhanden, aber sie hatten den großen Nachtheil, daß durch sie die gesammte Bildung mehr und mehr eine bloße Spielerei wurde, nicht nur aller sittlichen Wirkung bar, sondern im Gegentheil geradezu sittenverderblich. Alle die dem italischen Schäferdrama oder der spanischen oder französischen Schäfernovellistik entnommene oder nachgeahmte Sentimentalität und Zierlichkeit war nur ein dünner Firniß, hinter welchem die Barbarei mit Macht hervorbrach, und alle die süßlichen Phrasen und bombastischen Tiraden reichten weder aus, das brutale Saufboldwesen der Männer zu zähmen, noch die Genußsucht der Frauen zu zügeln. Man kann ohne Furcht, widerlegt zu werden, sagen, daß die ganze, dem Auslande nachgeäffte deutsche Bildung dieser Zeit eine Lüge gewesen sei. Glücklicher Weise wurde das eigentliche Volk von dieser Lüge nicht bis zur Unheilbarkeit angesteckt, wie das bei den höheren Ständen der Fall war. Ausnahmen gab es selbstverständlich und werden wir auch in der Frauenwelt auf solche stoßen. Aber Ausnahmen bilden nicht die Regel und diese war, daß unter der glatten Oberfläche heuchlerischer Geziertheit ein Abgrund von Rohheit und Wüstheit lag, der oft genug die lügnerische Decke tobend bei Seite schob. Von anderem zu schweigen will ich hier nur an die unflätige Raserei der Tanzfreuden erinnern, wie sie im „Simplicissimus" geschildert ist[90].

90) Im 34. Kap. des 1. Buches. (Ausgabe von 1848, S. 127 fg.)

Wie sich die mittelalterlichen Burgen der deutschen Aristokratie im Laufe des Jahrhunderts nach den Vorschriften des welschen Baustils zu modernen Palästen umbildeten, gerade so wirkten die Einflüsse der italischen und französischen Renaissance auf das deutsche Hofleben in seinem ganzen Umfange. Die katholischen Höfe, namentlich die geistlichen, lebten so ziemlich das ganze Jahrhundert hindurch auf dem Fuße schwerfälligen Pompes fort, auf welchem sie sich nach dem Muster päpstlicher Hofhaltung eingerichtet hatten. Sie waren demnach, obgleich aus politischen Motiven dem französischen Wesen abhold, ebenfalls der Ausländerei verfallen: nur schauten sie, wie schon früher bemerkt wurde, statt nach Paris nach Rom, Florenz und Madrid. Von letzterem Orte her hatte der kaiserliche Hof die Regeln jener steifleinenen Etikette und jenes umständlichen Schaugepränges empfangen, worin er sich bis zum letzten Habsburger hinab bewegte oder vielmehr nicht bewegte. Mit einer unnahbaren, kleinliche Menschlichkeiten der allerhöchsten Personen zu feierlichen Staatsaktionen aufblasenden Gravität und Grandezza verband sich hier eine Devotion, welche den Kaiser und die Kaiserin alljährlich einmal die Purpurmäntel mit Waschschürzen vertauschen ließ, um eine Komödie christlicher Demuth aufzuführen[91]). Man muß

91) Ein Reisender, welcher im Frühjahr 1665 Wien besuchte, erzählt: — „Den 23. März haben der Kaiser und die Kaiserin zwölf alten Männern die Füße gewaschen und das hat der Kaiser gethan, nachdem er Mantel und Degen abgelegt und ein Schurz-

aber doch sagen, daß das italisch-spanische Wesen, welches an den katholischen Höfen im Schwange ging, wenn auch nicht gerade die Sittlichkeit, so doch den Anstand besser wahrte, als der „stolze, falsche und lüderliche Franzosengeist“ [92]), welcher nach und nach an den protestantischen Höfen Mode geworden. Nicht, ohne da und dort wackeren Widerstand zu finden, wie z. B. vonseiten der trefflichen Kurfürstin Anna von Brandenburg, Gemahlin Johann Sigismunds, welche inmitten der hereinbrechenden Flitterhaftigkeit und Lockerheit „alla francese“ in der schlichten Würde deutscher Hausmütterlichkeit sich darstellte.

Voran gingen in der Verwelschung der kurpfälzische Hof zu Heidelberg und der landgräflich-hessische zu Kassel. Dort wurde alles auf französischem Fuß eingerichtet, als der nachmalige jämmerliche „Winterkönig“, Kurfürst Friedrich V., die englische Prinzessin Elisabeth heimgeführt hatte, eines ekelhaften Wüstlings leichtfertige Tochter [93]). In Kassel französirte Landgraf Moriz,

---

tuch vorgebunden hatte. Und nach dem Waschen trocknete er jedem die Füße und küsste dieselben. Die Kaiserin schürzte sich auch und wusch zwölf alten Weibern die Füße.“ Relat. von d. Begebenheiten des Kaiserl. Hofes zu Wien vom 28. Mart. bis 25. Maji 1665 (gedr. 1666).

92) So heißt er in der 1689 gedruckten Schrift „Der deutsch-französische Modegeist“.

93) Sie wurde bekanntlich die Herzensflamme des tollen Christian von Halberstadt, eines Hauptbannerträgers des französischen Schwindels. Elisabeth hatte freilich am Hofe ihres

Philipps des Großmüthigen Enkel, eifrigst Hof, Adel und wer sich sonst seinen pädagogischen Experimenten unterziehen wollte. Denn dieser Fürst verrieth merkwürdiger Weise bereits jenen pädagogischen Tik, welcher

---

Vaters, Jakob I., Eindrücke empfangen, welche keineswegs geeignet waren, einen vortheilhaften Einfluß auf die heranwachsende Prinzessin zu üben. Jakob I. war bis in seine alten Tage hinein der Völlerei und widernatürlichen Wollust ergeben und ein roher, aller Scham barer Ton herrschte an dem Hofe dieses feigen, treulosen, geifernden Tropfes von König. In einer Depesche vom 23. August 1621 schildert der französische Gesandte am englischen Hof, Tillières (bei Raumer a. a. O. II, 316 fg.), eins der Gelage, wie sie der König zu halten liebte. Er erzählt, wie derselbe sich mit Vorsatz einen Rausch angetrunken, und fährt dann also fort: — „Tout haut en présence de tant de Seigneurs que Dames le roi but au grand chose de Madame la comtesse de Buckingham et puis au petit chose de la marquise de Buckingham; et pour conclure ce beau procéde, il prit une petite fille, nièce du marquis de Buckingham agée de neuf à dix ans, lui mania tout ce qu'elle portait, puis en toucha le nez de Mr. de Buckingham et au méme endroit le baisa par plusieurs fois." — Jakobs Nachfolger Karl I. war von vorwurfsfreien Sitten. Dagegen hielt, wie jedermann weiß, mit dem restaurirten Karl II. die ganze Lüderlichkeit der französischen Galanterie und des französischen Maitressenwesens ihren Einzug in London. Hamiltons mit allem Esprit der pariser Frivolität geschriebenen „Mémoires de Grammont" schildern das englische Hofleben unter diesem König von der heiteren Seite. Die ernste Geschichte muß es freilich ganz anders beurtheilen. Es war damals die Zeit, wo Messalinen wie die Herzogin von Cleveland in der englischen Gesellschaft den Ton angaben. Wie fabelhaft roh und schamlos es die genannte Dame, eine der Haupt- und Staatsmaitressen Karls II., trieb, kann schon der

nachmals in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an vielen der deutschen Fürsten bemerkbar wird. Moriz, etwas von einem Schulmeister und etwas von einem Künstler, hatte den besten Willen, seine Umgebung zu bilden, aber offenbar keine Ahnung davon, wie sehr er sich in den Mitteln vergriff, obgleich ihn eine grauenvolle Katastrophe, welche i. J. 1615 zu Kassel vorfiel, wohl hätte aufmerksam machen können, daß er statt Bildung nur Unsittlichkeit pflanzte. Der Hofjunker von Marschall unterhielt, wie es scheint, ein vertrautes Verhältniß mit Juliane, der Frau des Landgrafen. Denn eines Tages nahm er sie in die Arme und küsste sie. Das sah der Hofmarschall von Hertingshausen und hinterbrachte es dem Fürsten. Darauf erschoß der Hofjunker den Hofmarschall meuchlerisch auf offener Straße. Gefangen genommen und processirt, wurde er zu einem Martertode verurtheilt. Es wurde ihm zuerst die rechte Hand abgehauen, dann dem noch Lebenden der Leib aufgeschnitten und das Herz herausgerissen, welches der Scharfrichter dem zuschauenden Landgrafen zeigte. Die Mutter des Hingerichteten und ein demselben verlobt gewesenes Hoffräulein verloren vor Entsetzen ihren Verstand. Die Witwe des ermordeten Hofmarschalls ließ sich von einem Offizier schwängern, und als sie geboren, ließ ihr der Landgraf

Umstand zeigen, daß sie, um die zahllose Schar ihrer Buhler noch um einen, den Lustspieldichter Wycherley, zu vermehren, diesem im gedrängt vollen Theater die seltsame Liebeserklärung zuschrie: „Sir, Ihr seid ein Lump, Ihr seid ein Schuft, Ihr seid ein Hurensohn!“ Vgl. Macaulay, Essays, IV, 164.

die Wahl, sich mit ihrem Kinde lebendig einmauern zu lassen oder das Land zu meiden. Sie wählte natürlich das letztere und heiratete ihren Buhlen. Aber dieser vergiftete sich aus Furcht vor der Rache des Landgrafen, welcher der thörichten Meinung gewesen zu sein scheint, mittels grausamer Strafen das wüste Treiben an seinem Hofe bessern zu können, ein Treiben, welches er auf der andern Seite durch seine Hingabe an die Alamoderei so recht hegte und pflegte[94]). Ein Seitenstück zu dieser alamodischen hessischen Hofgeschichte aus dem zweiten Decennium des 17. Jahrhunderts bildet eine hannoversche aus dem letzten (1694), die vielbeschriebene Geschichte des Grafen Philipp Christoph von Königsmark und der Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover, Gemahlin des Kurprinzen Georg, welcher nach dem Tode der Königin Anna den Thron von Großbritannien bestieg. Königsmark hatte mit der Prinzessin, der Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, von Jugend auf in einem zärtlichen Verhältniß gestanden und dasselbe auch nach der Vermählung der Geliebten mit dem Kurprinzen von Hannover fortgesetzt. Die Schuld der Prinzessin ist, seit der Veröffentlichung der Originalkorrespondenz der beiden Liebenden, zweifellos[95]). Aber der Kurprinz

94) Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, II, 637. Kuriositäten, IX, 348 fg.

95) Früher waren die Meinungen darüber sehr getheilt. Doch schrieb die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans schon am 29. April 1702 an ihre Schwester Luise: „Es seindt leutte hir so nicht sagen daß sie (die Kurprinzessin) nicht criminelle gewesen

Georg war durchaus nicht berechtigt, den strengen Richter zu machen. Denn er vernachlässigte seine Gemahlin, indem er öffentlich mit seiner Maitresse, der Frau von dem Busch lebte, einer jüngeren Schwester der Maitresse seines Vaters, der Gräfin von Platen. Dieses leidenschaftliche und rachsüchtige Weib gab dem zwischen Königsmark und der Kurfürstin spielenden Roman die Wendung zum Tragischen. Sie selbst verliebte sich nämlich in den schönen, durch sein ritterliches Wesen und seine

---

und ein Jung mensch wie sie war so sich küssen und begreiffen lest thut wohl alles übrige auch." Die gute Herzogin lebte demnach des Glaubens, unser ungeschlachtes Sprichwort: „So sich die Jungfer auf's Küssen legt, legt sie sich auch aufs Kissen" — hätte recht... Die Originalbriefe des Grafen von Königsmark und der Kurprinzessin hat Palmblad unter den handschriftlichen Schätzen der Universitätsbibliothek zu Lund aufgefunden und dieselben 1847 veröffentlicht. Die Prinzessin schrieb einmal an Königsmark: — „Si vous croyez que la crainte de m'exposer et de perdre ma réputation m'empêche de vous voir, vous me faites une injustice bien cruelle. Il y a longtemps que je vous l'ai sacrifiée et mon amour me donne tant de courage, que j'ai toutes les peines du monde à l'envie où je suis de vous embrasser." Und ein andermal: — „Je peux sans chimère me flatter encore de passer un jour ma vie avec vous. Grand Dieu, si je perdrai avec cette esperance le moyen de resister à tant de malheurs. Il n'y a que cela, qui me soutient." Am bedenklichsten und wohl geradezu überführend lautet es, wenn der Graf eines Tages an die Prinzessin schrieb: — „J'ai dormi comme un roi et je souhaite fort que vous en ayez fait autant. Quelle joie, quel plaisir, quel enchantement n'ai-je point senti entre vos bras. Dieu, quelle nuit ai-je passée."

galanten Abenteuer weitum berühmten Grafen und beschloß, als er ihren sehr deutlich dargelegten Wünschen nicht willfuhr, sein Verderben. Auf ihre Veranlassung in einer heißen Sommernacht zu einem Stelldichein mit der Prinzessin gelockt, wurde er im Palast überfallen, nach verzweifelter Gegenwehr gefangen und in einem abgelegenen Gelasse ermordet [96]).

---

96) Die Ermordung des Unglücklichen ist Thatsache, nur über die Mordweise ist man noch im Ungewissen. Neuestens hat Weber („Aus vier Jahrhunderten", II, 87 fg.) aus dem sächsischen Staatsarchiv ein Dokument beigebracht, welches den bisher bekannten Hergang der gräßlichen Geschichte in allen Hauptpunkten bestätigt, hinsichtlich der Todesart Königsmarks aber die Version gibt, der Graf sei erst mehrere Monate nach seiner Ueberrumpelung im Gefängnisse mittels Giftes gemordet worden. Das in Rede stehende Dokument ist eine Denkschrift, eigenhändig aufgesetzt von dem unter dem Namen des Marschalls von Sachsen bekannten Sohn Augusts des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark, welcher allerdings gut unterrichtet sein konnte, denn seine Mutter war eine Schwester des Ermordeten. Diesem Berichterstatter zufolge ließ am Tage nach dem in ihren Gemächern stattgehabten Ueberfall ihres Geliebten die Kurprinzessin den Kurprinzen, ihren Gemahl, und dessen Vater, den Kurfürsten, zu sich bitten und gab die Erklärung ab: „Ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen. Ich werde mich nicht damit erniedrigen, Sie zu überreden, daß ich unschuldig sei. Ich bin schuldig, aber nur darin, daß ich in feigem Gehorsam (gegen meinen Vater) dem Grafen Königsmark die Treue gebrochen. Ich liebte Königsmark, ehe mir die Verpflichtung auferlegt ward, Ihnen, mein Prinz, zu gehorchen. Ich erkenne mit Schrecken den Fehler, daß ich ihm den Zutritt zu mir gestattet habe, und der Rest meines Lebens soll der Reue und der Erinnerung gewidmet sein. Ich bin die Ursache seines Todes, mir

Das ganze Jahrhundert, von welchem wir hier handeln, strotzt von abschreckenden Beweisen, daß die heilsame Wiederbelebung des deutschen Familiengeistes, wie sie die reformatorische Bewegung mit sich gebracht hatte, den unsittlichen Tendenzen des alamodischen Wesens nicht standzuhalten vermochte. Die protestantischen Kreise hatten in Betreff sittlicher Lebensführung vor den katholischen bald nichts mehr voraus, — im Gegentheil!

---

liegt es ob, ihn zu rächen." Falls die Prinzessin diese Absicht wirklich hatte, so war es sehr unklug, sie auszusprechen. Jedenfalls kam der Vorsatz nicht zur Ausführung. Die Ehe der Prinzessin mit dem Kurprinzen ward getrennt und sie wurde für den Rest ihres Lebens auf dem Schlosse Ahlden in Haft gehalten, wesswegen sie in der Skandalchronik des deutschen Hoflebens unter dem Namen der Herzogin von Ahlden figurirt . . . Die erwähnte Schwester des ermordeten Grafen, Aurora von Königsmark — durch ihren 1696 geborenen Bankert Moriz, „Marschall von Sachsen", Urahne der großen französischen Dichterin Aurore Dudevant, geb. Dupin (Georges Sand) — war eines der schönsten und gebildetsten Buhlweiber des 17. Jahrhunderts. Will man aber erfahren, wie unbefangen die feinsten Damen von damals die gröbsten Schmutzereien niederschrieben, so muß man den Aufsatz lesen, welchen die Gräfin kurze Zeit nach der Ermordung ihres Bruders über die Verhältnisse desselben am hannoverschen Hofe, insbesondere über sein Verhältniß zur Gräfin von Platen verfasste (nach der Handschrift Auroras abgedr. bei Cramer, Denkwürdigkeiten d. Gr. A. v. Königsmark, I, 66 bis 69) . . . Die geringe Glaubwürdigkeit des von Weber mitgetheilten „Memoire" hinsichtlich der Todesart Königsmarks ist dargethan in Bülau's Sammelwerk „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen", wo sich (XII, 197—313) die fleißigste Zusammenstellung und unbefangenste Verarbeitung des Materials dieser schmachvollen Hofgeschichte findet.

Eine große Mitschuld an den Ausschreitungen fürstlicher Herren und Damen trugen die protestantischen Hoftheologen, deren servile Nachsicht mitunter bis zum Unglaublichen ging [97]). Uebrigens beschränkte sich der sittliche Verfall, die Laxheit der Grundsätze und die Frechheit der Genußsucht, der sinnlose Luxus und die gemeine Prasserei, keineswegs etwa auf die aristokratischen Stände; auch der Bürgerstand war vielfach davon verpestet. Hauptursachen waren das politische Verkommen des Bürgerthums, die dogmatische Verknöcherung des Lutherthums, von welcher keine sittliche Wirkung mehr ausgehen konnte, ferner die demoralisirenden Einflüsse der Kriegsdrangsale und endlich das von der Aristokratie gegebene schlimme Beispiel der Mißachtung häuslicher Zucht und ehelicher

---

97) Hatte doch schon i. J. 1534 der wackere Sebastian Frank Veranlassung gehabt, in der Vorrede zu seinem „Weltbuch“ zu klagen: „Sunst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen; jetzt muß alles gehofiret sein oder es ist aufrührisch. Gott erbarms!“ Zu dem Satze, daß das Lutherthum so recht eine Schule des theologischen Knechtsinns gewesen, hat Biedermann („Deutschland im 18. Jahrhundert“, II, 1. Abthlg. S. 9) recht erbauliche Belege gesammelt. Das folgende, auf Büschings durchaus glaubwürdigem Zeugniß beruhende, steht bei Bülau, Geh. Gesch. und räthselh. Menschen, VI, 481. Ein Graf von Schaumburg-Lippe hatte auf der Jagd aus Versehen einen Menschen getödtet, welchen er für ein Stück Wild angesehen. Sein Hofprediger, welchen er zu seiner Gewissensberuhigung kommen ließ, redete ihm ein, er brauchte sich keine Skrupel zu machen, da er ohne Absicht gehandelt; „außerdem aber sei er ja auch Herr über das Leben seiner Unterthanen!“

Treue. Am eifrigsten wurde dasselbe nicht selten in Kreisen befolgt, wo man es am wenigsten erwarten sollte, in den akademischen nämlich. Das wüste Leben zwar, welches die Studenten zu einer Zeit führten, wo Studententhum und Landsknechtsthum häufig in einander flossen, kann kaum wundernehmen. Aber auffallend ist, daß z. B. in Tübingen, dessen Hochschule sich auf ihre „reinlutherische Lehre“ so viel zu gute that, auch in den Familien der akademischen Lehrer ein so grelles Sittenverderben daheim war, daß an den Töchtern und Frauen der Professoren uneheliche Schwangerschaften, Fruchtabtreibungen, Ehebrüche und ein trunksüchtiges, brutales Gebaren häufig gerügt und bestraft werden mußten[98]. Fast noch widerwärtiger als ein derartiges Tollen war die schleichende Heuchelei der Frauen, welche sich nicht entblödeten, verliebte und obscöne Schriften nach Art von Gebetbüchern einbinden zu lassen und so in die Kirchen mitzunehmen[99]. Ein Sittenprediger aus dem vorletzten Decennium des 17. Jahrhunderts ereiferte sich insbesondere darüber, daß die jungen Mädchen, — „solche Schnepperlinge“, wie er sie nennt — so unsittsam sich kleideten und so kokett sich benahmen. Er schilt sie „männersüchtige Weibsstücke, die, ehe sie noch von einem Freier oder Bräutigam wissen, ranzen und laufen, sich gleichsam selbst zum Kauf anbieten und durch solche Liebes-

98) S. die aus den Akten gezogenen Belege bei Tholuck, Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts, I, 145—277.

99) Philander von Sittenwalt, „Venusnarren“ (1646) S. 84.

Mercanzen sich selbst nicht wenig beschandflecken. Ach Gott, sonst war eine Jungfrau eine Alma; jetzt macht sie sich selbst zur Almoda [100])." Aller Scham und Scheu vollends entschlugen sich die Soldatenweiber im Verkehr mit der Männerwelt und im „Simplicissimus" ist zu lesen, zu welchen seltsamen Verrichtungen die Schönen des Lagers, auch die Offiziersfrauen, ihre männlichen Dienstboten mitunter anzuhalten die Laune hatten [101]). Unweiblichkeiten dieser Art lassen sich denn doch nur begreifen von einer Zeit, welcher das sittliche Gefühl so sehr abhanden gekommen war, daß sie sogar in ihre „Anstandslehre" die gröbsten Unflätereien zu verflechten nicht anstand [102]).

Indessen gab es in der deutschen Frauenwelt dieser Periode denn doch auch Kreise, zu welchen der alamodische Ungeist keinen Zutritt erhielt, und in allen Regionen der Gesellschaft treffen wir Frauen, welche die guten Gepflogenheiten des deutschen Familiensinns pflegten und die Pflichten der Gattinnen und Mütter redlich erfüllten, oder solche,

100) Mengering, Sünde-Rüge und Gewissens-Forschung (1687), S. 792.

101) Simplicius erzählt (Bd. II, Kap. 25, S. 116 d. cit. Ausg.): „Ich mußte oft der Rittmeisterin, meiner Herrin, bei hellem Tage Flöhe fangen, natürlich nur darum, damit ich ihren alabasterweißen und zarten Leib genugsam sehen und betasten sollte. Dies wollte mir, weil ich auch Fleisch und Blut hatte, in die Länge zu ertragen etwas schwer fallen."

102) Vgl. den Aufsatz Hoffmanns v. Fallersleben über ein „Komplimentir-Büchlein v. J. 1654", Weimar. Jahrb. I, 322 fg.

welche sich scheu aus dem Getümmel einer wilden und wüsten Zeit zurückzogen und in der Stille der katholischen Klöster oder der seit der Reformation aufgekommenen protestantischen Fräuleinstifte — unter welchen die Abtei Quedlinburg den ersten Rang einnahm — asketischen Uebungen und beschaulicher Betrachtung hingaben, oder endlich solche, welche, in was für einer Lebensstellung sie sein mochten, mit untadeliger Führung ein lebhaftes und nicht selten auch schaffend sich äußerndes Interesse an den religiösen, gelehrten und dichterischen Bestrebungen ihrer Zeitgenossen verbanden [103]). Manche klösterliche Genossenschaft ragte aus der trüb und ungestüm wogenden Flut des Jahrhunderts wie eine Insel der Unschuld, des Erbarmens und einer auf verständige Ziele verständig abzielenden Frömmigkeit hervor [104]). Auf katholischer und protestantischer Seite zeichneten sich Frauen aristo-

---

103) Die Blaustrümpfelei scheint sich freilich da und dort auch sehr unangenehm gemacht zu haben. In der 8. Satire Rachels findet sich ein derber Ausfall auf die dichtenden Frauen, der freilich insbesondere auf frivol und lasciv dichtende gemünzt gewesen zu sein scheint: —

„Ja, endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
Daß auch das Weibervolk lässt Spuhl und Haspel fahren
Und macht ein Kunstgedicht . . . .
Die Schriften sind fürwahr Gezeugen unsrer Herzen;
Die keusch ist von Natur, die wird nicht unkeusch scherzen,
Das bild ich mir gewiß und ohne Zweifel ein:
Die so wie Thais spricht, die wird auch Thais sein.“

104) S. die Tages- und Hausordnung des Frauenklosters Nieder-Schönenfeld. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 404 fg.

kratischer und bürgerlicher Geburt als Muster frommen Wandels aus — wie jene drei dem Kaiserhaus entstammten Nonnen, Margaretha, Tochter Kaiser Maximilians des Zweiten, Maria Christina und Eleonore, Töchter des Erzherzogs Karl — oder als theologische Streiterinnen — wie jene Anna Owena Hoyer aus Holstein, die tapfere, obzwar etwas phantastische Befehdeterin der lutherischen Orthodoxie, und die noch berühmtere Anna Maria von Schurmann aus Köln, welche, nach Holland übergesiedelt, die Hand des Dichters Cats ausschlug, um ganz den Wissenschaften zu leben, sich vierzehn Sprachen aneignete, ein wahres Kompendium von Gelehrsamkeit wurde, den Protestantismus in Disputationen mit den Jesuiten verfocht, auch im Lautenspiel und in der Stickerei die Meisterschaft errang, sich als Malerin und Kupferstecherin mit Glück versuchte und ihren wohlerworbenen Ehrentitel der „holländischen Minerva" auch durch sittsamen Wandel rechtfertigte — oder endlich als Sängerinnen religiöser Lieder, wie die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg, Gemahlin des großen Kurfürsten, welcher das berühmte Lied: „Jesus meine Zuversicht" zugeschrieben wurde; ferner die Landgräfin Anna Sophia von Hessen-Darmstadt, die beiden Gräfinnen Ludmilla Elisabeth und Aemilia Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt und die Freifrau Katharina Regina von Greifenberg. In der weltlichen „Poeterey" galt Sibylla Schwartz aus Greifswald ihrer Zeit für ein „Wunder" und die wenigen auf uns gekommenen Proben ihres Talentes sind für ein siebzehnjähriges Mädchen, als

welches sie gestorben, allerdings eigenthümlich genug. Es muß ein glutvolles Herz unter diesem kaum aufgeblühten Mädchenbusen geschlagen haben. Ein Herz voll Milde, Heiterkeit und hilfreicher Frömmigkeit dagegen schlug in der Brust der Prinzessin Elisabeth von Baden-Durlach, Tochter des Markgrafen Georg Friedrich, welche erst gegen das Ende des Jahrhunderts hin unvermählt gestorben ist. Sie gehörte ebenfalls zu den Dichterinnen ihrer Zeit und hat eine Sammlung von Sinnsprüchen, in deren Auswahl ein edles, in Leiden geprüftes und bewährtes Gemüth sich bekundet, in deutsche Verse gebracht, welche in ihrer Klarheit und gedrängten Kraft vor der nebelhaften und gedunsenen Phrasenmacherei der meisten Poeten von damals gar vortheilhaft sich auszeichnen[105].

---

105) Vgl. Zell, die Fürstentöchter des Hauses Baden, S. 47 fg. Weimar. Jahrb. II, 216. Von den an letzterem Orte aus dem Originaldruck („Tausendt Merkwürdige Gedenck-Sprüch auß vnterschiedlichen Authoren zusammengezogen und in teutsche Verse übersetzt", Durlach 1685) mitgetheilten Sprüchen wollen wir etliche hersetzen: —

„Die Tugend hat die Art des Palmbaums angenommen;
Je mehr sie wird gedruckt, je höher wird sie kommen.

Die Seele lässet sich zu keinem Glauben zwingen;
Der Grund der Wahrheit muß nur dies zuwegen bringen.

Bei manchem hat gar oft der Adel des Geblüts
Verändert und verderbt den Adel des Gemüths.

Die wahre Tapferkeit lässt sich darinnen sehen,
Daß sie den Lastern wird allzeit entgegen stehen.

Es ist tröstlich, in einer Zeit, wie das 17. Jahrhundert gewesen ist, in einer Zeit, deren ganze Bildung im Grunde nur eine lackirte Barbarei war [106]), in einer Zeit, wo kirchliche Disciplin und Strafjustiz mittels scharfer Unzuchtstrafen die zügellose Geschlechtslust vergeblich zu bändigen suchten [107]) — es ist tröstlich, in einer solchen Zeit doch auch wieder auf lautere, schöne, reinmenschliche Züge in dem Verhalten der beiden Geschlechter zu einander zu stoßen. Wenn berichtet werden mußte,

---

Wie nach dem Regen oft die Sonne pflegt zu scheinen,
So sammelt man mit Freud', was man gesät mit Weinen.

O wie viel Eitelkeit find't sich in denen Sachen,
Darum die Menschen sich viel Müh' und Arbeit machen."

106) Als einen charakteristischen Zug derselben führe ich an, daß in wohleingerichteten adeligen Häusern der „Magister", d. h. der Lehrer der Kinder, schlechter besoldet war als der Kutscher und der Lakai. Nach einem Haushaltungsbuche des kursächsischen Ritters Georg v. W., Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf B. und L., welches von 1661 bis 1670 reicht, hatte der Magister 9 Rthlr. 12 Gr., der Kutscher dagegen 11 R. 16 G. und der Lakai 10 R. Jahreslohn. Die Köchin erhielt 11 R. 8 G., die Hausmagd 6 R. 3 G., die kleine Magd 6 R. 3 Gr., die Aufwartemagd 6 R. jährlich, die Kühehüterin 20 G. vierteljährlich. Mitgeth. von Bergfeld, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 135.

107) Wie dabei an vielen Orten verfahren wurde, mag der folgende, Karche's Jahrbüchern von Koburg entnommene Fall v. J. 1658 veranschaulichen. „Den 2. Aprilis wurde Hanns Wirth, ein Fuhrknecht aus Thüringen, weil er eine Dirne geschwächt und ihr die Ehe versprochen hatte, überdies noch eine andere geschwächt und ihr ebenfalls die Ehe versprochen hatte, als man die Kirche ausläutete, auf den Stein am Kirchthurm an das Halseisen ge-

daß die Anreizung zur Sittenlosigkeit von den höheren Ständen ausgegangen, so ist es nur billig zu erwähnen, daß gerade in dieser Gesellschaftssphäre auch Beispiele sich finden, welche beweisen, daß gute Sittenzucht und die Achtung vor fraulicher Ehre und Würde in der deutschen Aristokratie denn doch nicht ganz erstorben waren. Mehrere Fürstenhäuser hielten der alamodischen Zersetzung des heimischen Familienlebens gegenüber an der Reinheit und Traulichkeit desselben fest und außerdem gab es sogar wie im 16. Jahrhundert so auch im 17. deutsche Fürsten, welche sich bei ihren Herzensneigungen weder das Vorurtheil der Kastenverhältnisse noch die eingerissene duldsame Ansicht über das Maitressenwesen zu Nutzen machen wollten, sondern ihre Erwählten, Mädchen bürgerlichen Standes, in aller Form Rechtens heirateten. So der Herzog Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg, welcher nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Elisabeth Rosine Menthe, Tochter eines Barbiers zu Minden, liebgewann und dem ebenso schönen als sittsamen Mädchen seine Hand anbot. „Ihr sollt nicht meine linke, sondern meine rechte Gemahlin sein und bleiben," sagte der Fürst zu ihr, als er sich im Juli 1681 auf dem Landhause Hedwigsburg mit ihr trauen

---

schlossen, allwo er und die beiden Dirnen mit Strohkränzen die Predigt über stehen mußten". Später wurden gefallene Mädchen „ausgepaukt" und des Landes verwiesen. Der Amtsdiener führte nämlich dieselben mit einer Trommel, welche er von Zeit zu Zeit rührte, dreimal um den Marktplatz und hierauf, nachdem sie Ruthenstreiche erhalten hatten, zum Thore hinaus.

ließ. Der nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe kinderlos Gestorbenen wurde die Grabschrift gesetzt: „Vixit in praeclarum modestiae et pietatis exemplum[108])“. Auch der in der deutschen Soldatengeschichte unter dem Namen des alten Dessauers berühmte Fürst Leopold der Erste von Dessau erkor sich ein bürgerliches Mädchen zur Frau, die Anne Luise Föhse, Tochter eines Apothekers zu Dessau, welche der Kaiser in den Reichsfürstenstand erhob damit ihre Söhne für successionsfähig erklärt werden könnten. Sie muß eine ganze vortreffliche Frau gewesen sein, denn sonst hätte der harsche und barsche Kriegsmann, ihr Gemahl, dessen Rauheit nicht selten stark ins Brutale spielte, wohl nicht mit so unverbrüchlicher Achtung und Treue an ihr gehangen.

---

108) Köhler, Münzbelustigungen, XXI, 289. Rethmeier, Braunschweig. Chronik, III, 1526. Kuriositäten, X, 351.

Viertes Kapitel.

Die Hexen[109]).

Vom Teufel. — Die Weltanschauung des Mittelalters. — Das Reich Gottes und das Reich Satans. — Wundern und Zaubern. — Von zauberischen Praktiken. — Die Kirche und das Zauberwesen. — Die Hexen. — Bund und Buhlschaft mit dem Teufel. — Der Hexensabbath. — Der Hexenproceß. — Die Bulle Innocenz des Achten und der Hexenhammer. — Das Beweisverfahren und die Bestrafung. — Die Reformation und der Hexenproceß. — Die massenhaften „Einäscherungen". — Opposition: Molitor, Weier, Loos, Lercheimer, Spee, Becker, Thomasius. — Die letzten Hexenproceduren. — Die letzte Hexe.

Das Buch der Geschichte trieft von Thränen und schmerzlichstes muß es merkwürdiger Weise immer da erzählen, wo es von den Entwickelungen der religiösen

---

109) Ich habe zu diesem Kapitel hauptsächlich folgende Quellen benützt: — Malleus Maleficarum (der Hexenhammer), Frankf. Ausg. v. 1588. Molitor, Eyn schön Gesprech von den Onholden, 1489. Agrippa von Nettesheim, De occulta philosophia, 1533. Milichius, Der Zauber-Teuffel (Theatr. diabol. 1575, fol. 175 seq.). Luthers Tischreden, 1576, fol. 197 seq. Bodinus, De magorum daemonomania (deutsch von Fischart u. d. T. Vom

Idee handelt. Kein anderes Motiv hat jeder Zeit die Menschen zu wahnsinnigerer Wuth entflammt als der Zwist und Streit um ihre Götter. Hier haben sich mit der höchsten Begeisterung, welche das Menschenherz schwellen kann, die gemeinsten Triebe, die schrecklichsten Leidenschaften gemischt und in einem Ocean von Blut ist der Purpurmantel der Religion gefärbt worden.

Was aber immer menschlicher Wahn und menschlicher Fanatismus unbewußt oder bewußt gesündigt, das gräuelhafteste haben sie doch im Hexenglauben und im Hexenproceß zuwegegebracht. Blödsinn und Wahnwitz,

---

außgelassnen wütigen Teuffelsheer, 1591). Cäsarius Heisterbachensis, Dialogus miraculorum, ed. Strange 1851. Weier, De praestigiis daemonum, 1577. Lercheimer, Christlich Bedencken von Zauberey, 1593. Del Rio, Disquisit. magicar. libr. VI, 1679. Anhorn, Magiologia, 1674, Spee, Cautio criminalis seu de processu contra sagas liber. Edit. III, 1631. Becker, Die bezauberte Welt, 1691. Thomasius, De crimine magiae dissertatio, 1701. Ferner die bekannten Sammelwerke von Hauber (Bibliotheka magica, 1741) und Horst (Dämonomagie, 1818). Von den zahlreichen Monographieen, Aktenveröffentlichungen u. s. w. abgesehen, ist der Gegenstand im ganzen neuerer Zeit in Deutschland behandelt worden von Grimm (Deutsche Mythologie, 3. A. S. 983 fg.), Soldan (Geschichte der Hexenprozesse, 1843), Ennemoser (Gesch. d. Magie, 1844, S. 756 fg.), Schindler (Der Aberglaube d. Mittelalters, bes. S. 208 fg.), Köppen (Hexen und Hexenprozesse, Wigand's Vierteljahrsschr. 1844, II, 1 fg.), Roskoff (Geschichte des Teufels, 1869, II, 206 fg.), Scherr (Deutsche Kultur- u. Sittengeschichte, 7. Aufl. 1879, S. 358—387). Darstellungen wie die von Görres in seiner Christlichen Mystik zu Verdunkelungszwecken gegebene haben selbstverständlich keinen historischen Werth.

Afterglaube und Angst, feige Tücke und rasende Mordlust verbanden sich da zu einem Thun, dessen Resultate das düsterste Kapitel der Weltgeschichte füllen. Betrachtet man dieses höllische Bild und stellt die abergläubischen Tendenzen und Praktiken unserer eigenen Zeit daneben, die somnambulistischen und magnetischen Gaukeleien, die Geisterseherereien und Gesundbetereien, die Muttergottes-erscheinungen und Wunderquellensprudelungen, die Umkehr der „Wissenschaft" zum mittelalterlichen Köhlerglauben, die ganze von so vielen Kanzeln und Kathedern gepredigte Dämonologie der Unvernunft, so ist man stark versucht, in das trostlospessimistische Kredo einzustimmen, daß die Geschichte nur eines lehre, nämlich daß sie nichts lehre. Und doch sind wir seit hundert Jahren unleugbar vorgeschritten: man verbrennt wenigstens keine Hexen mehr. Auch wird sicherlich eine Zeit kommen, wo die Umkehrprofessoren, Umkehrkonsistorialräthe, Umkehrzeitungsschreiber unserer Tage als gewesen und fürder unmöglich der Kulturgeschichte ebenso verfallen sein werden, wie die Hexenrichter von vormals heutzutage es sind. Nur wird man dann die modernen Inquisitoren nicht mit dem Gefühle des Grauens, welches die alten einflößen, betrachten, sondern mit dem der Ergötzung. Denn mögen sich die Apostel und Familiaren des Köhlerevangeliums noch so ernsthaft und grimmig gebärden, sie sind und bleiben lächerliche Gesellen und die Maske à la Torquemada oder Calvin steht ihnen so komisch zu Gesichte, daß wir bereits das unauslöschliche Gelächter zu vernehmen glauben, welches in künftigen Tagen darüber erschallen wird. Freilich,

der schwarze Faden des Wahns wird nie aus dem Gewebe menschheitlicher Entwickelung verschwinden und demnach gibt es, wie heutzutage, wohl auch künftig immer eine Species von Ketzerrichtern und Hexenbrennern, über welche man nicht lachen wird. Denn zu allen Zeiten liebten und lieben es die Menschen, die Thorheit der Vorfahren lächerlich, ihre eigene aber ehrwürdig zu finden.

Doch unsere Aufgabe ist nicht, über die Gegenwart zu moralisiren oder Zukunftsträume zu spinnen, sondern nur, von der Vergangenheit zu erzählen, und so wollen wir denn vom Hexenwesen reden, dem brennendsten Unrecht, der tiefsten Schmach, dem furchtbarsten Leid, welche dem weiblichen Geschlechte jemals angethan worden sind. Es ist traurig zu sagen, aber es muß um der Wahrheit willen gesagt werden, daß sich unser Vaterland vor allen übrigen Ländern darin ausgezeichnet hat, den grausamen Wahnsinn des Hexenprocesses recht methodisch, recht umfassend, recht beharrlich zu treiben. So sehr war durch den Einfluß des Teufelsglaubens die altgermanische Frauenverehrung, welche im Weibe „etwas heiliges“ gesehen hatte, getrübt worden, daß unsere Altvorderen etliche Jahrhunderte hindurch es für möglich, ja für wirklich hielten, deutsche Mädchen und Frauen gäben Sitte und Scham, alles Hohe und Heilige, was der Mensch besitzen kann, für die widerliche Umarmung eines scheußlichen Bockes hin. Es dürfte doch schwer sein, auf dem ganzen Gebiete menschlicher Narrheit etwas aufzufinden, was an blödsinniger Gemeinheit dieser christlich-theologischen Phantasie nur halbwegs gleichkäme.

Der Glaube an Zauber und Hexerei war ein nothwendiges Zubehör mittelalterlichen Christenthums. Es war ja dieser Glaube eine logische Folge des Glaubens an einen Gegengott, an den Teufel. Gut und böse, Schöpfung und Zerstörung, Tugend und Sünde, Wahrheit und Lüge, Geist und Materie, Licht und Finsterniß, Ormuzd und Ahriman, Gott und Satan, — das sind bekanntlich die beiden Pole, um welche sich die religiöse Idee dreht und welche auf die Entwickelung der meisten Religionssysteme bestimmend eingewirkt haben. Um sich sein eigenes zweispältiges Wesen gegenständlich zu machen, mußte sich der Mensch überall, wie einen Gott, so auch einen Teufel schaffen, obzwar dieser Gegensatz z. B. in der Religion der Hellenen, welche den Zwiespalt von Natur und Geist nicht anerkannte, nicht so schroff sich herausgebildet hat. Auch der Mosaismus wußte ursprünglich nichts von einem Satan, nahm dann aber diese Verpersönlichung des negativen, des bösen Princips aus der zoroastrisch-persischen Dogmatik herüber und überlieferte ihn später dem Christenthum. Bei den Evangelisten Matthäus und Lukas tritt — in der Versuchungsgeschichte Jesu — der Teufel bereits fertig auf, als Widersacher Gottes, Aftergott, Gegengott. Im Verlaufe der Siege des Christenthums über das Heidenthum wurden ihm hierauf noch weitere Züge angebildet, indem die christliche Priesterschaft bemüht war, die alten Götter, deren Andenken sie nicht aus dem Volksgemüth zu verbannen vermochte, zu bösen Geistern, zu Teufeln herabzulästern. Zu dem Bilde des Gesammtrepräsentanten der teuflischen Eigenschaften,

zu dem Bilde des Oberteufels haben die orientalischen Religionen, wie auch die hellenisch-römische, die germanische und keltische Religion, Einzelstriche geliefert; doch handelten die christlichen Theologen in ihrem Sinne folgerichtig wenn sie, welche ja die Natur als sündhaft verwarfen und das Diesseits dem Jenseits gegenüber als nichtig und unberechtigt erklärten, die Vorstellung, welche sich das klassische Alterthum von dem großen Naturgott gebildet hatte, auf Satan übertrugen und also — allerdings mit häſslicher Uebertreibung und Verzerrung — aus dem großen Pan den großen Bock machten.

Wie jedermann weiß, war die ganze mittelalterliche Weltanschauung durch den Gegensatz von Gott und Teufel bedingt und bestimmt. Im Mittelpunkt des Weltalls schwebt, nach der Ansicht von damals, die Erde, um welche sich in sieben übereinander gebauten Himmeln die Sonne, der Mond und die fünf Planeten mit verschiedener Geschwindigkeit im Kreise bewegen. Ueber den sieben Himmeln wölbt sich eine achte Sphäre, in welcher die übrigen Gestirne, körperlos und ohne Schwere, frei hängen oder an welche sie angeheftet sind, und über der achten steigt eine neunte Sphäre auf, der kristallinische Himmel, und über dieser eine zehnte, die Feuersphäre (das Empyreum), allwo Gott und sein Sohn mit den Seligsten der Seligen thronen, während die übrigen nach den verschiedenen Graden ihrer Vollkommenheit in den neun andern Himmeln vertheilt sind. Entgegengesetzt dieser Wohnung der Götter, der Engel und der Seligen ist die Hölle, welche, im Centrum der Erde befindlich,

dem Satan und den übrigen gefallenen Engeln, sowie den verdammten Seelen zum Aufenthaltsorte dient. Gott hat das Universum, Erde, Himmel und Hölle, aus nichts geschaffen und regiert sie willkürlich von seinem himmlischen Sitze aus. Er ist ein außerweltlicher Gott, er steht als Geist der Natur gegenüber, die nicht etwa in ihr selbst liegenden unabänderlichen Gesetzen gehorcht, sondern in jedem Augenblick dem Einwirken Gottes und seiner Geister unterworfen ist. Das eben ist die göttliche Allmacht. Nun steht aber dem Reiche Gottes und seiner Engel und Seligen das Reich des Teufels und seiner Dämonen und Verdammten feindlich entgegen. Wie verträgt sich das mit der göttlichen Allmacht? Ganz gut, denn das Reich des Teufels existirt nur durch „Zulassung Gottes“. Warum aber ließ Gott das Böse zu? Warum gab er dem Teufel Spielraum? Weil es nun einmal so sein ewiger Rathschluß ist. Dieser Grund muß dem Glauben genügen und genügt ihm auch wirklich.

Infolge der Vorstellung, daß dem Himmel die Hölle, dem Gott der Teufel entgegenstehe, nahm der Glaube an die Verteufelung der Welt immer größere Dimensionen an. Fand doch alles Böse, was auf Erden geschah, jedes physische und moralische Uebel seine Erklärung in der Ansicht, daß der Teufel, welcher zugleich Gottes Widersacher und Affe ist, stets eifrig darauf aus sei, durch Mehrung des eigenen Reiches das Reich Gottes zu mindern. Ein Resultat dieser Mehrung des Teufelsstaates war zunächst das Besessensein von Menschen durch den Teufel, beziehungsweise durch höllische Dä-

monen, wovon die Evangelisten so vieles zu erzählen wissen[110]), d. h. viele Krankheiten der Seele und des Leibes, welche die Unwissenheit der Menschen und eine stümperhafte Arzneikunst weder zu erklären noch zu heilen verstanden, wurden für eine Wirkung teufelischer Bosheit gehalten und in Nachahmung der Austreibung von Dämonen aus Besessenen durch Jesus bildete die Kirche kraft des auf ihre Diener ausgegossenen heiligen Geistes eine förmliche Kunst des Exorcismus aus, welche dem Teufel entgegenarbeiten sollte. Gott inspirirt seine Anhänger, der Teufel besitzt sie . . . Aus dem Gegensatz von Gottesreich und Teufelsreich ergibt sich ferner der Unterschied von Wunderwirkung und Zauberei. Gott und der Teufel greifen gleichermaßen nach Willkür in die Gesetze der Natur ein und ändern dieselben nach Belieben. Aber jener ist der legitime, dieser bloß ein „zugelassener“ illegitimer Herr der Natur und daher die teufelische Zauberei nur eine Travestie der göttlichen Wunderwirkung. Dieser Unterschied findet auch statt, wenn Gott und der Teufel ihre Gewalt über die Naturgesetze ihren Anhängern unter den Menschen übertragen: die Gotteslieblinge, die Heiligen, wundern[111]), die Teufelslieblinge, die Hexenmeister und Hexen, zaubern. Das Wundern ist legitim

110) Matthäus, VIII, 28—32; Markus, V, 1—20; Lukas, VIII, 26—39.

111) Ich gebrauche dieses Wort im thätigen Sinne nach dem Vorgang von Grimm, D. Mythol. S. 983: „Wundern heißt übernatürliche Kräfte heilsam, zaubern sie schädlich oder unbefugt wirken lassen; das Wunder ist göttlich, der Zauber teuflisch“.

und verdienstlich, das Zaubern sündhaft und strafbar, denn: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen!" hatte schon das mosaische Gesetz geboten (Mose, II, 22, 18). Der Teufel, in seinem beständigen Kriege gegen das Reich Gottes der Parteigänger bedürftig, verleiht seine Zaubermacht an Menschen, natürlich gegen entsprechendes Aequivalent, d. h. die Zauberer und Zauberinnen müssen Gott absagen und dem Fürsten der Hölle ihre Seele verpfänden. Auf diesem Verhältniß beruhte die ganze „schwarze Magie", jener mittelalterliche Glaube an den Bund des Menschen mit dem Teufel, welcher in unserer Faustsage eine so hochpoetische, durch den Genius Göthe's zur modernen Universaldichtung umgeschaffene Gestaltung gewonnen hat. Zum Hausrath der schwarzen Magie aber gehörten alle die bunten und tollen, wunderlichen und ekelhaften Meinungen und Praktiken vom Verzaubern und Verwandeln, vom Geisterbeschwören und Geistererlösen, vom Wind- und Wettermachen, vom Krank- und Lahmsprechen, vom Schatzheben, Nestelknüpfen, Schloßschließen, Vernageln, Treffschießen, Festmachen und Diebstahlweisen, von der Milchentziehung, von Alraunen, vom Glücks- oder Galgenmännlein („spiritus familiaris")[112], von Liebeszauberbildern und Liebestränken[113]) — alle die

112) Eine sehr geist- und phantasievolle dichterische Behandlung dieses Volksglaubens gibt: „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" von Annette von Droste-Hülshof, Gedichte, S. 365 fg.

113) Der Glaube an die Wirkung der Liebestränke („Liebgifte", die philtra der Griechen und Römer) war noch im 3. Decennium des 18. Jahrhunderts sehr verbreitet. So sagt Kräutermann

Ausgeburten der Phantasie, die noch heute unter dem Volke umgehen und noch immer mehr oder weniger Glauben finden. Denn der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern auch von Illusionen, und überdies hat die Einbildungskraft des Volkes zu allen Zeiten mehr der dunkeln als der hellen Seite der Natur sich zugewendet.

Die Kirche entwickelte schon sehr frühzeitig eine verfolgende und strafende Thätigkeit gegen das Zauberwesen. Sie ging dabei von der auf ihrem Standpunkte ganz richtigen Ansicht aus: Zauberer und Zauberinnen schließen einen Bund mit dem Teufel, folglich brechen sie ihr Tauf-

in seinem 1726 erschienenen „Kuriösen und vernünftigen Zauberarzt" ganz ernsthaft: „Zu den magischen oder teufelischen Liebesmitteln gebrauchen Zauberer und Zauberinnen theils allerhand Worte, Zeichen, Murmelungen, Wachsbilder, theils die abgeschnittenen Nägel, ein Stückchen von der Kleidung oder sonst etwas von der Person. Huren und dergleichen Gesinde bedienen sich ihres Menstrui, des seminis virilis, Nachgeburten, Milch, Schweiß, Urin, Speichel, Haar u. dgl. m." Die nachstehende Geschichte von der Wirkung eines Liebeszaubers könnte man für ein Produkt des Volkswitzes halten, falls sie unser Gewährsmann (Harsdörfer in seinem „Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten", 1653) nicht mit der ernsthaftesten Miene der Gläubigkeit erzählte: — „In der obern Pfalz hat sich wie landkundig zugetragen, daß ein Pfaff sich in eine ehrliche Bürgersfrau verliebt, und da sie in dem Kindbett gelegen, von ihrer Magd, der er etliche Dukaten geschenkt, etlich Tropfen von der Frauenmilch begehrt. Die gab ihm aber Geißenmilch. Was er damit gethan, ist unbewußt, das aber hat er erfahren, daß ihm die Geiß in die Kirch vor den Altar und bis auf den Predigtstuhl nachgelaufen, was die Frau zweifelsohne hätte thun müssen, so er ihre Milch zuwegen gebracht. Er konnte des Thiers nicht ledig werden, bis er es kauft und schlachten ließ".

gelübde, also sind sie Ketzer, folglich des Todes schuldig und auszutilgen, d. h. zu verbrennen, weil „die Kirche nicht nach Blut dürstet (ecclesia non sitit sanguinem)“. Wie sehr in hierarchischen Augen Ketzerei und Zauberei zusammenfielen, zeigt deutlich der Umstand, daß man den Waldensern und Stedingern schuldgab, bei ihren religiösen Zusammenkünften den in Gestalt einer Katze, einer Kröte oder eines Bockes erscheinenden Teufel anzubeten und sich fleischlich mit ihm zu vermischen. Dieses päpstliche Phantasiestück aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts gab das Vorbild des im 15., 16. und 17. Jahrhundert immer üppiger ausgemalten Hexensabbaths oder der Synagoga diabolica ab, des Glanzpunkts des Teufelsdienstes. Warum zu Trägern dieses Kultus vornehmlich die Frauen erlesen wurden, erklärt sich keineswegs daraus, daß die Hexenrichter mit dem schwächeren Geschlechte leichter fertig zu werden glaubten als mit dem stärkeren. Das Motiv war ein ganz anderes und tieferes. War doch schon im Alterthum, lange bevor es Hexenrichter und einen Hexenproceß gegeben, der Glaube an das Dasein von Zauberinnen und an ihre magischen Künste gäng und gäbe gewesen und braucht man nur an die betreffenden Auslassungen des griechischen Humoristen Lukian und der römischen Satiriker Horaz und Juvenal zu erinnern, um die Ungeheuerlichkeiten zu zeichnen, welche den antiken Hexen („striges“, „sagae“, „veneficae“, „lamiae“) zur Last gelegt wurden. Freilich verrathen die gemeinten Auslassungen deutlich genug, daß im antiken Hexenwesen die Bereitung von und der Handel mit

Stimulantien und Giften eine große Rolle gespielt haben, was mitunter auch im modernen der Fall gewesen sein mag. Von ältester Zeit her hielt man die Frauen zu derartigen Praktiken für tauglicher als die Männer und ebenso zu der Zauberei, weil in dieser etwas heimliches, stilles, verstecktes, die vorwiegende Phantasie und größere Nervenreizbarkeit des weiblichen Geschlechtes anlockendes und stachelndes läge. Sodann kam in Betracht, daß der jüdisch-christlichen Theologie zufolge das Weib, durch welches ja die „Sünde" überhaupt in die Welt gekommen, als von Natur ein „Gefäß der Unreinigkeit" — nach kirchenväterlicher Ansicht — teufelischen Einflüssen leichter zugänglich wäre als der Mann. Bei den germanischen Nationen endlich dürfte die Erinnerung an die Walküren oder Wunschmädchen der germanisch-heidnischen Religion, deren Vorstellung später in dem Glauben an die „wîsiu wîp", die Völen oder Walen vermenschlicht erscheint, ebenfalls auf die Gestaltung des Hexenwesens mit eingewirkt haben [114]). Denn von den heidnischen Walen her mögen Formeln und Bräuche der Wahrsage- und Heilkunst auf die christliche Zeit sich vererbt haben, und da dieselben an die alten Götter erinnerten, welche ja jetzt zu Teufeln herabgewürdigt waren, so konnte es nicht ausbleiben, daß die „weisen Weiber", welche von solchen Formeln und Bräuchen wußten, in den

---

114) Simrock (Handb. d. d. Mythol. S. 492): „Noch heißen die Hexen in niederdeutschen Gegenden Walriderske, was sie deutlich als Walküren bezeichnet."

Verdacht höllischer Verbindung kamen und für Hexen galten.

Die althochdeutsche Form des Wortes Hexe war Hazusa oder Hazasa[115]). Die mittelhochdeutsche Form Hexse oder Hegxse oder Hekse ist selten, denn bis zum 16. und 17. Jahrhundert war für Hexe der stehende Ausdruck „Unholde“ (Unholdin), in welchem Wort sich vielleicht eine getrübte Erinnerung an die altdeutsche Göttin Holda barg. Fischart gebraucht das Wort Hexe auch in männlicher Form, indem er in seiner Uebersetzung des Bodinus vom Hex und von der Hexin spricht. Der genannte Bodin, welcher mit stupender und mehr noch stupider Gelahrtheit das Zauber- und Hexenwesen behandelt hat, beginnt seine Untersuchung mit folgender Begriffsbestimmung: „Ein Zauberer, Hex (oder Hexin) ist, wer fürsätzlich und wissentlich durch teufelische Mittel sich bemühet und unterstehet, sein Fürnehmen hinaus zu bringen oder zu etwas dadurch zu kommen oder zu gelangen[116]).“ Zur Erlangung der teufelischen Mittel, d. h. der Zauberkraft führt das Bündniß mit dem Teufel, welches in verschiedener Form mündlich oder schriftlich abgeschlossen wird. Gewöhnlich machen schon Eingeweihte die Vermittler. Die Ceremonie an sich ist einfach: Die Kandidatin, je nachdem sie eine Katholikin oder eine Protestantin ist, verleugnet „Marien und Gott“ oder „unsern Herrgott und seine zehn Gebot'“. Aber

---

115) S. d. Ableit. d. Wortes bei Grimm, D. Mythol. S. 992.
116) Bodinus, a. a. O. 1.

zum Abschlusse des Bündnisses mit dem Bösen kommt noch ein bedeutsamer Umstand: die teuflische Buhlschaft, worüber Theologen und Juristen so viel gelehrten Blödsinn haben ausgehen lassen. Der Teufel sucht die Bekanntschaft der Mädchen und Frauen, welche er zu Opfern seines Buhltriebes und demnach zu Hexen machen will, zuerst immer in Gestalt eines anständigen Mannes, in der Maske eines Junkers, Jägers, Reiters und unter den Namen Voland, Hämmerlein, Federhanns, Peterlein, Federlein, Papperlen, Klaus, Grässle, Grünhütl oder ähnlichen [117]). Nachdem er die Auserwählten verführt und sie seiner Umarmung — welche in den „Geständnissen" der Hexen durchweg als „unlieblich", „kalt" und „widerlich" bezeichnet wird — genossen haben, drückt er ihnen an irgend einem Leibestheil das „Hexenmal" (stigma diabolicum) auf, wodurch sie zum Eigenthum der Hölle gestämpelt werden. Der Teufel zeugt zuweilen mit den Hexen Kinder, die sogenannten Wechselbälge oder Kilkröpfe. Dies war bis zum Ende des 16. Jahrhunderts allgemeiner Glaube, dem auch Luther ausdrücklich seine Bestätigung gab [118]). Später ging die Meinung im

---

117) Es kann einem bei Lesung der protokollarischen „Geständnisse" der Hexen unmöglich entgehen, daß in sehr vielen Fällen die „teuflische Bestrickung", welcher Mädchen, namentlich sehr junge, unterlegen zu sein glaubten, in Wahrheit nur Veranstaltungen einer ruchlosen Kuppelei gewesen.

118) „Wechselbelge und Kilekröpfe legt der Satan an der rechten Kinder statt, damit die Leute geplagt werden. Etliche Megde (Mädchen) reisset er oftmals ins Wasser, schwengert sie und

dem Satan und den übrigen gefallenen Engeln, sowie den verdammten Seelen zum Aufenthaltsorte dient. Gott hat das Universum, Erde, Himmel und Hölle, aus nichts geschaffen und regiert sie willkürlich von seinem himmlischen Sitze aus. Er ist ein außerweltlicher Gott, er steht als Geist der Natur gegenüber, die nicht etwa in ihr selbst liegenden unabänderlichen Gesetzen gehorcht, sondern in jedem Augenblick dem Einwirken Gottes und seiner Geister unterworfen ist. Das eben ist die göttliche Allmacht. Nun steht aber dem Reiche Gottes und seiner Engel und Seligen das Reich des Teufels und seiner Dämonen und Verdammten feindlich entgegen. Wie verträgt sich das mit der göttlichen Allmacht? Ganz gut, denn das Reich des Teufels existirt nur durch „Zulassung Gottes“. Warum aber ließ Gott das Böse zu? Warum gab er dem Teufel Spielraum? Weil es nun einmal so sein ewiger Rathschluß ist. Dieser Grund muß dem Glauben genügen und genügt ihm auch wirklich.

Infolge der Vorstellung, daß dem Himmel die Hölle, dem Gott der Teufel entgegenstehe, nahm der Glaube an die Verteufelung der Welt immer größere Dimensionen an. Fand doch alles Böse, was auf Erden geschah, jedes physische und moralische Uebel seine Erklärung in der Ansicht, daß der Teufel, welcher zugleich Gottes Widersacher und Affe ist, stets eifrig darauf aus sei, durch Mehrung des eigenen Reiches das Reich Gottes zu mindern. Ein Resultat dieser Mehrung des Teufelsstaates war zunächst das Besessensein von Menschen durch den Teufel, beziehungsweise durch höllische Dä-

monen, wovon die Evangelisten so vieles zu erzählen wissen [110]), d. h. viele Krankheiten der Seele und des Leibes, welche die Unwissenheit der Menschen und eine stümperhafte Arzneikunst weder zu erklären noch zu heilen verstanden, wurden für eine Wirkung teuflischer Bosheit gehalten und in Nachahmung der Austreibung von Dämonen aus Besessenen durch Jesus bildete die Kirche kraft des auf ihre Diener ausgegossenen heiligen Geistes eine förmliche Kunst des Exorcismus aus, welche dem Teufel entgegenarbeiten sollte. Gott inspirirt seine Anhänger, der Teufel besitzt sie . . . Aus dem Gegensatz von Gottesreich und Teufelsreich ergibt sich ferner der Unterschied von Wunderwirkung und Zauberei. Gott und der Teufel greifen gleichermaßen nach Willkür in die Gesetze der Natur ein und ändern dieselben nach Belieben. Aber jener ist der legitime, dieser bloß ein „zugelassener" illegitimer Herr der Natur und daher die teuflische Zauberei nur eine Travestie der göttlichen Wunderwirkung. Dieser Unterschied findet auch statt, wenn Gott und der Teufel ihre Gewalt über die Naturgesetze ihren Anhängern unter den Menschen übertragen: die Gotteslieblinge, die Heiligen, wundern [111]), die Teufelslieblinge, die Hexenmeister und Hexen, zaubern. Das Wundern ist legitim

---

110) Matthäus, VIII, 28—32; Markus, V, 1—20; Lukas, VIII, 26—39.

111) Ich gebrauche dieses Wort im thätigen Sinne nach dem Vorgang von Grimm, D. Mythol. S. 983: „Wundern heißt übernatürliche Kräfte heilsam, zaubern sie schädlich oder unbefugt wirken lassen; das Wunder ist göttlich, der Zauber teuflisch".

Hierauf folgt, da der Hexensabbath durchaus eine Travestie der christkatholischen Kultakte, eine Art Beichte, indem die Zauberer und Hexen dem Teufel ihre Sünden bekennen, d. h. daß sie zu wenig Böses gethan oder daß sie Gotteshäuser besucht und den Gottesdienst mitgemacht hätten. Satan absolvirt sie und legt ihnen je nach den Umständen Bußübungen auf. Sodann feiert er in eigener Person die Teufelsmesse, worein er eine Art von Predigt verflicht, welche seinen Anbetern ein Paradies in Aussicht stellt, wie sie es sich nur immer wünschen mögen. Zum Beschluß der Messe theilt er an die Versammelten das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, allein die höllische Hostie ist schwarz und zähe wie eine Schuhsohle und schmeckt fade wie faules Holz und der höllische Kelch bietet nur einen bittern und widerlichen Trank. Nun geht es zum Bankett, aber alle Speisen und Getränke sind von schlechtem oder geradezu ekelhaftem Aussehen und Geschmack[120]). Dann schickt sich alles zum Ringeltanze, wobei Tänzer und Tänzerinnen sich die Hände reichen und die Gesichter nach der Außenseite des Kreises kehren. Während geschmaus't und getanzt wird, buhlt der Teufel mit allen Anwesenden, indem er den Männern als Succubus und den Weibern als Incubus beiwohnt[121]). Nach-

---

120) Bekanntlich belohnt der Teufel seine Anhänger überhaupt sehr schlecht. Als „Vater der Lüge" belügt und betrügt er auch sie. Das Geld, welches er ihnen verschafft, verwandelt sich über Nacht in Spähne, Kohlen oder Koth.

121) Milich im „Zauber-Teuffel" (Theatr. diabol. fol. 191 b): „Der Teuffel wird ein Incubus oder Succubus, d. i. er

dem er schließlich die Versammelten ermahnt hat, nach Möglichkeit Böses zu thun, brennt der große Bock sich selber zu Asche, von welcher die Hexen mitnehmen, um damit zu zaubern [122]).

Es bedarf als feststehende Thatsache keines besondern Nachweises, daß der Glaube an Hexen und Hexerei nur eine logische Folge des Glaubens an den Teufel gewesen ist. Der Hexenproceß gehört daher, wenigstens in seinen Anfängen, nothwendig mit zur Signatur einer Zeit, welche sich verpflichtet glaubte, mit Mord und Brand für das Reich Gottes gegen das Reich Satans zu streiten. Was unser Dichterkaiser Göthe vom Aberglauben überhaupt sagt, gilt ganz besonders vom Hexenglauben [123]).

---

nimmet Mannes- oder Weibs-gestalt an sich. Ist es nun sach, daß er sich zu einem Weibe verstellet und Mannen beywohnet, so bläset er sich auf als sey er ein schwanger Frauw und zur zeit der Geburt legt er ein gestolen Kind neben sich als sey es von jm geboren. Ist er aber ein Incubus, so wohnet er Weibern bey und verblendet sie dermassen, daß sie selbst meynen, sie gehen schwanger, und wenn die Geburtstund da ist, legt er ein gestohlen Kind dahin."

122) Die Hergänge beim Hexensabbath sind nach den Angaben bei Bodin, Del Rio, im Theatrum diabolorum und in einer Menge einzelner Hexenverhöre mitgetheilt.

123) „Der Aberglaube lässt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, je mehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher: trifft er aber ein dunkel Jahrhundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahr-

Diese und andere „heilige Dummheit", kraft welcher das Christenthum, die bekannte „Religion der Liebe", es glücklich dahin brachte, seine edleste Heldin, die schöne, keusche, fromme und begeisterte Jeanne d'Ark, als Zauberin und Teufelsbuhlin zu verbrennen, — sie hat übrigens noch heutzutage eine unendlich viel größere Gemeinde als die Vernunft und ganz gewiß haben die Hexenbrenner nur im Sinn und Geist ihrer Zeit gehandelt, als sie zur größeren Ehre Gottes ihr frommes Geschäft begannen. Im Verlaufe der Jahre freilich hat dann die ursprüngliche Lauterkeit dieses Fanatismus zweifelsohne etwelche Trübungen erfahren. Denn zu dem mörderischen Glaubenseifer gesellte sich eine nicht minder mörderische Habsucht. Der Umstand, daß das Vermögen der „Eingeäscherten" eingezogen wurde und zu zwei Dritteln den Grundherrn, zu einem Drittel den Richtern, Geistlichen, Angebern und Henkern zufiel, hat ohne Frage unzählige Hexenbrände angefacht. Wenn ein so schrecklicher Gegenstand einen leichtfertigen Ton vertrüge, würden wir sagen, daß die Menschen auch im Hexenproceß das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchten. Dem frommen Wahn gesellte sich die kaltblütige Berechnung: Was trägt die Sache ein? Die religiöse Phantasie des Volkes hatte den Webstuhl gezimmert, auf welchem das ungeheuerliche

hunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprunge gleich Asträa zurückgekehrt zu sein und der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, seine Rechte durchzusetzen."

Gewebe des Hexenprocesses gewirkt werden sollte; die christliche Theologie gab den Zettel her, die christliche Juristerei den Einschlag. Nachdem die zahlreichen „Malefizgerichte“ einmal bestellt waren und das vielfältige Personal, welches dazu gehörte, das Fett der Sporteln einmal geschmeckt hatte, lag es gleichermaßen in den Zeitverhältnissen wie in der menschlichen Natur, die Hexenproceduren möglichst in Schwung zu bringen, und mit welchem Erfolg dies gelang, veranschaulicht die Thatsache, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, während alles in Deutschland bitterlich verarmte, der Hexenproceß ein sehr einträgliches Geschäft war.

Das ganze Mittelalter hindurch waren mit anderen Ketzern auch einzelne Zauberer und Hexen von den Ketzergerichten auf die Scheiterhaufen befördert worden. Indessen hatte, wie wir seines Ortes gelegentlich erwähnten, das fromme Institut der Inquisition in Deutschland keinen rechten Boden finden können. Für diese Einbuße nun sollte der Hexenproceß, welcher am Ausgang des 15. Jahrhunderts in Folge methodischer Entwickelung zu einem theologisch-juristischen Unternehmen ersten Ranges erhoben wurde, unser Land in übervollem Maß entschädigen. Zu Ende des Jahres 1484 erwirkten die beiden vom Papste zu Ketzerrichtern in Oberdeutschland bestellten Professoren der Theologie, Jakob Sprenger und Heinrich Institor, eine päpstliche Bulle, welche in dem Bullenregister unter dem Titel „Summis desiderantes“ — (die päpstlichen Bullen werden bekanntlich nach ihren Anfangsworten betitelt) — berüchtigt und ihres Ur-

hebers, des wollüstigen und grausamen Innocenz VIII. durchaus würdig ist. In diesem merkwürdigen Aktenstück wird ein erschreckliches Gemälde von den teufelischen, Menschen, Vieh und Feldfrüchten in mannigfachster Weise schädlichen Verrichtungen der Zauberer und Hexen in deutschen Landen entworfen und werden schließlich die genannten Inquisitoren bevollmächtigt, mit allen Waffen der Kirche gegen den Hexengräuel einzuschreiten, sowie nöthigenfalls den „weltlichen Arm" gegen die Schuldigen anzurufen. In Deutschland bedarf aber selbst der Blödsinn, will er gelten und wirken, der „wissenschaftlichen" Systematisirung und so schrieb Sprenger mit Beihilfe Gleichgesinnter den „Hexenhammer" (Malleus maleficarum), ein Buch in welchem der fromme Wahnsinn und die fanatische Grausamkeit gipfeln [124]). Es wurde im Jahre 1488 mit Approbation der theologischen Fakultät von Köln zum erstenmal gedruckt und bald das allseitig anerkannte theologische und juristische Handbuch der Hexenrichter, welchem

124) Wie ein Theologe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts über den Hexenhammer dachte, bezeugt Hauber, indem er a. a. O. I, 26 sagt: „Alles, was man von einem Inquisitore der Ketzerey und von den damaligen Zeiten, da das Reich der Finsterniß und Bosheit auf das Höchste gestiegen war, sich nur vorstellen kann, das findet sich in diesem Buche mit einander verbunden: Bosheit, Tumheit, Unbarmherzigkeit, Heucheley, Arglistigkeit, Unreinigkeit, Fabelhaftigkeit, leeres Geschwätze." Hinsichtlich der märchenhaften Unfläterei, womit der Hexenhammer die Einzelheiten der teuflischen Buhlschaft erörtert, fügt Hauber hinzu: „Der Autor schreibt wie ein Kerl, der etliche bordels ausgehuret hat."

zufolge die Hexerei das „schwerste, ungeheuerste und abscheulichste“ Verbrechen ist und zugleich ein „außerordentliches“ (crimen exceptum), bei dessen Verfolgung und Bestrafung man sich demnach auch außerordentlicher Mittel bedienen dürfe und müsse. Auch sollte die Angeberei in jeder Weise ermuntert werden. Weil aber die Kirche nicht nach Blut dürstet, d. h. weil sie ihre wirklichen oder angeblichen Gegner nicht eigenhändig hinrichtet, wurde die Hexerei als ein vor den geistlichen und weltlichen Richter zugleich gehörendes Verbrechen (crimen fori mixti) bestimmt, weil jener über Verletzung des Glaubens, dieser über an Menschen und Dingen verübte Frevel zu richten habe. Mit andern Worten: Theologie und Juristerei verbanden sich zum hexenbrennerischen Geschäftebetrieb.

Die Theorie, so vorsorglich und umfassend sie war, wurde durch die Praxis bald noch sehr bedeutend erweitert. Das Register der Anzeichen (indicia) der Hexerei schwoll zu einem unendlichen an, denn wie leicht mußte es der hexenrichterlichen Weisheit werden, in der ver- und durchteufelten Welt überall den Teufel und demnach auch Hexen zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken! In Wahrheit, Ernstestes und Lächerlichstes, Erhabenes und Komisches, Größtes und Kleinstes, Vorzüge und Gebrechen, Tugend und Laster, Schönheit und Häßlichkeit, Reichthum und Armuth, Frömmigkeit und Gleichgiltigkeit, Gesundheit und Krankheit, Klugheit und Einfalt, guter und schlechter Ruf, Wort und Gebärde — alles und jedes war unter Umständen ausreichend, den Verdacht der Hexerei zu erregen. Es klingt abenteuerlich

und ist doch nur zu wahr, *mehr als* anderthalb Jahrhunderte lang — von 1500 bis 1675 — war kein Mädchen und keine Frau, aber auch gar keines und gar keine in Deutschland auch nur eine Stunde sicher in der nächsten nicht als Hexe angegeben; angeklagt und processirt zu werden. Eine Anklage war aber in neunundneunzig Fällen von hundert zugleich eine Verurtheilung.

Diesem Ziele strebte das ganze Verfahren mit kynischer Offenheit zu. Die als Hexe Verhaftete wurde zuerst in fast scherzhafter Weise „ausgeförschelt", damit sie sich fangen, d. h. zu irgend einem Geständniß verleiten ließe, welches das Fundament einer weiteren Procedur abgeben könnte. Die gewöhnlichste Vorfrage dabei war, ob sie an Hexen glaubte. Verneinte die Beschuldigte diese Frage, so war sie eine Ketzerin und also des Todes schuldig; bejahte sie dieselbe, so war damit ein „Indicium" gegeben, daß sie mehr von der Sache wüßte. Zunächst sollte die Angeklagte mürbe gemacht werden durch das Gefängniß. Was für Arten von Gefängnissen aber die „Hexenthürme" waren, ist bekannt: Orte voll Pein und Grauen, wo die „Hexen" jeder Brutalität der Verhörrichter und Büttel preisgegeben waren, Orte, wo man an armen Angeklagten, selbst an unmannbaren Mädchen gewaltsam verübte Schändungen dem Teufel bequem auf Rechnung setzen konnte und wirklich gesetzt hat. Unzählige Opfer des Hexenglaubens mögen alles bekannt haben, was immer man bekannt haben wollte, um nur aus der Kerkerpein loszukommen, welche schlimmer war als der Tod. Blieb aber die Hexe fest, so wurde sie der

zu den Ordalien gehörenden Hexenprobe unterworfen [125]). Fiel diese zu ihren Gunsten aus, so wurde sie freigelassen, falls nämlich keine beschwerende Zeugenaussage gegen sie vorlag. War aber dies der Fall, so wurde die Hexe ins Gefängniß zurückgebracht und hatte das Verfahren seinen Fortgang, zunächst auf „gütlichem" Wege, d. h. man quälte die Gefangene durch Hunger, Durst und Schlafentziehung, um sie „in Güte" gestehen zu machen. That sie es dennoch nicht, was sehr häufig vorkam, denn der Duldmuth der Frauen ist stärker als der der Männer, so verschritt man zur „Nadelprobe", d. h. man entkleidete die Angeklagte, schor ihr die Haare am ganzen Leibe und suchte an demselben das „Hexenmal". Fand sich ein Leberfleck, ein Muttermal, eine Warze, so stieß man eine Nadel darein. Blutete das Mal nicht, so war der Beweis der Hexerei fertig; blutete es, so machte es wohl nur der Teufel bluten, um seine Buhlin zu retten. Fand sich durchaus nichts zu einem Hexenmal Qualificirbares vor, so hatte es der Teufel ausgelöscht. Jetzt erst, falls nämlich die Angeklagte unter allen diesen physischen und moralischen Qualen die Standhaftigkeit der Unschuld bewahrt hatte, unterwarf man sie der „peinlichen Frage", der eigentlichen Folter, welche mit der amtlichen Formel begann: „Du sollst so dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich scheint!" Das war keine leere Drohung; aber die Feder sträubt sich, das Entsetzliche nachzuschreiben, welches mittels brennenden Spiritus und

125) S. oben Buch II, Kap. 1.

Schwefels, vermittels der „Daumenschraube", der „spanischen Stiefeln", der „Leiter", des „gespickten Hasen" und anderer Marterinstrumente an unzähligen der Hexerei Beschuldigten, ja sogar an schwangeren Frauen verübt wurde [126]). Gesetzlich sollte die Folter nur eine Viertelstunde dauern, gesetzlich sollte sie an solchen, welche dieselbe etwa siegreich bestanden hatten, nicht wiederholt werden dürfen; allein die Richter wußten sich nach Anweisung des Hexenhammers über dergleichen kleinliche Bedenken leicht hinwegzusetzen. Man fuhr demnach mit der Folter so lange fort, bis das gewünschte Geständniß erfolgte, bis die Hexe im Wahnsinn der Pein oder in halber Bewußtlosigkeit die ganze Litanei des Blödsinns herstammelte, welche in diesen Geständnissen mit unwesentlichen Abweichungen sich immerfort wiederholt [127]).

---

126) Siehe die aktenmäßige Schilderung der Folterung einer als Hexe angeklagten Schwangeren i. J. 1631 bei Reiche, Unterschiedl. Schriften vom Unfug des Hexenprocesses (1703). I, 576.

127) Die teuflische Buhlschaft spielte dabei die Hauptrolle, weil auf diese gar zu leicht inquirirt werden konnte. Zu Ende des 16. Jahrhunderts wüthete der Hexenproceß im kurmainzischen Odenwald und lös'te auch hier, wie anderwärts, die heiligsten Bande der Natur. Wolf Roßmann, ein Bauer zu Amorbach, gab seine eigene Mutter als Hexe an. Die Unglückliche wurde eingezogen und der peinlichen Frage unterworfen. Das Folterprotokoll (nach d. Originalakten des Hofgerichtes zu Mannheim mitgetheilt von Hufffchmid, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 427) hat sich erhalten und lautet so: — Frage: Wie lang sie es getrieben habe? Antwort: Mit 13 Jahren habe ich zu Schreiberg bei einer Frau gedient. Dieselbe hat gesagt, ich soll auf den Hausboden gehn und

Bekannten doch Hexen auf der Folter, Personen, welche unter den Augen der Richter lebendig umhergingen, mittels zauberischer Mittel getödtet zu haben! Gestanden doch zwölf- und zehnjährige, ja acht- und siebenjährige Mädchen, als Hexen verhaftet und gefoltert, sie hätten mit dem Teufel gebuhlt, mehrmals von ihm empfangen und ihm Kinder geboren! Ob aber das Geständniß mög-

---

Eier zusammenzukehren. Da erschien mir ein junger Gesell auf dem Boden im grünen Kleid und sprach, wenn ich ihn wolle, wolle er mir Eier genug geben; ich sprach ja. Fr. Was ihr teuflischer Buhle ihr an Geld geben? A. Er hat mir ein Stück Geld geben, so sich aber nach drei Tagen in einen Hafenscherben verwandelt. Fr. Wo ihr teuflischer Buhle Hochzeit mit ihr gemacht? A. Zu Amorsbrunn hat er mich mit Wasser begossen und getauft und der Buhlengeist hat Grünhütl geheissen. Fr. In was Gestalt er ihr erschienen? A. Als ein Jäger mit grünem Kleid und spitzig Bart. Fr. Wie er teuflische Buhlschaft mit ihr verbracht? A. Er hat die teuflische Buhlschaft mit mir getrieben wie ein Mann, aber er ist an Gestalt und Natur nit gewest wie ein anderer Mann, ganz kalt und haarig. — (Die zwei zunächst folgenden Fragen und Antworten sind nicht mittheilbar.) — Fr. Was sie bei des Teufels Tanzplatz tentirt hat? A. Ich habe den Tanzplatz kehren müssen und mit vielen andern dort getanzt; die Margaretha Oswald hat der Teufel auf Händ' und Füß' gestellt" u. s. w. Schnegraf hat zu Kelheim in Baiern ein vollständiges Formular zur Instruirung der Hexenverhöre aufgefunden und dasselbe in der Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 521 fg. abdrucken lassen. Es füllt sechs enggedruckte Oktavseiten und gehört der Schreibweise nach ohne Zweifel der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Der Titel lautet: „Absoluta Generalia circa confessionem veneficarum. Fragstuckh auf alle Artikul, in welchen die hexen vnd vnholden auf das allerbequemest mögen Examinirt werden."

liches oder unmögliches enthielt, gleichviel, es hatte das Urtheil auf „Einäscherung" zur Folge, wie in der barbarischen Amtssprache des Hexenprocesses die Hinrichtungsweise der Opfer hieß. Man hatte ja den bereits erwähnten Ausspruch des mosaischen Gesetzes für sich, ferner mußten die Hexen schon als in Ketzerei Gefallene von kanonischen Rechtes wegen den Tod erleiden und endlich setzte auch die „Peinliche Gerichtsordnung" auf die Zauberei die Todesstrafe, unter Bestimmungen, welche jeder Hexenrichter, der sein Handwerk kannte, unendlich dehnbar zu machen verstand [128]). Bußfertige Hexen wurden, bevor man sie auf den Scheiterhaufen brachte, enthauptet oder erdrosselt, unbußfertige dagegen lebendig verbrannt, ein Umstand, der schreiend genug erklärt, warum nicht viele Hexen das ihnen durch die Folter ausgepresste Geständniß vor ihrem Tode widerriefen; sie wollten nach all dem entsetzlichen, was sie erlitten, wenigstens der minder qualvollen Todesart genießen. Die wenigen Angeschuldigten, welche, sei es durch außerordentliche Körper- und Seelenstärke, sei es durch eine Verkettung glücklicher Umstände, den Klauen der Malefizgerichte entgingen, kamen doch nur als Krüppel an Leib und Seele aus den Kerkergrüften hervor. Viele der Eingezogenen und Gefolterten haben sich aus Verzweiflung selbst entleibt, andere dagegen haben einen glorreichen Heldenmuth bewährt, eine fast übermenschliche Kraft. So, um nur ein Beispiel

128) Karolina, § 89, vgl. § 44. Ausg. v. Koch (1800), S. 30, 58.

anzuführen, ein junges Mädchen aus Nördlingen, welches i. J. 1593 als Hexe verhaftet, zweiundzwanzig sich steigernde Grade der Folter aushielt, ohne die Behauptung ihrer Schuldlosigkeit aufzugeben. Die viehischen Richter brachen aber mittels des dreiundzwanzigsten Martergrades wie die Glieder so auch die Seelenstärke des armen Kindes.

Der achte Innocenz hatte in seiner Unfehlbarkeit mittels der erwähnten Bulle festgestellt und folglich zu glauben befohlen, daß die deutschen Hexen, „ihres Seelenheils uneingedenk und vom katholischen Glauben abfallend, mit Dämonen, die sich als Incubi mit ihnen vermischen, Unzucht treiben, mittels Anrufungen, Liedern und Beschwörungen, allerhand abscheulichen Zauberformeln, Uebertretungen, Verbrechen und Lastern die Leibesfrüchte der Weiber und der Thiere, ferner die Feldfrüchte und das Obst, die Weinberge, Wiesen, Gärten und Getreidefelder verderben, ersticken und vernichten und im weiteren sogar die Menschen selbst, Männer und Frauen, ebenso Vieh aller Arten mit grimmigen, innerlichen sowohl als äußerlichen Schmerzen behaften und peinigen und die Männer verhindern, zu zeugen, und die Weiber, zu empfangen, und die Männer, daß sie ihren Gattinnen, und die Frauen, daß sie ihren Gatten die ehelichen Werke leisten; daß sie, die Hexen, außerdem den mittels der Taufe empfangenen Glauben mit gotteslästerlichem Munde verleugnen und auf Anstiftung des Teufels zahllose Laster, Gräuel und Frevel begehen zur Gefahr ihrer Seelen, zur Beleidigung göttlicher Majestät und

zum Aergerniß und verderblichen Beispiel für viele [129]." Unter so bewandten Umständen durften Sprenger und Konsorten nicht zögern, mit allem Eifer an die Ausrottung dieser deutschen Landeskalamität zu gehen und so wurden denn schon in den Jahren 1484—1489 nicht weniger als neunundachtzig Hexenbrände veranstaltet. Trotzdem schien es mit der Sache nicht recht vorangehen zu wollen und schien der Hexenproceß in Deutschland ebenso unpopulär zu sein, wie es die Inquisition gewesen war. Verständige Geistliche predigten sogar geradezu gegen das Hexenbrennen. Allein diesmal siegte, wie ja zumeist geschieht, der Unsinn, besonders nachdem es gelungen, die geistlichen Fürsten vom hierarchischen, und eine Menge größerer und kleinerer Dynasten vom ökonomischen Gesichtspunkt aus für den Hexenproceß zu gewinnen. Namentlich während des dreißigjährigen Krieges wurden die Hexenproceduren für manchen heruntergekommenen Landedelmann, wie nicht weniger für finanziell bedrängte Bischöfe, Aebte und städtische Rathskollegien eine eifrigst ausgebeutete Einnahmequelle. Konnte doch schon füher, noch im 16. Jahrhundert, einer der Gegner des Hexenprocesses, Kornelius Loos, mit vollem Recht sagen, das ganze Verfahren sei nur „eine neuerfundene Alchymisterie, um aus Menschenblut Gold zu machen [130]."

---

129) Das Original der Bulle findet sich vollständig im Hexenhammer und bei Hauber, der Hauptsache nach auch bei Soldan, S. 213.

130) Hauber I, 74 fg.

Die Reformation minderte den Glauben an Hexerei und Hexen nicht, löschte auch keineswegs die Hexenbrände, im Gegentheil! Waren doch die Reformatoren selbst sehr standhafte Teufelsgläubige, ist doch Luther insbesondere ein wahrer Fanatiker des Glaubens an den Satan gewesen. Für ihn war die Welt im wörtlichsten Sinne „voll Teufel", die er allerdings nicht fürchtete, welche ihm aber doch genug zu schaffen machten. Am meisten dann, wann ihm Hämorrhoidalleiden und Hypochondrie persönliche Begegnungen mit dem Satan bereiteten [131]). Bei der Ansicht der Reformatoren vom Teufel und seinem Wirken

---

131) Besonders während Luthers Aufenthalt auf der Wartburg hatte es, wie jedermann weiß, der Teufel auf ihn abgesehen. Luther wird mitunter, freilich ohne Wissen und Willen, geradezu komisch, wenn er gravitätisch von den Neckereien erzählt, welche der Böse ihm anthat. So z. B. in den Tischreden (Fol. 205 b): — „Als ich Anno 1521 von Wormbs abreisete und bei Eisenach gefangen ward und auff dem Schloß Wartburg saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stuben und kondte niemands zu mir kommen denn zween Edele Knaben, so mir des Tags zweimal essen und trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekaufft, die ich zu zeiten aß, und hatte denselbigen in einen Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette gieng, zog ich mich in der Stuben auß, thet das Licht auch auß und gieng in die Kammer, legte mich ins Bette, da kompt mirs über die Hasselnüsse, hebt an und quitzt eine nach der andern an die Balcken mechtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach; wie ich nun ein wenig entschlieff, da hebts an der Treppen ein solch gepolter an, als würffe man ein schock Fesser die Treppen hinab." Der Reformator erzählt dann weiter, wie er aufgestanden und den rumorenden Satan im Namen Christi beschworen und vertrieben habe.

auf Erden, war es ganz in der Ordnung, daß in Ländern, welche dem Protestantismus sich zugewandt, die Hexenverfolgungen nicht minder eifrig betrieben wurden als in den katholisch gebliebenen. Zwar schien um die Zeit des augsburger Religionsfriedens hüben und drüben der Eifer etwas erkalten zu wollen, allein er wurde namentlich durch die Jesuiten wieder angefacht, welche, wo immer sie in Deutschland Eingang gefunden hatten, die Anhänger der Reformation unter dem Titel von Hexenmeistern und Hexen auf den Scheiterhaufen zu befördern wußten. Die Protestanten ihrerseits wollten in der Arbeit für das Reich Gottes hinter den Katholiken nicht zurückbleiben und so begann jetzt über ganz Deutschland hin die Hexenbrennerei im größten Stil. Katholiken und Protestanten, Fürsten, Prälaten, reichsfreie Bürgermeister und reichsfreie Krautjunker wütheten um die Wette, „die Unholden mit Stumpf und Stil auszurotten“, wie der wohlweise Bürgermeister Pheringer von Nördlingen sich ausdrückte, in welchem winzigen Reichsstädtchen nur in dem Zeitraum von 1590—94 zweiunddreißig Hexenbrände stattfanden. Solche „Einäscherungen“ in Masse hoben in Deutschland, wo in Folge der politischen Zersplitterung und des konfessionellen Wetteifers „ad majorem dei gloriam“ der Hexenproceß gründlicher und methodischer betrieben wurde als in irgend einem andern Lande, etwa mit dem Jahre 1580 an und währten so ziemlich gerade ein Jahrhundert lang; denn i. J. 1678 veranstaltete der Erzbischof von Salzburg den letzten, nicht weniger als 97 Personen verzehrenden Hexenbrand

großen Stils. Sehr oft schwoll, gerade wie in diesem Falle, eine unbedeutende Hexenprocedur zu einem Riesenproceß an, welcher hunderte von Personen jedes Alters, Geschlechtes und Standes, Geistliche und Laien, Edeldamen und hörige Mägde, Domherren und leibeigene Knechte, Künstler und Handwerker, Gelehrte und Bauern, Greisinnen, Matronen, Jungfrauen und Kinder zugleich ins Verderben riß. So z. B. ließ der Bischof von Würzburg, Philipp Adolf von Ehrenberg, in dem kurzen Zeitraum von 1627—29 in seinem Stifte neunhundert „Hexenleute" hinrichten, wovon 219 Opfer auf die Stadt Würzburg kamen. Erwägt man, daß in der Grafschaft Neisse allein v. J. 1640—1651 an tausend Hexen verbrannt worden sind; ferner, wie in der Stadt Braunschweig von 1590—1600 der Hexenproceß so grassirte, daß die Brandpfähle vor den Thoren „dicht wie ein Wald" standen; bedenkt man endlich, daß jede Stadt, jeder Flecken, jede Prälatur, jeder Edelsitz — ein Herr von Rantzow ließ auf einem seiner Güter in Holstein an einem Tage 18 Hexen verbrennen — Hexenbrände haben wollten, so ist es keine übertriebene, sondern eine sehr mäßige Angabe, der Hexenprozeß habe in deutschen Landen unmittelbar 100,000 Opfer gemordet.

Wie immer in Zeiten allgemeiner Verdunkelung der Geister und Gemüther flüchtete sich die geächtete Vernunft auch zur Zeit der Raserei des Hexenglaubens in die Herzen von einigen wenigen edlen Menschen, um von dort aus gegen den triumphirenden Unsinn zu protestiren. Schon der Hexenhammer mußte, wenn auch mit Unwillen,

zugeben, daß „einige zu behaupten wagten, die Hexerei existirte nur in dem Wahne von Menschen, welche natürliche Wirkungen, deren Ursachen sie nicht kennen, auf Zauberei zurückführen[132])“. Molitor machte in seinem Gespräch von den Unholden bereits 1489 einen, wenn auch nur schüchternen Versuch, das ganze Hexenwesen als Phantasterei und Einbildung zu kennzeichnen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sodann traten der Arzt Weier und der Priester Loos publicistisch gegen Hexenglauben und Hexenproceduren auf, konnten aber nicht durchdringen und hatten schwere Verfolgungen zu bestehen. Auch Lercheimers „Christlich Bedenken von Zauberei“ (1593), worin besonders die Annahme der teufelischen Buhlschaft bekämpft wurde, ging unbeachtet vorüber. Ein ruhmreicher Gegner aber erstand dem Hexenproceß in dem Grafen Friedrich von Spee, Mitglied des Jesuitenordens — „auch aus Nazareth kann gutes kommen“. Dieser wahrhaft große und gute Mensch — geboren zu Kaiserswerth 1591 und gestorben zu Trier 1635, als Opfer einer Seuche, deren Gift er als unermüdlicher Krankenpfleger eingeathmet hatte — dieser große und gute Mensch, welcher auch als Poet in der deutschen Literaturgeschichte eine bleibende Stellung gewonnen („Trutz Nachtigal“ 1649), ließ i. J. 1631 seine berühmte Streitschrift „Cautio criminalis“ gegen den Hexenproceß ausgehen, eine That wahrhaft heroischer Humanität und zugleich eine der besten Thaten verstän-

132) Malleus malefic. (A. v. 1588), p. 3.

diger Kritik von allen, welche jemals gethan wurden. Spee hatte als Beichtiger eine Menge von Hexen zum Tode vorbereiten und zum Scheiterhaufen begleiten müssen. Was er da gesehen und gehört, hatte ihm in noch jungen Jahren das Haar ergrauen gemacht[133]). Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte ein Zeugniß ablegen für die Opfer und gegen die Henker. So schrieb er sein Buch, in welchem er mit richtigem Takte die Betonung auf die Darstellung des Verfahrens gegen die Hexen legte, indem er darauf ausging, zu zeigen, daß dieses Verfahren schlechterdings alle Angeklagten, auch die schuldlosesten, auf den Scheiterhaufen bringen müßte. Der Beweis hierfür wurde von Spee in seiner meisterhaft psychologischen Darlegung der „Summa des Processes im Zauberei-Laster" geliefert. Zunächst freilich vergebens, um so mehr, als die juristische Autorität jener Tage, Benedikt Karpzow, in seiner 1635 erschienenen „Kriminalpraktik" das ganze Gewicht seiner blödsinnigen Gelehrsamkeit zu Gunsten des Hexenprocesses in die Wagschale legte. Erst mit dem Einfluß, welchen des Niederländers Balthasar Becker berühmtes Buch „De batooverde weereld" (1691) gewann, brach sich die Vernunft allmälig in weiteren Kreisen Bahn und legte sich, wenn auch nicht der Hexenwahn, so doch die Hexenbrandwuth nach und nach. Als dann unser großer Aufklärer Christian Thomasius auf der Gränzscheide des 17. und 18. Jahrhunderts seine ruhmvolle Laufbahn begonnen hatte, war es nicht das kleinste seiner großen

133) Nach dem Zeugniß von Leibnitz, abgegeben in der Theodicee, I, 97.

Verdienste, daß er dem Hexenglauben so energisch zu Leibe ging. Wie mögen tausende und wieder tausende von Frauen aufgeathmet haben, als es in Folge von Thomasius' Bemühungen doch nicht mehr so ganz für selbstverständlich galt, daß wer nicht an Hexen und an die Verdienstlichkeit der Hexenbrände glaube, selber eine Hexe sei.

Trotz alledem schleppte sich die Thätigkeit der Malefizgerichte noch soweit ins 18. Jahrhundert hinein fort, daß der letzte Hexenbrand, welcher im deutschen Reiche stattgefunden hat, nämlich i. J. 1749 zu Würzburg, keineswegs so anachronistisch ist, wie man zu meinen pflegt. Das Opfer dieses Justizmordes war eine siebzigjährige Nonne, Maria Renata Sänger von Mohan, in München geboren und als Neunzehnjährige wider ihren Willen ins Kloster Unterzell bei Würzburg „versorgt". Sie war in Frömmigkeit und Ehren alt geworden und zur Stelle der Subpriorin ihres Klosters emporgestiegen, als der tolle Proceß gegen sie eingeleitet wurde. Als Basis des Beweisverfahrens mußte die Angabe einer Nonne dienen, welche auf dem Sterbebette ausgesagt hatte oder ausgesagt haben sollte, Maria Renata wäre eine Hexe [134]). Der ganzen traurigen Geschichte mag eine jener in Nonnenklöstern so häufigen Klatschbasereien oder Altejungferngifteleien zu Grunde gelegen haben. Genug, die arme Greisin ward inquirirt und das Gericht brachte glücklich heraus, daß sie bereits in ihrem siebenten Jahre

134) In der 7. Auflage meiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" habe ich S. 384 fg. eine Darstellung dieses zeitwidrigen Hexenprocesses nach den Akten gegeben.

sich dem Teufel ergeben und seither alle die gäng und gäben Praktiken einer Hexe ausgeübt, insbesondere auch ihren klösterlichen Mitschwestern — die armen Nonnen scheinen an hysterischen Krämpfen gelitten zu haben — Dämonen in die Leiber gezaubert habe. Leider gelang es der aus zwei geistlichen Räthen des Bischofs und zwei Jesuiten bestehenden Untersuchungskommission nicht, als wichtiges Beweisstück das „Teufelspaktum" zu Tage zu fördern, doch reichten die „Indicien" aus, die Angeklagte durch das weltliche Gericht zum Feuertode verurtheilen zu lassen. Der Bischof „milderte" das Urtheil und so wurde die Unglückliche „nur" enthauptet, ihr Leichnam aber verbrannt. An dem Scheiterhaufen hielt der Jesuitenpater Gaar eine Predigt, in welcher er alle, welche nicht an Hexen glaubten, als Atheisten bezeichnete. Er hatte im Sinne der mittelalterlichen Weltanschauung ganz recht. Uebrigens war die arme greise Nonne von Unterzell, obzwar die letzte „eingeäscherte", doch nicht die letzte im deutschen Reiche gerichtlich gemordete „Hexe". Denn noch i. J. 1856 wurde zu Landshut in Baiern ein unglückliches Mädchen von 14, sage vierzehn Jahren zum Tode verurtheilt und enthauptet, „dieweil es mit dem Teufel gewettet hätte".

Die Abstelluug des Hexenprocesses in den katholischen Ländern Deutschlands verdankte man hauptsächlich dem Vorgange der Kaiserin Maria Theresia, welche die Thätigkeit der Malefizgerichte energisch beschränkte. Da und dort beeilte man sich nicht sehr, der verständigen Monarchin nachzuahmen. Wurde doch in Kurbaiern noch i. J. 1769

jedem Landgerichte eine amtliche, so ziemlich im Geiste des Hexenhammers gehaltene Anleitung für angehende Untersuchungsrichter in Hexenprocessen zugestellt[135]). Indessen kommt einer mit Protestanten besetzten Richterbank die traurige Ehre zu, auf deutschem Boden das letzte Todesurtheil über eine Hexe gesprochen zu haben, über die Anna Göldi, welche i. J. 1782 zu Glarus processirt, gefoltert, den freundnachbarlichen Abmahnungen der Regierung von Zürich zum Trotz mit dem Schwerte hingerichtet und unter den Galgen begraben wurde, weil sie dem Kinde ihres Dienstherrn Nägel, Stecknadeln und Steine in den Magen gehext hätte[136]). Seither ist die Thätigkeit der Malefizgerichte verschollen. Nicht so der Hexenwahn, welcher auch in Deutschland noch manchen Ortes spukt, sogar noch unter Leuten, die es übelnähmen, wollte man sie nicht den „Gebildeten" beizählen. Denn der Hexenglauben steht und fällt mit dem Teufelsglauben: die letzte Hexe wird also erst mit dem Teufel sterben, d. h. nie, maßen die Dummheit währet ewiglich.

135) Das sehr merkwürdige Aktenstück ist mitgeth. von Schnegraf, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 764 fg.

136) Lehmann, Vertraul. Briefe den sog. Hexenhandel zu Glarus betreffend (1783). Einen aktenmäßigen Bericht über diese letzte, in deutschen Landen in aller Form mittelalterlicher Barbarei durchgeführte, kultur- und sittengeschichtlich sehr merkwürdige Hexenprocedur gab J. Heer im „Jahrbuch des histor. Vereins d. Kant. Glarus" (1865), I, 9—53, und auf Grund dieses Aktenmaterials unternahm ich dann eine Darstellung des kläglichen Ereignisses, welche unter dem Titel „Die Hexe von Glarus" in meinem Buche „Menschliche Tragikomödie", II, 197—217, steht.

Fünftes Kapitel.

Rokoko.

Eine Kette von Gegensätzen. — Umriß der Bewegung des 18. Jahrhunderts. — Die Frauentracht: eine Schöne im Rokokostil; Revolution und Reaktion der Mode. — Umgangston. — Bildung der Frauen und ihre Stellung in den adeligen und bürgerlichen Kreisen. — Städtisches Leben. — Ursachen der unsittlichen Aeußerungen desselben. — Das Theater und die Frauen. — Die Neuber und ihre Nachfolgerinnen. — Die Frauen von Wien. — Ein merkwürdiger Umstand in Casanova's Memoiren. — Die Frauen von Berlin. — Die Höfe. — Flüchtige Durchblätterung der höfischen Skandalchronik. — Vollständige Verwirrung der sittlichen Begriffe. — Eine fürstliche Maitresse als „Musterbild der Tugend“. — Die Ironie der Weltgeschichte. — Der Pietismus und die Frauen. — Die „Mutter Eva“ zu Schwarzenau. — Ein weibliches Ungeheuer. — Die Heilige von Wildisbuch. — Muckerisches.

Das Jahrhundert des Rokoko, ja, aber auch das der Emancipation! Das Jahrhundert des Puders und der verschnörkelten Unnatur, aber auch das einer bis zum Sansculottismus und bis zur griechischen Nacktheit à l'Aspasia vorschreitenden Sehnsucht nach Natur. Das Zeit-

alter eines bis zu den äußersten Folgerungen ausgebildeten, zwischen Wahnwitz und Blödsinn schwankenden Sultanismus, aber auch das des aufgeklärten Despotismus eines Friedrich und Joseph; — eine Periode der Weltgeschichte, die mit dem Frevelwort des vierzehnten Ludwig: „L'état c'est moi!“ beginnt, aber mit der Begründung einer neuen Welt jenseits des Oceans durch die Demokratie und mit der französischen Revolution schließt. Das Jahrhundert einer Pompadour und Dubarry, aber auch das einer Maria Theresia und Katharina. Die Epoche einer Politik bronzestirniger und mühlsteinherziger Selbstsucht, einer Politik der Geheimtreppen, Hinterthüren, der Oublietten und der Bravidolche; aber auch die Epoche des Aufgangs der großen Freiheits- und Humanitätsidee: — ein Zeitraum, an dessen Anfang ein Car Peter, in dessen Mitte ein Washington, an dessen Ende ein Napoleon steht. Das Jahrhundert des Jesuitismus, des Pietismus und der Geheimbündemysterien, aber auch das der englischen Freidenker, der französischen Encyklopädisten und der deutschen Aufklärer und Illuminaten. Das Zeitalter des in Voltaire verkörperten verneinenden und zerstörenden Spottes und zugleich das der bejahenden und bauenden Begeisterung eines Rousseau und eines Schiller. Die Epoche der tiefsten Erniedrigung des deutschen Geistes und zugleich seiner herrlichsten Siegesflüge: dort Pastor Götze, hier Lessing und Kant, — dort Gottsched, hier Göthe. Das Jahrhundert der großen Abenteurer, Intrikanten, Projektmacher, Gaukler, Gauner und Schwindler, der Law, Münnich, Görtz,

Alberoni, Clement, Patkull, der St. Germain, Cagliostro, Casanova; aber auch das der großen Bürger wie Franklin und Pestalozzi und der heldischen Naturen wie Karl der Zwölfte, Friedrich der Einzige, Kosciusko, Mirabeau und Danton. Eine Epoche unterthänigsten Unterthanengefühls, aber auch des sturm- und drangvollsten Freiheitsdurstes; der schonungslosesten Skepsis und des rücksichtslosesten Kynismus, aber auch der empfindsamsten Schwärmerei und des schwungvollsten Glaubens an das Ideal. Ein Zeitalter schmachvollster Entwürdigung deutscher Weiblichkeit in einer Kosel oder Grävenitz und wieder ein Zeitalter der Verklärung deutschen Frauenthums in Erscheinungen wie Luise von Preußen und Luise von Sachsen-Weimar.

Die Ringe dieser Kette von Gegensätzen ließen sich noch um viele vermehren, wenn die gegebenen nicht hinreichten, in Erinnerung zu bringen, daß das 18. Jahrhundert unter der bizarren und frivolen Hülle des Rokoko eine Bewegung der Geister und Gemüther entwickelte, wie nur wenige Epochen der Weltgeschichte sie aufzuweisen vermögen. Was man dieser großen Zeit mit Recht oder Unrecht vorwerfen mag, alle ihre Unzulänglichkeiten, Irrthümer und Uebertreibungen, immer wird man ihre außerordentliche Fruchtbarkeit an großen Gedanken und großen Menschen anerkennen müssen. Von der Ideenfülle, welche damals in Umlauf gesetzt wurde, werden noch manche Jahrhunderte zu zehren haben. Und welches dichte Gedränge von originellen, schöpferischen, thatkräftigen Männern, von Weisen und Gelehrten,

Dichtern und Künstlern, Feldherrn und Staatsmännern, Gesetzgebern und Erziehern führt jene Zeit an uns vorüber! Für Deutschland war das 18. Jahrhundert, welches allgemach alle Stände und Klassen in seine nach vorwärts treibende Bewegung hineingezogen und selbst die Gegner seines Geistes diesem mehr oder weniger dienstbar zu machen gewußt hat, geradezu eine Periode sittlicher und geistiger Wiedergeburt. Auf allen Gebieten des Lebens trat der reformistische Gedanke die Erbschaft an, welche ihm das 16. Jahrhundert vermacht und das 17. unterschlagen hatte. Immer entschiedener löste sich der deutsche Genius aus den Fesseln der Ausländerei, um seine eigenen Bahnen zu wandeln und Hand an sein großes Werk zu legen, an die Umbildung des eigenen und der fremden Völker im Sinne des Humanismus, an die Verwirklichung jener Erklärung der Menschenrechte, wie sie in den unsterblichen Werken der Schöpfer unserer klassischen Literaturperiode dargelegt ist. Welch' ein unermesslicher Vorschritt von Leibnitz und Wolf bis zu Kant und Fichte, von Gottsched und Gellert bis zu Lessing, Göthe und Schiller! Welche Kontraste zwischen den Anschauungen und Wirkungsmitteln eines Klopstock und eines Wieland und doch wiederum welches unwillkürliche Zusammenwirken solcher Gegensätze zur Klärung und Erhellung einer gährenden und ringenden Zeit! Wie segensreich waren nicht auf dem Felde der bildenden Künste vom Auftreten Winkelmanns an die Vorarbeiten zur Heraufführung einer neuen Epoche nationaler Kunst! Und wenn hier die Erfüllung dem 19. Jahrhundert vor-

behalten blieb, wie schön doch erfüllte schon das vorige die stolzesten Hoffnungen auf dem Gebiete der Schauspielkunst und mehr noch auf dem der Musik, wo nach einander Händel, Bach, Haydn, Gluck, Mozart und Beethoven auftraten, jeder in seiner Art das Kind einer Zeit, deren Stimmung als ein alle Dissonanzen gewaltig beherrschender Grundton die glühende Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Wahrheit und Schönheit durchzog, eine Hingebung an die Götter, an die Ideale der Menschheit, um welche der eiserne Realismus unserer eigenen Zeit das „Jahrhundert des Rokoko, des Zopfes und Puders“ wahrlich sehr beneiden dürfte.

Freilich kamen die Resultate der ungeheuren Geistesarbeit von damals den Massen nur sehr allmälig zu gut und die ganze erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch zeigte das deutsche Leben noch eine große Verknöcherung und Verkümmerung auf. Jener gedankenlose und selbstsüchtige Despotismus, welcher sich nach dem Vorbilde Ludwigs des Vierzehnten in Deutschland festgestellt hatte, mußte sich erst zum aufgeklärten wandeln, bevor in die starrende Unbeweglichkeit der religiösen, politischen und socialen Begriffe und Gewohnheiten neues Leben kam und auch an maßgebender Stelle das Bewußtsein platzgriff, daß, wie nachmals sogar ein im Hochmuth des Absolutismus versteinerter Kaiser Franz I. von Oestreich in einer schweren Stunde der Prüfung erkannte, „die Völker auch etwas seien“. Der siebenjährige Krieg war der letzte Kabinettskrieg großen Stils und zugleich ein Ereigniß von unberechenbarer sittlicher Tragweite, indem er das deutsche

Volk in seinen Tiefen aufrüttelte und dem deutschen Gedanken und der deutschen Arbeit überall neue Bahnen öffnete und neue Ziele steckte. Denn von diesem Kriege datirt, weil derselbe die nothwendige Voraussetzung von Friedrichs, des gekrönten Aufklärers, reformatorischer, die mittelalterlichen Traditionen brechender Thätigkeit war, das allmälige Emporkommen eines neuen socialen Faktors, eines gebildeten deutschen Mittelstandes nämlich, auf welchen sich der „erleuchtete“ Despotismus, wie ihn Friedrich der Große und seine fürstlichen Nachahmer in Deutschland schufen, mit oder wider Willen stützen mußte. Es ist eine beim ersten Anblick höchst seltsame, bei näherem Zusehen aber leicht erklärliche Thatsache, daß Friedrich, obwohl von der fixen Idee beherrscht, daß nur auf dem Wege der französischen Bildung für Deutschland Heil zu finden sei, durch sein aufklärerisches Regiment ein deutscher Kulturheros geworden. Er, gerade er, der französirte Versemacher, gab vermöge seines Ruhms und vermöge seines Waltens als Feldherr und Staatsmann der Nation jenes Selbstgefühl zurück, welches sie ihren eigenen Genius wieder finden ließ.

Eine wunderbare Fruchtbarkeit kennzeichnet das deutsche Kulturleben des 18. Jahrhunderts durch alle Phasen seines Vorschreitens hindurch. Klopstock brach zuerst den Bann der Nachahmung, welcher so schwer auf dem deutschen Geist gelegen, und er brach zugleich den Zauber, welchen Voltaire wie auf ganz Europa so auch auf unser Land übte. Denn der Sänger des Messias setzte der voltaire'schen Skepsis und dem voltaire'schen

Witz eine Begeisterung entgegen, welche ihre Motive aus den Ideen des Vaterlandes und der Religion schöpfte, und zwar aus einer Auffassung der Religion, welche sich gleichermaßen gegen die Leichtfertigkeit des Unglaubens kehrte wie gegen die Herzlosigkeit der Orthodoxie und die Verdumpfung des Pietismus. Wieland seinerseits führte mittels seiner weltmännischen, die zeitbewegenden Gedanken in anmuthige Formen kleidenden Autorschaft die Theilnahme der höheren Stände der vaterländischen Literatur zu und hat, ebenso wie Klopstock, nicht wenig dazu beigetragen, der literarischen Bewegung jene sociale Selbstständigkeit zu sichern, welche es dann einem Lessing und Kant ermöglichte, die Gesetze der Aufklärung mit souveräner Freiheit zu formuliren. Herder grub mit kundiger und treuer Hand die lange verschüttet gewesenen Quellen aller wahren Poesie wieder auf, indem er der literarischen Konvenienz gegenüber an die Unmittelbarkeit des Volksgefühls appellirte und so jener Schar von „Stürmern und Drängern" Bahn schuf, welche das Naturevangelium Rousseau's in Deutschland verkündigten. Es kam der Kultus überschwänglicher Freundschaftlerei, welchem lange Jahre hindurch der „Vater" Gleim als eine Art Hochmeister vorstand; es kam der göttinger Hainbund mit seinem Tyrannenhaß; es kam die Zeit der Kraftgenialität, der lavaterschen Christlichkeit, der wertherschen Liebesschwärmerei, der siegwartschen Sentimentalität, des faustschen Titanismus, lauter Erscheinungen, welche bezeugten, daß es dem deutschen Geist in einer Welt der Reifröcke und Schnürleiber zu enge

geworden und daß überall eine auf die Freiheit des Denkens und Fühlens gerichtete revolutionäre Stimmung nach Licht, Luft und Geltung rang. Endlich aber gelangte die tumultuarische Bewegung zu einem Abschluß, indem Göthe und Schiller, aus den Gährungen der Sturm- und Drangperiode zu freier Künstlerschaft sich emporarbeitend, in Form vollendeter Kunstwerke vor die Augen der Nation die Ideale hinstellten, nach deren Verwirklichung sie in ihrer weiteren Entwickelung zu ringen hat.

Diesen, hier freilich nur in flüchtigsten Umrissen gezeichneten Gang nahm die große Umwälzung, welche im Laufe des 18. Jahrhunderts sich vollzog. Es wird die Aufgabe des gegenwärtigen und der folgenden Kapitel meines Buches sein, das deutsche Frauenleben darzustellen, wie es sich unter den angedeuteten Kulturbedingungen vom Beginne des vorigen Jahrhunderts an bis in das gegenwärtige herein nach seinen verschiedenen Richtungen hin entfaltete.

Beginnen wir unsere Betrachtung mit einem Blick auf die äußerliche Erscheinung unserer Aeltermütter, so sehen wir um die Mitte des 18. Jahrhunderts und noch weit darüber hinaus im weiblichen Anzug das Rokoko in seinem vollen Triumph. Es waren doch sehr absonderliche Gehäuse, worin die Schönen von damals steckten. Bei festlichen Veranlassungen war ihr Anzug geradezu ein Kunstwerk, dessen Aufbau nicht wenig Zeit, Mühe und Kosten verursacht hat. Denn die Figur, welche die Damen im Fest-, Ball- oder Brautkleid machten, war diese.

Ihre Füße steckten in Schuhen von Atlas oder Sammet, welche mit goldgestickten Schleifen verziert und in der Mitte der Sohle mit einem zollhohen Stelzchen versehen waren, wodurch die Trägerin gezwungen wurde, auf den Fußspitzen zu schweben. Dies erklärt dann auch die steifabgemessenen Bewegungen der Tänze jener Zeit: in solchen Schuhen konnte man unmöglich walzen oder galoppiren oder polken, sondern nur ein vorsichtiges, elegantvornehmes Menuett schreiten. Noch mehr aber als der Damenfuß war der Damenkopf misshandelt. Denn auf diesem mauerte sich ein kolossaler, mit Drahtgestell und Roßhaarwulst unterbauter, aus verschiedenen Stockwerken bestehender, gepuderter, gekleisterter, mit einer Masse von Bändern, Blumen und Federn verzierter Haarthurm in die Höhe, welcher die Länge seiner Trägerin nahezu um eine Elle oder sogar drüber erhöhte. Der aus Fischbeinstäbchen aneinandergefügte Korsett-Harnisch zwängte Schultern und Arme zurück, presste den Busen heraus und schnürte die Taille wespenhaft zusammen. Ueber dem umfangreichen Drathgestell des Reifrocks spannte sich das mit allerhand Falbeln und Kinkerlitzchen garnirte Seidenkleid und über dieses floß das mit einer Schleppe versehene, vorn auseinander fallende, auf beiden Seiten reich besetzte Obergewand von gleichem Stoffe hinab. Die mit Blonden beladenen Aermel reichten bis zum Ellenbogen und den Vorderarm deckte der lange, parfümirte Handschuh. Hals, Nacken und Busen wurden sehr frei getragen. Die Geistlichkeit beider Konfessionen skandalisirte sich höchlich über diese Offenherzigkeit, aber

meist mit sehr geringem Erfolg[137]). Gab es doch eitle Mütter genug, welche ihre schamhaft widerstrebenden Töchter aufforderten, den Liebreiz des Busens ja recht sehen zu lassen[138]). Zum Staatsanzug der Damen ge=

---

137) Um 1740 „liefen in Wien — erzählt Keyßler („Fortsetzung neuester Reisen durch Teutschland“ u. s. w. S. 929), manche Damen gleich vom Bette aus, ohngeschnüret und öfters nicht wenig bloß, wenn sie nur eine Volante über sich geworfen hatten, zur Kirche und Kommunion. Die Geistlichen ließen bei solcher Gelegenheit ihren Eifer mit gar besonderen Ausdrückungen von der Kanzel hören. Einer von ihnen stellte mit vieler Heftigkeit vor, das Frauenzimmer komme in Säcken zur Kirche, nicht um Buße zu thun, sondern ihre Waaren und Fleischbänke desto besser auszulegen und könne kein Geistlicher bei der Kommunion seine Augen mit gutem Gewissen aufthun. Ein anderer Prediger drohete, wenn er noch Eine mit entblössetem Halse zu Gesichte bekommen würde, wollte er ihr in den Busen speien.“ Im protestantischen Norddeutschland wußten die Herren Geistlichen ebenso wenig, wohin sie mit ihren Augen sollten. Gar beweglich sagt Hermes in seinem für die damaligen Sittenzustände sehr wichtigen Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, welcher 1770 zu erscheinen begann: „Euch, ihr edleren des weiblichen Geschlechtes bitte ich, zu erwägen, in welche Verlegenheit die gegenwärtige Kleidungsart des Frauenzimmers den Prediger setzt und jeden, der nicht bei euch auf die Nasenspitze und nicht tückisch wie ein Schurk neben euch in den Winkel hin sehen will.“

138) Pockels (Versuch einer Charakterist. d. weibl. Geschlechts, I, 494): „Kennt man nicht Mütter, die den unzüchtigen Anzug ihrer Töchter nicht nur erlauben, sondern auch anordnen helfen? Da hat das alberne Mädchen — sagte neulich eine vornehme Mutter zu ihrer Tochter und zwar in Gesellschaft von Männern und Weibern — da hat das alberne Mädchen ihren Busen beinahe ganz ein=

hörte der Fächer und das spitzenbesetzte Taschentuch; auch führte die elegante Schöne stets ein Perlmutterdöschen in der Tasche, welches einen Vorrath von Schönpflästerchen enthielt. Denn die richtige Wahl und Anklebung der schwarzen, aus englischem Pflaster in allerlei Formen geschnittenen „Mouchen" machte eines der wichtigsten Geheimnisse der Putzkunst und Koketterie aus [139]). Noch

---

gehüllt; ich kann diese dumme Schamhaftigkeit nicht leiden, da sich das Mädchen sehen lassen kann und ihre Gorge weit und breit herum die schönste ist! Das Mädchen erröthete und ging zur Thüre hinaus."

139) Klemm hat in seinem Buch („Die Frauen", II, 322) aus der 1756 erschienenen L'art de décoppiler la rate folgenden „catalogue des mouches" beigebracht. — „La passioné au coin de l'oeil, la majestueuse au milieu du front, l'enjouée sur le pli que fait la joue en riant, la galante au milieu de la joue, la baiseuse au coin de la bouche, l'effrontée sur le nez, la coquette sur les lèvres, la reveleuse sur un bouton." — Auch auf den Busen wurden Mouchen geklebt. Im 3. Gesang von Thümmels „Wilhelmine", welche 1764 erschien, ist folgende Scene gemalt, die, und zwar nicht allein inbetreff der Schönpflästerchen, ein recht charakteristisches Genrebild aus dem Zeitalter des Rokoko abgibt: — „Bald (nach dem Weggang des Pastors Sebaldus, mit welchem sein vornehmer Gönner das „zerpflückte" Kammermädchen Wilhelmine verheiratete, wie das damals sehr häufig vorkam) trat Wilhelmine herein und brachte ihrem gnädigen Herrn Chokolade mit perlendem Schaume. Da gab ihr der Hofmarschall das Dokument ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, und siehe da, welche großmüthige Gnade, er umarmte sie mit gefälligen Händen und küsste sie zärtlich. Eine ganz sapphische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz und trieb ihren wallenden Busen empor, daß der blaßrothe Atlas zu knistern begann,

zu Anfang der neunziger Jahre existirten der Reifrock, der Stelzschuh und die gepuderte Chignonfrisur. Dazu war noch das bauschige Halstuch gekommen, welches von dem Umstand, daß es in Verbindung mit Drahtgestellen benützt wurde, eine nicht vorhandene Busenfülle zu erkünsteln, den Namen „Menteur“ erhielt. Die französische Revolution revolutionirte auch den Damenanzug, wie sie vom Männerkopfe Zopf und Haarbeutel wegschnitt. Die von England herübergekommene griechische Frauentracht, welche eigentlich nur aus einem Hemde bestand („la chemise grecque“), wurde von den Pariserinnen der Direktorialzeit in so kokett schamloser Weise getragen, daß sie, die schöne Madame Tallien voran, halbnackt erschienen, in fleischfarbenen seidenen Trikotpantalons mit lilafarbenen Zwickeln und Kniebändern, an den bloßen Füßen leichte Sandalen, Ringe an den Zehen, darüber die Chemise, d. h. ein wirkliches Hemde, welches, hart unter der Brust lose gegürtet, bloß durch ein paar schmale Bänder auf den nackten Schultern befestigt war und die

---

der ihn weit unter der Hälfte umspannte. Ach, welch ein reizender Busen, o scherzhafte Muse, beschreib' ihn! Auf seiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen, angeheftet durch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drolligen Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer, Lakaien und Freiherrn auf sich zog. Aber jetzt erhob sich dreimal die warme bebende Brust und trennte die gedörrte Mouche vom Gummi. Der kleine Liebesgott, mitsammt seinem Gerüste, fiel zwischen der Schnürbrust unaufhaltsam hinunter, daß die Schöne schrie und der Hofmarschall zu lachen anfing.“

ganze Oberhälfte des Körpers vollkommen entblößt ließ, während auf dem am Hinterkopfe zu einem griechischen Knoten aufgebundenen Haar ein weißer Fichuturban saß. Kein Wunder fürwahr, daß der Spott solche Griechinnen an Eva's Feigenblatt erinnerte [140]. Auch in Deutschland

---

140) Eine Dame, die sich auf Promenaden und Bällen durch die Durchsichtigkeit ihrer Tracht auszeichnete, erhielt ein niedliches Kästchen aus Akajouholz zugesandt, als sie eben einen glänzenden Cirkel um sich versammelt hatte. Die Aufschrift lautete: „Kleidung für Madame". Neugierig ward das Kästchen eröffnet und als einziger Inhalt zeigte sich ein — Rebenblatt. Journal d. Luxus und der Mode f. 1800, S. 369. Dieser satirische Witz war wohlbegründet und wohlangebracht. Die „Chemise" ist nämlich in Wahrheit und Wirklichkeit für eine Weile das einzige Kleidungsstück der Modedamen der über alle Begriffe lüderlichen Direktorialzeit gewesen, wesswegen damals in Paris das Couplet gesungen wurde: —

„Grâce à la mode
Un' chemise suffit,
Un' chemise suffit.
Ah! qu' c'est commode!
Un' chemise suffit,
C'est tout profit!"

Aber damit noch nicht genug. Die Mode warf auch noch das Hemde beiseite, wahrscheinlich mit dem Kirchenvater Klemens von Alexandrien philosophirend, die Schamhaftigkeit läge nicht im Hemde. „Un décadi soir du messidor de l'an V. (Juni 1797) deux femmes se promènent aux Champs-Elysées, nues, dans un fourreau de gaze; une autre s'y montre les seins entièrement découverts". Das war aber den Leuten doch zu antik. „A cet excès d'impudicité plastique, les huées éclatent; on reconduit, dans les brocards et les apostrophes mérités, jusqu'à leurs

griechelten und römelten die Damen den französischen nach, namentlich in Berlin. Allein Ehrbarkeit, rauhes Klima und mit Recht polternde Aerzte machten dem griechischen Kostüm eine erfolgreiche Opposition. Entschieden wurde der Sieg derselben erst durch die Rückkehr zur Schnürbrust, womit sich nach und nach — bis zum Jahre 1808 blieb es jedoch Mode, den Busen ganz offen zu tragen — auch wieder eine anständige Verhüllung einstellte. Wie in wichtigeren Dingen, hatte die Revolution auch in Sachen des Frauenanzuges weit über das vernünftige Maß und Ziel hinausgeschossen und so erfolgte denn hierin ebenfalls die reaktionäre Gegenströmung, welche dann unter dem zweiten französischen Kaiserreich glücklich wieder beim Reifrock der Rokokozeit angelangt ist.

Das wunderliche Gemisch von pedantischem Zwang und lockerer Koketterie, welches die Frauentracht der Rokokozeit kennzeichnete, war dem Frauenleben von damals überhaupt eigen. In Städten, welche keine Residenzen waren, d. h. keine Sammelpunkte einheimischer und fremder Laster, bewegte sich namentlich das Dasein des höheren Bürgerstandes äußerlich in steif und streng geregelter Konvenienz. Diese duldete es nicht, daß Mädchen oder Frauen mit der Freiheit und Ungenirtheit von heute öffentlich erschienen. Es galt für unschicklich, ohne „Kammermensch“ über die Straße, in die Kirche oder in

---

voitures ces Grecques en costume de statues“. Petite Poste de Paris, messidor an V., angef. bei Goncourt, Hist. d. l société française pend. l. directoire, p. 422.

einen Kaufladen zu gehen; das Erscheinen von Frauen ohne männliche Begleitung auf Spaziergängen, im Theater und Koncertsal ging gar nicht an. In solchen solid-vornehmen bürgerlichen Kreisen wurde allen französischen Moden zum Trotz das häusliche Walten der Frauen und Töchter noch immer als ihre schönste Bestimmung angesehen. Auch sicherten Recht und Sitte Vätern, Gatten und Brüdern eine unbedingte Autorität über ihre weiblichen Angehörigen [141]). Mit der fraulichen Bildung freilich war es bis in die höchsten Kreise hinauf nicht weit her, bevor die große Bewegung unserer Literatur auch die Frauen mit in ihre Aufschwünge hineinzog. Bis dahin galt in den aristokratischen Sphären durchschnittlich die Fertigkeit im Französischplappern, eine oberflächliche Kenntniß der französischen Literatur, etwas Spinetttastenschlägerei, etwas italisches Ariengedudel für den Gipfel weiblicher Bildung. In ehrbar bürgerlichen Kreisen wurde das Lesen von Romanen den Frauen als eine Sünde angerechnet [142]). In protestantischen Bürgerhäusern waren die Töchter streng angehalten, mit dem Katechismus

141) S. insbes. die Schilderung städtischen Lebens in Norddeutschland in den hinterlassenen Denkwürdigkeiten („Jugendleben und Wanderungen") von Johanna Schopenhauer, deren Jugend in die Rokokoperiode zurückreichte.

142) Charakteristisch rühmt in der von Stranitzky 1722 herausgegebenen „Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" ein lockeres Mädchen als einen Beweis ihrer Bildung, daß sie „mehr als zwölf Liebesgeschichten von Talander (A. Bohse) durchgelesen habe".

und der Bibel sich vertraut zu machen, und ging dieser Rigorismus mitunter ins Absurde. So wissen wir von der Jugendgeliebten Wielands, Sophie von La Roche, wie ihr Vater, der augsburger Arzt Gutermann, seine Freude daran hatte, daß seine Tochter, nachdem sie schon als Dreijährige lesen gelernt, als Fünfjährige bereits die Bibel vollständig durchgelesen hatte. Ebenso, daß das junge Mädchen tagtäglich bei ihrer Handarbeit eine Betrachtung in Arndts „Wahrem Christenthum“ lesen mußte[143]). Doch unterrichtete sie der Vater zugleich auch in der Geschichte und von Göthe's Vater ist bekannt, daß er an dem Unterrichte, welchen er seinem Sohne in verschiedenen Fächern ertheilte, auch seine Tochter Kornelia theilnehmen ließ. Dies fällt freilich schon in eine Epoche, wo der in die Zeit gefahrene Sturm und Drang auch den Bildungstrieb der Frauen lebhaft angeregt hatte. Die Folge davon war, daß viele Mädchen und Frauen eine wahrhaft harmonische, dem Schönen mit edlem Enthusiasmus zustrebende Bildung sich aneigneten, andere viele jedoch es nur dahin brachten, daß ihre Köpfe schlechtgewählte und schlechtgeordnete Bibliotheken enthielten.

Bis zur Zeit, wo die große mit Klopstocks Auftreten beginnende Wendung unserer Literatur eine idealischere Färbung in den deutschen Umgangston einzuführen anhob, herrschte in diesem, auch den Frauen gegenüber und unter diesen selbst, eine Ausdrucksweise, welche der

143) Assing, Sophie von La Roche, S. 14, 17.

lasciv-galanten Sprache des 17. Jahrhunderts nur allzu häufige Nachklänge vom Grobianismus des 16. beimischte. Wie wenig man sich zu scheuen hatte, selbst vornehmsten Damen gegenüber alles bei seinem Namen zu nennen, beweist schon die Thatsache, daß den derben Natürlichkeiten der Hannswurstiaden, wie sie Stranitzky im Anfang des 18. Jahrhunderts zu einem unentbehrlichen Zubehör der theatralischen Freuden Wiens gemacht hatte, die Insassinnen der Logen ersten Ranges lachenden Beifall zuklatschten [144]. Neben diesem Gefallen an Derbheiten lief eine Pedanterei her, welche, wenn sie von Liebessachen redete, die absonderlichsten Schnörkel zuwegebrachte. So ein Professor der Liebeskunst theilte die Liebe ein: 1) in die christliche Liebe, 2) in die eheliche Liebe, 3) in die Freundschaftsliebe, 4) in die Socialitäts- oder Vertraulichkeitsliebe, 5) in die Galanterieliebe und 6) in die Hurenliebe. Er docirte: „In einem Liebes-Commercio ist es nöthig und man muß bei der Geliebten darauf dringen, daß sie eine Liebesprobe ablege“ — und definirte das Küssen als „ein Negotium bei einem Liebes-Commerce, welches sie ablegen zur temoignirung ihrer innigsten Liebe, wobei jedoch zur contenance zu rathen ist [145]“. Die aristo-

144) Man kann sich von dem Ton der in Rede stehenden stranitzky'schen Hannswurstkomödien eine ungefähre Vorstellung bilden, wenn man erfährt, daß in der „Olla potrida Fuchsmundi“, der Held einer Jungfer Anna Barbara seine Liebe anträgt und dabei in der Beschreibung seiner Person sagt, dieselbe habe nur einen einzigen Mangel, nämlich einen zu „dicken Hintern“.

145) Germani Constantis Moralischer Traktat von der Liebe gegen die Personen des andern Geschlechts, 1717.

kratische Welt fragte freilich derartigen deutschprofessorlichen Vorschriften in Sachen der „ars amandi“ wenig nach, sondern richtete sich lieber nach den Regeln der französischen Galanterie. Ein Muster derselben war der liebenswürdige Staatsmann Graf Stadion, der Gönner und Lehrer Wielands, für welchen, während er seiner vornehmen Geliebten bis tief in die Nacht hinein galant aufwartete, sein Sekretär La Roche, der seines Herrn Handschrift nachahmen mußte, inzwischen daheim die zierlichsten Billetdoux schrieb, damit diese Beweise einer rastlosen Zärtlichkeit frühmorgens auf den Putztisch der Dame befördert werden könnten [146]).

Die frivol-französische Anschauung von den Frauen, welche in den adeligen Kreisen gänge und gäbe, und die deutsch-eckig-pedantische, welche in den bürgerlichen umging, hatte, wie noch gar manches Schiefe, Unerquickliche und Unvermittelte im deutschen Leben, eine ihrer Wurzeln in der bis zur kastenmäßigen Unduldsamkeit gehenden Sonderung der Stände. Es wird einem, wenn der Ausdruck gestattet ist, ganz indisch-pagodisch oder ägyptisch-mumienhaft zu Muthe, wenn wir im geselligen Verkehr der Rokokozeit auf adeliger Seite die hochmüthigste Ausschließlichkeit, auf bürgerlicher die kriechendste Unterthänigkeit bemerken [147]). In Wahrheit, Edelleute und

146) Raumers Histor. Taschenbuch, X, 397.

147) In „Sophiens Reise von M. n. S.“ schreibt der Pastor Groos an ein Jüngferchen von Adel, welches sich nachmals zu seiner Frau und zur Qual seines Lebens zu machen weiß, in nach-

Bürger hatten so zu sagen nichts mit einander gemein als die Luft und diese Schroffheit in Aufrechthaltung der Standesunterschiede, welcher Schiller in Kabale und Liebe ein ewiges Brandmal aufgedrückt hat, währte bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Es war so leicht, so angenehm, so modisch, human zu schwärmen; aber man fand es vielfach „inkonvenant", human zu handeln. Ausnahmen, schöne Ausnahmen gab es freilich, aber sie bezeugten doch nur die Regel. Konnte doch selbst aus der damaligen Metropolis des deutschen Geistes, aus Weimar, wo der revolutionäre Most der Kraftgenialität sich zum edlen Wein des Freisinns und der Humanität abgeklärt hatte, noch zu Anfang des Jahres 1800 Herders Frau die Neuigkeit, daß die Adeligen und Bürgerlichen zum erstenmal einen gemeinsamen Ball abgehalten, als ein Ereigniß an Knebel melden. Heiraten zwischen den beiden Ständen fanden zwar schon früher statt, aber gewöhnlich hatten Bürgerliche das Wappenschild, welches ihnen adelige Bräute häufig als einzige Aussteuer mit ins Haus gebracht, theuer zu bezahlen. Ein sehr anschauliches Bild dieser Mißverhältnisse bietet das i. J. 1780

---

stehenden Ausdrücken: — „Wenn Personen, von denen mein niedriger Stand mich mit Recht so entfernt, daß ich ihnen nicht ganz bekannt werden kann, Personen, deren Gesinnung gegen mich nichts sein darf als Gnade, Personen, denen ich nicht anders als mit einer wirklich belachenswerthen Frechheit, das, was man Ehrfurcht und Respekt nennt, verweigern könnte — wenn solche Personen mir Eigenschaften zutrauen, die ich nicht so glücklich bin zu besitzen, — dann werde ich in der That geängstigt".

erschienene dramatische Familiengemälde „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ von Großmann. Der Hofrath Reinhard, welcher darin eine Frau von Adel geheiratet, muß dieselbe „Ihr Gnaden“ tituliren, wenigstens in Gesellschaft, und sich von seiner Frau und ihrer Tante wegen seiner „bürgerlichen Grossièreté“ bei jeder Gelegenheit zurechtsetzen lassen. Er rächt sich dafür, indem er von „adeligem Lumpengesindel“ spricht. Frau von Schmerling, die Tante, stellt in ihrer ganzen Erscheinung und Ausdrucksweise ein Produkt jener Bildung d. h. Mißbildung dar, wie sie die gewöhnliche französische Bonnenerziehung in adeligen Häusern an den Töchtern zuwegebrachte. Diese Dame spricht am liebsten in französischen Floskeln, mischt aber beharrlich darunter so gemeine und derbe deutsche Ausdrücke, wie sie heutzutage sogar im Munde einer Stallmagd auffällig wären. In Nikolai's „Sebaldus Nothanker“ (1773) erhalten wir deutliche Winke, worin eine „standesmäßige“ Erziehung damals nur allzu häufig bestand. Die ehrliche Gouvernante Marianne verliert da die Gunst ihrer Gebieterin, der Frau von Hohenauf, weil sie es nicht versteht, ihren Zöglingen „standesmäßige Manieren“ beizubringen und dieselben aus dem „Mercure de France“ zu belehren, „wie eine affaire de coeur geführt werden müsse“. Sehr bezeichnend für die damalige Durchschnittskultur dieser Gesellschaftsschichte ist es endlich, daß man in den meisten adeligen Häusern und in Nachahmung derselben auch in reichen bürgerlichen keine Diener und Dienerinnen kannte und nannte, sondern nur „Kerle“ und „Menscher“.

Will man in unseren Tagen den außerordentlichen Beifall verstehen, welchen in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die dramatischen Familiengemälde des trefflichen Iffland und anderer fanden, so muß man sich erinnern, daß in diesen Schauspielen dem deutschen Publikum seine lange und lebhaft gehegte Sehnsucht nach einer edleren Um- und Neugestaltung des Familienlebens gegenständlich gemacht wurde. Gerade diese Sehnsucht spricht aber unzweifelhaft von einer tiefen Zerrüttung der häuslichen und öffentlichen Sitten, welche sich vom 17. Jahrhundert bis weit, sehr weit ins folgende hereingeschleppt hatte. Die Unsitten des Universitätslebens, dessen das ganze Jahrhundert hindurch andauernde Wüstheit aus der ersten Hälfte desselben Zachariä („Der Renommist“), aus der zweiten Laukhard („Selbstbiographie“ und „Annalen der Universität Schilda“) uns grell bezeugen, verpflanzten sich gar gern auch in die gebildeten bürgerlichen Kreise, unter Beamte, Aerzte, Juristen und Pastoren, und außerdem eiferte das Bürgerthum dem Adel in Völlerei, gespreiztem Scheinwesen und leerem Prunk vielerorten leichtsinnig nach. Da war es denn lange nicht so selten, als es hätte sein sollen, daß ganze Bürgerschaften in Folge gedankenlosen und rohen Wohllebens ihres Wohlstandes verlustig gingen und daß die Trunksucht, sogar die Trunksucht von Frauen, häufige Straßenärgernisse veranlasste. Reisende, welche um 1730 Nürnberg, Augsburg, Ulm und andere süddeutsche Städte besuchten, geben Zeugniß, daß die Bewohner derselben mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und anderen kostspieligen

Vergnügungen lustig in den Tag hineinlebten, je mehr es mit den Verhältnissen der Einzelnen wie der Stadtgemeinden rückwärts ging. Dasselbe sagen andere Augenzeugen von Frankfurt und Hamburg aus und ein Zeitgenosse klagte mit Recht, daß die leidige modische Sucht, mehr zu scheinen, als man sei, die Hauptschuld dieser ökonomischen und sittlichen Verkommenheit getragen habe [148]). Andere sittenverwildernde Einflüsse lagen in dem Anblick einer brutalen Strafjustiz, deren Akte nicht selten recht eigentlich berechnet schienen, alles menschliche Gefühl aus den Gemüthern wegzutilgen; sowie auch in den Berührungen mit der Soldatenwelt, deren unglückliche Angehörige, wenigstens die Gemeinen, systematisch in der Verthierung erhalten wurden, welche damals allerwärts das Soldatenhandwerk kennzeichnete, und zwar häufig bis zu den höchsten Sprossen der Gradeleiter hinauf, von wo herab die „Kerle", d. i. die gemeinen Soldaten, wie Viehstücke behandelt wurden [149]).

---

148) Pöllnitz, Memoiren, I, 227. Keyßler, Reisen, I, 70. Maria Belli, Leben in Frankfurt a. M. I, 22. Beneke, Hamburg. Geschichten und Sagen. S. 354. Vgl. auch bei Biedermann a. a. O. II, 525 die aus einer Zeitschrift von damals gezogene Jahresrechnung eines hamburger Kaufmanns, welcher jährlich 25,759 Mark auf seinen Haushalt und seine Vergnügungen verwandte und sich dadurch ruinirte. Der Posten „galante Depensen" des Hausherrn betrug 1120 M., das „Spiel-Geld" der Hausfrau 350 M.

149) Auch in dienstlichen Erlassen. So verbot das bekannte „Reglement für die preußische Infanterie" v. J. 1750 das „übermäßige Vollsaufen, absonderlich in Branntwein, damit nicht ein Kerl vor der Zeit ungesund werde oder gar krepire."

Wenn sich demnach nicht verschweigen lässt, das Zusammenwirken der angedeuteten Motive habe zur Rokokozeit auch die Denkweise und das Gebaren der deutschen Frauen beeinflusst, habe sie zur Putz-, Spiel- und Trunksucht verleitet, habe sie erst dem Leichtsinn und dann der Ausschweifung zugeführt, so entsteht billig die Frage, ob denn die Religion damals so gar wenig sittigende Macht über die Herzen, namentlich die Frauenherzen besessen habe? Aber was war denn damals die Religion oder, genauer gesprochen, die Kirche? Drüben auf katholischer Seite ein bis zum Fetischismus gehender Heiligen- und Ceremoniendienst, hüben auf lutherischer ein fossiles Dogmenungethüm, welches so widerwärtig breit, unbeweglich und anmaßlich mitten in der Zeitströmung lag, daß ihm jeder Denkende beim Vorübergehen gern einen voltaire'schen Fußtritt versetzte. Neben so beschaffenen Kirchen hatte der Pietismus sein „bescheiden Kirchlein" aufgezimmert und bald mußte dasselbe beträchtlich erweitert werden, um die Zuströmenden zu fassen. Es ist leicht erklärlich, daß die pietistische Mission, namentlich in der Frauenwelt so sehr gedieh; allein leider wurde ihr anfänglich unbestreitbares Verdienst von ihren nachtheiligen Wirkungen bald weit überwogen. Denn sie schuf zwar „Erweckte", aber auch, wie wir sehen werden, Verzückte und Verrückte und raffinirte vielfach die Ausschweifung, indem sie um diese den Deckmantel der Heuchelei schlug. Und dann war der Pietismus von vorneherein unfähig, die weltmännische Menge zu gewinnen, weil sich diese, Frauen wie Männer, von der trüben

Askketik angewidert fühlten, welche die sogenannten „Mitteldinge", d. h. die geselligen Vergnügungsmittel, Spiel, Musik, Tanz, Theater als schlechthin sündhaft verwarf.

Es ist freilich wahr, gerade das Theater gab zu solchem puritanischen Eifer Veranlassung genug, namentlich seit der Einführung der Frauen auf die Bühne, welche durch das Uebermächtigwerden der Oper bedingt wurde. Das ganze Mittelalter hindurch waren, wie jedermann weiß, auch die Frauenrollen, wie sie in den „Mysterien" und „Moralitäten" vorkamen, von Männern gespielt worden, und wenn zu jener Zeit bei theatralischen Aufzügen da und dort auch Frauen mitgewirkt hatten — nicht immer, wie seines Ortes erwähnt worden, in züchtiger Weise — so bildete sich doch erst im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts ein bestimmter Stand von Sängerinnen und Schauspielerinnen. In Deutschland war diese Neuerung, welche die ganze bisherige Theaterpraxis über den Haufen warf, durch den bekannten Magister Velthen um 1680 zuerst konsequent eingeführt worden [150]). Zwar bei der prachtvollen, ungeheure Summen verschlingenden Oper, welche der letzte Habsburger, Karl der Sechste, unterhielt, durften noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Frauenrollen nur von Kastraten gesungen werden. Allein anderwärts war es anders und es ist ein nicht geringes Merkmal der Moral von damals, daß die zuchtlosen Arien, von welchen die komischen Opern wimmelten, von Mädchen und Frauen in schamlosem Kostüm und

---

150) Vgl. Devrient, Gesch. d. d. Schauspielkunst, I, 258 fg.

mit schamlosem Gebärdenspiel vorgetragen wurden. Gegen diese Unfläterei, wie gegen die grobburleske, zotige Hannswursterei, bildete die, wenn auch noch so perückenhafte Opposition Gottscheds immerhin eine heilsame Gegenstrebung. Gottsched wurde in seinen Bemühungen, das deutsche Theater nach dem Stil der französischen Klassik zu reformiren, durch die talentvolle, für ihren Beruf begeisterte Schauspielerin Friederike Karoline Neuber (geb. 1692, gest. 1760) wesentlich unterstützt. Die großen Gaben dieser Frau konnten sich freilich in der von Gottsched angegebenen dramatischen Richtung nicht vollständig entfalten — schon die Vorstellung von einer Schauspielerin, welche in Schnürleib, Reifrock und Stelzchenschuhen griechische und römische Heldinnen agirt, hat etwas unwiderstehlich Komisches — allein trotzdem hat die technische Veredelung wie die sittliche Hebung der Schauspielkunst eine große Summe des Dankes an die Neuber abzutragen. Sie zuerst ist es gewesen, welche die Schauspieler aus Vagabunden zu Künstlern machte und ihrem Vorgang und Beispiel verdankt es die deutsche Schauspielkunst, daß sich von jener genialen, schönen und unglücklichen Charlotte Ackermann an und bis zu Johanna Hendel-Schütz, Julie Rettig und Charlotte von Hagn herab im vorigen und in unserem Jahrhundert eine ganze Reihe von hochbegabten Frauen dem Theater widmen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ihrer weiblichen Würde verlustig zu gehen [151].

151) Charlotte Ackermann starb 1775 in der Blüthe ihrer Jugend und ihres Talents zu Hamburg. Mythenbildnerei und

Von dem im Vorstehenden betretenen Seitenweg wieder zu einem oben verlassenen Punkt rückwärts biegend, wollen wir zunächst die Sittenzustände von Wien und Berlin ins Auge fassen, wie sie sich vom Anfang bis zum Ende des Jahrhunderts den Augen glaubwürdiger Berichterstatter darstellten. Die wiener Gesellschaft hat freilich unter den Regierungen Karls des Sechsten, Maria Theresia's und Josephs des Zweiten manche tiefeingreifende Veränderung erfahren, allein ihr sinnlicher Grundcharakter blieb derselbe und so ist denn auch von den Frauen des Rühmlichen wenig oder nichts zu berichten. Die berühmte englische Reisende, Lady Montague, welche Wien i. J. 1716 besuchte, fand es sehr auffallend, daß die dortigen Damen durch ihre Galanterien an Achtung nicht verloren, sondern gewannen; denn sie wurden viel mehr nach dem Range ihrer Liebhaber als nach dem ihrer Männer respektirt. Der alte Küchelbecker seinerseits bemerkte, daß die Ausschweifung in Wien ungemein groß, das Frauenvolk sehr kokett war und daß niemand „die Gemeinschaft beiderlei Geschlechts missbilligte, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kamen."

Dichtung haben sich der Figur der geistvollen und hochgesinnten Künstlerin bemächtigt, welcher Otto Müller zu unserer Zeit ein novellistisches Denkmal errichtete (1856). Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme. Ihr bekränzter Sarg trug die Inschrift:

„Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgelaufen war ich kaum
Und bin schon am Ziele."

Ohne Zweifel, meinte er, sei diese allzufreie Lebensart auf die allgemein eingerissene Schwelgerei zurückzuführen. Andere Beobachter bestätigten dieses, indem sie angaben daß haushälterischer Sinn in den wiener Familien ein „seltenes Phänomen“ gewesen. Die tiefe Zerrüttung des Familiengeistes und Familienlebens trat schon in der leichtfertigen Manier, womit im Kaffeehausgespräche wie auf dem Theater der Ehestand verhöhnt wurde, schreiend zu Tage [152]). Die sittliche Anschauung und Stimmung mußte wahrlich tief gesunken sein in einer Gesellschaft, welcher das berühmte, von Keyßler angezogene „Quodlibet von Wien“ viel mehr Stoff zum Lachen als zu ernstem Nachdenken gab [153]). Auch zeigt uns ein späterer

---

152) Im „Fuchsmundi“ wird der Witz gemacht:
„Was ist der Ehstand selbst? Er ist ein Vogel-Haus,
Die draußen wollen nein, die drinnen wollen raus.“

Zur Zeit Josephs des Zweiten galten folgende „Wiener Maximen“: — „Man muß seinen Nächsten lieben wie sich selbst, d. h. man muß das Weib eines andern so liebhaben wie sein eigenes. — Ein Mädchen ohne Geld, das man heiraten will, ist wie eine Lampe ohne Oel. Die Flamme der Liebe hat keine Nahrung und erlischt bald. — So lange man jung, gesund und frisch ist, muß man seine Freiheit genießen. Kommt der Herbst des Lebens heran, wird der Körper baufällig, daß man bald eine Wärterin nöthig hat, so ist es Zeit, zu heiraten. — Wenn die Frau rechts geht, darf der Mann links marschiren. Nimmt sie sich einen Aufwärter, so sucht er sich eine Freundin.“ Schwachheiten Wiens, II, 52.

153) „Ein Klumpen Häuser und Paläste,
Voll Ungeziefer, voller Gäste;
Ein Mischmasch aller Nationen,

Reisender, indem er die bedenklichen Ursachen entwickelt, vermöge welcher in Wien die Zahl der unehelichen

Die in Ost, West, Süd und Norden wohnen;
Gestank und Koth in allen Gassen;
Viel Weiber, die den Ehstand hassen;
Viel Männer, die mit andern theilen;
Sehr wenig Jungfern, lauter Fräulen;
Betrug und List in allen Buden,
Beschnittne und getaufte Juden;
Viel Kirchen allzeit voller Sünder,
Viel Schenken und darin viel Schinder;
Viel Klöster, drinn viel Pharisäer;
Viel Händel und viel Rechtsverdreher,
Viel Richter, die das Recht verkaufen;
Viel Feste, celebrirt mit Saufen;
Viel große Häuser voller Schulden;
Viel Praler, die den Stock geduldeu;
Viel Windverkäufer ohne Mittel,
Viel schlechte Tröpfe voller Titel;
Gestrenge Bauern, gnäd'ge Bürger,
Viel Zöllner, viel latein'sche Würger;
Viel Hoffart, wenig Komplimenten,
Viel Ignoranz und viel Studenten;
Viel Kuppler, viele Kupplerinnen,
Viel, die mit Huren Geld gewinnen;
Viel Spanier, Welsche und Franzosen,
Der letztern viel in deutschen Hosen;
Viel Stutzer und geborgte Kleider,
Viel Säufer, Spieler, Beutelschneider;
Lakaien, Pferde, Pagen, Wagen,
Viel Reiten, Fahren, Gehen, Tragen,
Viel Drängen, Stoßen, Zerren, Zieh'n:
Dies ist das Quodlibet von Wien."

Geburten eine verhältnißmäßig viel geringere war als z. B. in München und Leipzig, daß Leichtsinn und Genußsucht gar leicht mit Verbrechen sich verbanden [154]). Zu solcher Verbindung trugen die wohlgemeinten und eifrigen Anstrengungen der sittenstrengen Maria Theresia, der Laxheit und Lüderlichkeit in geschlechtlichen Dingen vermittels einer bis ins einzelnste gehenden polizeilichen Ueberwachung einen Damm zu setzen, wesentlich bei. Ihre „Keuschheits-Kommissarien“ machten das Uebel nur ärger, indem diese gefürchtete heilige Hermandad des Tugendeifers einer musterhaften kaiserlichen Gattin und Mutter mittelbar die niederträchtigste Späherei, die abgefeimteste Winkelprostitution, die Fruchtabtreibungskunst und den Kindermord begünstigte. Diese Keuschheits-Kommissarien waren es, welche den Hohn und Zorn des vielberufenen venetianischen Abenteurers Casanova erregten, dem seine Industrieritterschaft die Mittel gewährte, in allen Hauptstädten Europas auf dem Fuß eines Grandseigneur zu leben, und der allerdings ein großer Wüstling, aber zugleich auch der genialste Sittenmaler des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Es darf als nicht ganz unwichtig bezeichnet werden, daß in der unendlichen Bildergalerie von Casanova's Liebeshändeln streng genommen nur eine einzige Deutsche figurirt, jene

---

154) Lady Montague, Letters, I. 10. Küchelbecker, Beschr. v. Wien, S. 397. Schlözers Briefwechsel, LII, 261. Keyßler, Reisen, II, 1214. Nikolai, Reise durch Deutschland und die Schweiz, III, 199 fg. V, 194 fg.

üppige Bürgermeisterin von Köln, die sich mit dem kecken Venetianer so rasch und leicht verständigte wie die ausgelernteste Kurtisane von Venedig oder Paris. Sonst gibt Casanova deutlich zu verstehen, daß die deutschen Frauen seinen Geschmack nicht sehr ansprachen, weil sie im Kultus der Wollust weit nicht so künstlerisch ausgebildet waren wie die Italienerinnen und Französinnen. Es dürfte das den Frauen Deutschlands immerhin zum Lobe gereichen, lägen nur nicht so viele gleichzeitige Zeugnisse vor, daß gar viele deutsche Damen von damals italischen und französischen Vorbildern in der Buhlerei nach Kräften nacheiferten. Mehr galanten Verkehr als in deutschen Residenzen hatte Casanova mit deutschen Schweizerinnen, von den welschen gar nicht zu reden. Seine Abenteuer mit den beiden Damen von Solothurn, deren eine ihn die nächtliche Verwechselung mit ihrer Nebenbuhlerin so bitter bereuen machte, sowie mit der erst dreizehnjährigen Bernerin Sarah öffnen einen erschreckenden Blick in die damaligen Frauensitten der patricischen Kreise der Schweiz [155]). Etwas früher, in den Jahren von 1753—58, hatte ein junger deutscher Poet, Wieland, die Schönen von Zürich auch nicht allzu grausam gefunden. In einem Briefe vom 11. Januar 1757 an seinen Vertrauten, Zimmermann, spricht er scherzend von seinem „Serail" und gebärdet sich recht als „Großtürk", indem er inbetreff seiner Odalisken hinzufügt: „Ich gebe ihnen wenig gute Worte und zwinge sie durch die natürliche Supe-

155) Casanova, Mémoires, chap. 33, 66, 69, 72, 92.

riorität meines Genies über die ihrigen, mich bon gré mal gré zu lieben." Indessen bezeichnet er doch in derselben Epistel seine sämmtlichen züricher Freundinnen als „ihrer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig".

Die junge Königsstadt an der Spree war nicht im entferntesten berechtigt, hinsichtlich sittlicher Führung der alten Kaiserstadt an der Donau Vorwürfe zu machen. Das französische Wesen war unter dem ersten preußischen Könige mit Macht in Berlin eingedrungen und durch den zweiten, den stockszeptergewaltigen Schlagadodro, nicht wieder gänzlich verdrängt worden. Alle Bemühungen Friedrich Wilhelms des Ersten, mittels unduldsamen Lutherthums und plumpen Teutonismus die „Blitz- und Schelmfranzoserei" von seiner Hauptstadt und seinem Lande fernzuhalten, schlugen fehl und mußten bei der Beschaffenheit der angewandten Mittel fehlschlagen. Die französische Kultur, wie hohl und unsittlich sie sein mochte, hatte denn doch über einschmeichelndere Lockungen zu verfügen als jene Sorte von Deutschthum, welche in Friedrich Wilhelms Tabakskollegium wirthschaftete und mit den armen gelehrten Teufeln Fassmann, Gundling und Morgenstern brutale Spässe trieb. Friedrich der Große seinerseits gab, wie jedermann weiß, der Französelei nicht nur freien Raum, sondern förderte sie in jeder Weise. Wie seltsam mischten sich auch in diesem großen Manne die Widersprüche des Jahrhunderts! Er, der gekrönte Philosoph, wollte sein Volk zur Freiheit erziehen und konnte aus seinem Lande doch nur einen Militärstaat

machen, eine „ununterbrochene Wachtstube“ [156]). Er wollte Bürger und schuf mittels seines Systems einer unnahbar eifersüchtigen Autokratie nur Sklaven, über welche zu herrschen er in alten Tagen müde zu sein bekannte. Er wollte Hof und Stadt humanisiren und gab sie der Frivolität französischer Anschauungen und den vergiftenden Einflüssen französischen Beispiels preis. Es kam freilich ein Tag, wo der königliche „Fremdling im Heimischen“, wie ihn Klopstock mit vollberechtigtem Tadel gescholten hat, äußerte: „Ich will keine Franzosen mehr, sie seindt gar zu liderlich“. Aber es war zu spät. Die Saat der „civilisation française“ war üppig aufgegangen. Im Jahre 1772 nannte der englische Gesandte am preußischen Hofe, Lord Malmesbury, Berlin „eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder vir fortis noch femina casta gibt“ — und durfte, ohne Lügen gestraft zu werden, hinzufügen: „Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Klassen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendiger Weise theils durch die von dem jetzigen König ausgehende drückende Besteuerung, theils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt haben,

156) „Beim Eintritt in die Staaten des großen Friedrichs, die mir eine ununterbrochene Wachtstube zu sein schienen, fühlte ich meinen Haß gegen das abscheuliche Soldatenhandwerk, die einzige Basis der willkürlichen Gewalt, welche immer die nothwendige Folge so vieler Tausende von bezahlten Satelliten ist, sich verdoppeln und verdreifachen.“ Alfieri, Denkwürdigkeiten, deutsche Ausg. I, 169.

herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen aber sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham als aus Mangel an etwas anderem so weit gesunken sind. Sie geben sich dem preis, der am besten bezahlt, und Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen unbekannte Gegenstände.“ Nicht minder düster als dem Engländer erschienen etliche Jahre später die berliner Sittenzustände einem Deutschen. Georg Forster, welcher 1779 die preußische Hauptstadt besuchte, schrieb von da seinem Freunde Jakobi: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußere viel schöner, das Innere viel schwärzer als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte Europa's. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei und Gefräßigkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Zügellosigkeit. Die Frauen allgemein verderbt.“ Und doch sollte es noch schlimmer kommen, als unter der Regierung des schlaffen Wüstlings, welcher seinem großen Oheim auf dem Throne folgte, das ganze preußische Staatswesen aus Rand und Band zu gehen drohte. Ein Staat ohne sittliche Basis ist nur ein Ding, dessen Existenz von tausend Zufälligkeiten abhängt, und einen solchen Staat hinterließ Friedrich Wilhelm der Zweite seinem Sohne. Die Zuchtlosigkeit der berliner Gesellschaft beim Uebergange vom 18. ins 19. Jahrhundert ist eine so allgemein bekannte Thatsache, daß wir darüber nicht

viele Zeugen abzuhören brauchen. Es genügt an einem, dem man freilich den Vorwurf gemacht hat, ins Schwarze gemalt zu haben, dessen Zeugniß aber nicht allein durch die Aussagen einer Menge von Mitzeugen, sondern auch und noch viel mehr durch ein unwidersprechliches Beweisstück bestätigt wird, welches vom Jahr 1806 datirt und Jena heißt[157]. Die Katastrophe von Jena war ja nur

157) Der Zeuge welchen ich meine, ist der Verfasser der „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preuß. Hofe, s. d. Tod Friedrichs II. 1807". Seine Betrachtungen über politische und strategische Dinge sind allerdings mit Vorsicht aufzunehmen, seine sittengeschichtlichen Berichte aber sagen nur unverhüllt aus, was allgemein bekannt war. Nachdem er in einem Brief aus Berlin v. J. 1799 (Bd. I, S. 109) das genußsüchtige Leben und Treiben der damaligen berliner „Leute von Welt" geschildert, fährt er fort: „Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme Damen von Adel sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Frauen und Mädchen von Stand an sich ziehen, um sie zu verführen, wobei sie die Kunst verstehen, leichte Ansteckungen zu kuriren, für Schwangerschaften aber künstliche Präservative zu verkaufen. Manche Cirkel von ausschweifenden Weibern vereinigen sich auch wohl und miethen ein möblirtes Quartier in Kompagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bakchanale und Orgien feiern. Du findest oft in den B . . . . noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme berliner Dame, die im Publiko als Tonangeberin figurirt. Es gibt vornehme Weiber in Berlin, die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der H . . . . bank zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen nach Hause zu gehen. Da Berlin der Centralpunkt der preußischen Monarchie ist, von wo alles Böse und Gute über die Provinzen sich ausgießt, so hat sich die dortige Verdorbenheit nach und nach über diese ausgebreitet. Der Offizierstand, dem Müssiggange hingegeben und den Wissenschaften

die logische Folge jener furchtbaren politischen und socialen Verderbniß, welche schon in den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Zweiten den scharfbeobachtenden Mirabeau den preußischen Zuständen „Fäulniß vor der Reife“ zuschreiben ließ, einer Verderbniß, welche dann unter dem Regiment einer Gräfin Lichtenau, eines Wöllner und Bischofswerder eine so allseitige Vollendung gefunden hatte, daß ein Beispiel häuslicher Tugend und Sitte, wie es Friedrich Wilhelm der Dritte und Luise gaben, nicht dagegen aufzukommen vermochte.

Es hätte aber auch gradezu wunderbar zugehen müssen, wenn die demoralisirenden Wirkungen, welche die nach französischem Muster in den höfischen und aristokratischen Kreisen Deutschlands so ziemlich das ganze Jahrhundert hindurch heimische Fassung und Führung

---

entfrembet, hat es am weitesten unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit. Ihre Weiber selbst sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen und vertauschen und sich wechselsweise verführen. Kein ehrlicher Bürgersmann, kein solider Civilist kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht schon verunreinigt hätten oder, wenn sie unschuldig in den Ehestand trat, nicht zu beflecken suchten.“ Diese herbe Auslassung urtheilt, wie man sieht, in Bausch und Bogen ab, ohne auf Ausnahmen von der Regel Rücksicht zu nehmen. Aber wie moralisch versumpft die berliner Gesellschaft zur Zeit, wo „Ruhe die erste Bürgerpflicht“ war, gewesen sein muß, verräth schon der Umstand, daß auf diesem Boden eine Erscheinung wie die Giftmischerin Ursinus gedeihen konnte.

des Lebens hervorgerufen, weniger weitgreifend und zerstörerisch gewesen wären. Das gekrönte Laster umgab sich mit dem ganzen Nimbus des „droit divin“ und proklamirte geräuschvoll die sultanische Maxime, daß den Erdengöttern alles erlaubt sei, weil sie über der Sphäre wie des „gemeinen“ Rechts so auch der „gemeinen“ Sittlichkeit ständen. Diesem Uebermuthe der Aristokratie kam die bodenlose Niederträchtigkeit der Völker zur Hilfe. Was alles die deutschen Volksstämme im Zeitalter des Rokoko von ihren Sultanen sich gefallen ließen, übersteigt alle Vorstellungen. War doch überdies jeder deutsche Fürst, welcher in seinen Ausschweifungen den pomposen Maitressenwirthschaftsstil Ludwig des Vierzehnten kopirte oder die Orgien des Duc d'Orleans nachäffte oder einen Hirschpark haben wollte wie Ludwig der Fünfzehnte, — war er doch sicher, von niederträchtigen Verseschmieden trotzdem als ein Augustus, Trajan oder Mark Aurel angeschmeichelt und von servilen Hofpfaffen absolvirt zu werden [158]. Was Wunder, wenn in Folge dessen die heilloseste moralische Begriffsverwirrung über alle Stände

158) Dieser theologische Servilismus war jedoch nicht ohne sehr ehrenwerthe Ausnahmen, obgleich diese nicht eben zahlreich gewesen sind. Ich will eine anführen. Als die „Landesverderberin“ Wirtembergs, die abscheuliche Grävenitz, Maitresse und Tyrannin des Herzogs Eberhard Ludwig, i. J. 1708 bei dem Diakon von Urach, G. D. Zorn, zur Beichte gehen wollte, verweigerte dieser mannhafte Geistliche ihr die Absolution und die Zulassung zum Abendmahl. Zorn wurde sofort verhaftet und auf Hohenneufen eingekerkert.

hereinbrach und sich eine Schmutzkruste von Gemeinheit und Zuchtlosigkeit über unser Land ausbreitete, welche zu brechen und nach und nach wieder verschwinden zu machen es der ruhmreichen Reinigungsarbeit unserer klassischen Literatur sowie der Windsbraut der napoleonischen Kriege bedurfte.

Wir verzichten darauf, die unendliche Skandalchronik der deutschen Höfe zur Rokokozeit genauer einzusehen. Schon beim flüchtigen Umwenden der Blätter dieser Chronik steigt daraus ein die ganze Atmosphäre verpestender, aus Lüderlichkeit und Brutalität, Prunk und Bettelhaftigkeit, Ueberfeinerung und Bestialität widerwärtigst gemischter Missduft auf. Nur soweit es unsere Aufgabe schlechterdings verlangt, wollen wir einige Stellen aufschlagen, um Scenen an uns vorübergehen zu lassen, welche veranschaulichen können, bis zu welchem Grade die höfische Galanterie des Rokoko der Zucht und Scham ledig war umd wie in diese Galanterie sehr häufig die roheste Gemeinheit hineinspielte; ferner, wie die brutale Sinnlichkeit der Männer sogar solche Frauen, welche auf Bewahrung ihrer Ehre hielten, den gemeinsten Zumuthungen bloßstellte, oder aber, wie die Verdorbenheit der Männerwelt auch die Frauen nicht nur über die Schranken der Weiblichkeit, sondern der Menschlichkeit überhaupt hinauslockte.

Uebereinstimmend nennen zwei Augenzeugen, der wohlerfahrene Klätscher Pöllnitz und der fade Sittenmaler von Loen, den sächsischen Hof unter Friedrich August dem Starken weitaus „den prächtigsten und

galantesten“ jener Zeit. Nun wohl, an diesem Musterhof, der in einem beständigen Taumel von Lustbarkeiten den Schweiß des Landes verprasste, wurden dem Geburtstag des Kurfürsten und Königs zu Ehren am 12. und 13. Mai 1718 Feste gefeiert, nicht unwürdig des Monarchen, welcher i. J. 1723 beim Eintreffen der Nachricht, daß der Regent Frankreichs (Duc d'Orleans) in den Armen einer Buhldirne vom Schlag gerührt worden sei, ausrief: „Lass' mich sterben den Tod dieses Gerechten [159])!“ An beiden Tagen beschloß eine allgemeine Betrunkenheit die Reihe der Vergnügungen. Der Festgeber des zweiten Tages, Feldmarschall von Flemming, fiel in seinem Rausche dem König, als dieser sich wegbegeben wollte, um den Hals und schrie: „Bruder Augustin, ich sage dir alle Freundschaft auf, wenn du schon weggehst“. Die Gräfin von Dönhoff, damals Haupt- und Staatsmaitresse des Königs, suchte ihn von dem betrunkenen Flemming loszumachen, aber dieser schloß die Dame liebreich in seine Arme und kreischte ihr zu: „Du kleines Hürchen, schweige du nur still! Du bist ja doch ein gutes Luderchen“. Dergleichen Komplimente war die Gräfin von dem Feldmarschall, wenn er getrunken hatte, schon gewohnt und beantwortete dieselben nur mit Lachen [160]).

---

159) Cramer, Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora von Königsmark, I, 396.

160) Herr von Loen, Kleine Schriften, II. Ein Jahr vor Bezeigung solcher Galanterie vonseiten eines deutschen Hofmanns hatte auf deutschem Boden eine Scene gespielt, welche, vom Car Peter I. aufgeführt, ohne Frage die brutalste jener Zeit war. Der

An diesem „prächtigsten und galantesten Hofe von der Welt“ geschah es auch, daß i. J. 1728, als der König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen daselbst zum Besuch war, August der Starke seinen Gästen eines Abends die schöne Formera, eine italische Tänzerin, bei hellster Kerzenbeleuchtung splitternackt zur Augenweide vorführte. Der Preußenkönig liebte aber dergleichen „Attrapen“ nicht, hielt dem jungen Kronprinzen, seinem Sohne, den Hut vor die Augen und sagte nur trocken: „Sie ist recht schön“. Die Tochter Friedrich Wilhelms, die Mark-

---

Herzog Karl Leopold von Mecklenburg hatte, ohne von seiner schnöde misshandelten Gemahlin, der Prinzessin Sophie Hedwig von Nassau-Dietz, rechtskräftig geschieden zu sein, die russische Prinzessin Katharina, eine Nichte Cars Peter I., geheiratet. Als i. J. 1717 der Car auf der Rückreise von Paris nach Magdeburg kam, geschah daselbst Folgendes: „La duchesse de Mecklenbourg sa nièce étant venue exprès de Schwérin avec le duc son époux pour le voir et l'accompagner ensuite à Berlin, le czar courut au devant de la princesse, l'embrassa tendrement et la conduisit dans une chambre, où l'ayant couché sur un canapé, et sans fermer la porte et sans considération pour ceux qui étoient demeurés dans l'antichambre, ni même pour le duc de Mecklenbourg, il agit de manière à faire juger que rien n'imposoit à ses passions. Je tiens l'un et l'autre fait de deux témoins oculaires et du feu roi même, à qui ceux qu'il avoit envoyés à la rencontre de leurs majestés czariennes les avoint rapportés. Une incontinance si brutale n'étoit pas le seul défaut de Pièrre le grand“. Pöllnitz, Mémoires, II, 66. Man müßte glauben, Pöllnitz habe hier gelogen oder wenigstens stark geflunkert, wie es ihm nicht gerade selten begegnete, wenn nicht bekanntlich in solchen Dingen bei Car Peter I. nichts, aber auch gar nichts unmöglich gewesen wäre.

gräfin Wilhelmine von Baireuth, welche das erzählt, weiß aber — sie hatte freilich eine gar böse Zunge und führte eine sehr rücksichtslose, viel lieber übertreibende als mildernde Feder — von ihrem gestrengen Vater doch auch ein galantes Abenteuer zu berichten. Der König sei nämlich auch einmal auf den Einfall gekommen, „den Jungfernknecht zu spielen", und zwar gegenüber dem Fräulein von Pannewitz, der Tochter einer Hofdame seiner Gemahlin. „Demzufolge fragte er die Pannewitz sehr treuherzig, ob sie seine Maitresse sein wollte. Die Schöne wies ihn auf das schnödeste ab. Ihre Kühnheit gefiel dem Könige, und so schlecht sie seine Mühe lohnte, machte er ihr doch ein ganzes Jahr lang den Hof. In Braunschweig endlich entliebte er sich (il se désamouracha). Die Pannewitz war der Königin dahin gefolgt; eines Tages wollte sie sich zu ihr begeben, als sie dem König auf einer sehr engen, geheimen Treppe begegnete. Er wollte sie umarmen und ihr die Hand in den Busen stecken; sie verstand aber keinen Spaß und schlug ihm mit der Faust so geschickt in das Gesicht, daß ihm das Blut sogleich aus Mund und Nase spritzte. Der König nahm es gar nicht übel, sondern sagte: „Sie sind ein braves Mädchen, aber bös wie der Teufel[160a])". Eine andere Schöne am

160a) Die Heldin dieses von der klatscheifrigen Markgräfin erzählten Abenteuers war Sophie Marie von Pannewitz, welche nachmals als Gräfin Voß viele Jahre hindurch einen großen Stand am berliner Hofe gehabt und Aufzeichnungen über ihre Erlebnisse hinterlassen hat. Diese Denkwürdigkeiten sind veröffentlicht worden unter dem Titel „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe",

damaligen preußischen Hof, ein Fräulein von Wagnitz, war zwar ebenfalls „bös wie der Teufel“, aber keineswegs so tugendhaft wie die Pannewitz. Im Gegentheil, sie ließ, unterstützt von einer gleichdenkenden und in der Ausschweifung geschulten Mutter, alle Minen springen, um die Maitresse des Königs zu werden. Allein Friedrich Wilhelm wollte nichts von ihr wissen und ihre Ränke hatten nur ihre Verweisung vom Hofe zur Folge. Als ihr die Königin, welche guter Hoffnung war, den Abschied gab, mit dem gutmüthigen Beifügen, sie werde, falls ihr der Himmel einen Sohn schenkte, den König bitten, das Fräulein zu begnadigen, gerieth „die Wagnitz in eine solche abscheuliche Wuth, daß sie ganz schwarz wurde“. Sie vergaß sich so weit, daß sie zur Königin sagte: „Ich wünsche, daß der Teufel Ihr Kind hole und daß ihr beide verplatzt!“ Auch ein charakteristisches Müsterchen des Rokokohofstils! Das grauenhafteste jedoch ist die ebenfalls von der Schwester Friedrichs des Großen erzählte Geschichte der Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth, welche von ihrer eigenen Mutter in so beispielloser Weise zu Grunde gerichtet wurde, daß man zur Ehre der Menschheit und insbesondere des weiblichen Geschlechtes anzunehmen geneigt ist, die Erzählerin habe übertrieben. Georg Wilhelms Gemahlin Sophie, nachmals in zweiter Ehe an den berüchtigten Sonderling Graf Hoditz vermählt, war auf die Schönheit und den guten Ruf ihrer eigenen

---

3. Aufl. 1876. Zur Zeit, wo diese Dame, welche zu den besten Frauen ihrer Zeit gehörte, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. den jungfräulichen Standpunkt klarmachte, war sie erst 12 Jahre alt.

Tochter eifersüchtig, welche an den Prinzen von Kulmbach vermählt werden sollte. Die Rabenmutter versprach einem Kammerherrn des Markgrafen, Namens Wobeser, 4000 Dukaten, wenn es ihm gelänge, ihre Tochter zu verführen und zu schwängern. Als die Verführungskünste dieses Menschen nicht zum Ziele führten, ließ die Markgräfin „den Wobeser einst des Nachts in das Schlafzimmer ihrer Tochter sich verstecken; man schloß sie zusammen ein und ungeachtet des Geschrei's und der Thränen der Prinzessin gelangte er zu ihrem Besitz". Die Folge dieser Schändlichkeit war, daß die arme Prinzessin nach einiger Zeit mit Zwillingsknaben niederkam. „Ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen aller Anwesenden nahm die Markgräfin die Neugeborenen, lief damit überall herum, zeigte sie aller Welt und schrie, daß ihre Tochter eine Schamlose, daß sie ins Kindbett gekommen sei". Nachmals „spielte sie so viel mit den beiden Kindern, daß diese starben". Wobeser hatte die Unverschämtheit, von dem Markgrafen die Auszahlung der versprochenen 4000 Dukaten zu fordern, sah sich aber darum betrogen[161]). Zur Kennzeichnung der hohenzollerischen Landesväterlichkeit von Anspach und Baireuth — wo bekanntlich der Menschenfleischhandel mit am schwung-

161) Denkwürdigkeiten der Preuß. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, I, 14, 18, 66 fg., 218 fg. II, 66 fg. Abgesehen von dem Inhalt dieser ursprünglich französisch geschriebenen Memoiren, ist auch die Ausdrucksweise sehr merkwürdig. Die Schwester Friedrichs des Großen spricht von geschlechtlichen Dingen mit der Ungenirtheit eines Fuhrknechts.

haftesten betrieben wurde — gehört auch noch dieser Zug. Die Maitresse des vorletzten Markgrafen Karl Friedrich Wilhelm äußerte gegen diesen eines Tages den Wunsch, einen Schornsteinfeger, welchen sie auf einem ihrem Fenster gegenüberliegenden Dache erblickte, herunterpurzeln zu sehen. Flugs ergriff der angestammte Landesvater seine Büchse, zielte und schoß den armen Teufel richtig herunter. Der Witwe des so ruchlos Gemordeten geruhte der durchlauchtige Mörder allergnädigst 5, sage fünf ganze Gulden zur Entschädigung ausbezahlen zu lassen.

In dieser Hofwelt voll Rohheit und Schamlosigkeit waren Ehr- und Zartgefühl so unbekannte Dinge, daß Prinzen aus den besten Häusern keinen Anstand nahmen, abgebrauchte Maitressen zu heiraten [162]. Sogar der gesellige Takt ging verloren und edle Fürstinnen mußten um nichtswürdigster Buhlweiber willen öffentliche Beleidigungen schweigend hinnehmen. So die Gemahlin Augusts des Starken, die würdige Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach, zur Zeit, als die berüchtigte Kosel, von Geburt eine Brockdorf aus Holstein,

---

162) So heiratete ein Prinz Friedrich Ludwig von Wirtemberg 1722 die Ursula Katharina von Boukom, eine Polin, welche August der Starke zu seiner Maitresse und zur Fürstin von Teschen gemacht, dann aber um der Kosel willen abgedankt hatte; und so heiratete ein Prinz Karl von Holstein-Beck 1730 die Anna Karolina Orzelska, welche eine Tochter Augusts des Starken und, falls die Markgräfin von Baireuth Glauben verdient (Denkwürdigk. I, 84), die Maitresse ihres Vaters und zugleich die ihres Halbbruders, des Grafen Rutowsky war, auch Friedrich dem Großen, als er noch Kronprinz, folgenreiche Schäferstunden bewilligt hatte.

Favoritsultanin des Königs war. Bei Gelegenheit eines Besuches, welchen der König von Dänemark am sächsisch-polnischen Hofe zu Dresden abstattete, war die Königin, welche sonst zurückgezogen in Pretsch lebte, nach der Residenz gekommen, unter der Bedingung, daß die Kosel nicht in ihrer Gegenwart erschiene. Die übermüthige Buhlerin erschien aber dennoch, als die Herrschaften öffentlich speis'ten, alle anwesenden Damen durch ihren Schmuck überstralend. Der König von Dänemark führte sie auf einen Platz an seiner Seite und Gast und Wirth wetteiferten in Galanterie gegen die Maitresse, in Anwesenheit der rechtmäßigen Gebieterin des Hauses, welcher nichts übrigblieb, als sich zurückzuziehen. Aehnliche Beispiele ließen sich zu Dutzenden anführen. Die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts athmete in einer so ganz von Lasterhaftigkeit erfüllten Atmosphäre, daß es nicht selten war, vornehme Frauen zu sehen, welche im Strudel der Ausschweifung mit der Scham auch die Scheu vor dem Verbrechen eingebüßt hatten [163]). Den schlagendsten

163) Die wirtembergische Prinzessin Auguste Elisabeth Marie Luise, Schwester des Herzogs Karl Eugen, geb. 1734, vermählt 1753 mit dem Fürsten Anselm von Thurn und Taxis, kann als Beispiel dienen. Leichtsinn und Verschwendungssucht hatten diese Dame moralisch so ruinirt, daß sie, mit ihrem Gemahl und ihrem Bruder zerfallen, kein Bedenken trug, auf jenen bei Gelegenheit einer Jagd einen meuchlerischen Schuß loszubrennen, der aber fehlging, und gegen diesen einen Vergiftungsplan anzuspinnen. Sie starb als Gefangene 1783 im Schlosse zu Göppingen. Vgl. Weber, Aus vier Jahrhunderten, I, 323 fg. Gelegentlich sei noch daran erinnert, daß der deutsche Adel es als eines seiner Vorrechte ansah und an-

Beweis für die tiefe Unsittlichkeit jener Zeit dürfte aber doch der Umstand abgeben, daß eine fürstliche Maitresse, die Gräfin Franziska von Hohenheim, in Wirtemberg als die „Franzel“ oder „'s Franzele“ des Herzogs Karl Eugen bekannt, öffentlich und während sowohl ihr rechtmäßiger Ehemann als auch die rechtmäßige Ehefrau ihres herzoglichen Liebhabers noch lebten, als der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten gefeiert wurde. Keine Frage, diese Frau erwarb sich, indem sie den Herzog von einem bis zur Raserei gedankenlosen Despotismus mit sanfter und geschickter Hand zu einem „aufgeklärten“ hinüberleitete, manches Verdienst um Altwirtemberg. Allein bei alledem hat es doch kaum je eine bitterere Satire gegeben als jene lobpsalmirenden Reime, welche der arme achtzehnjährige Schiller, als Zögling der von Schubart „Sklavenplantage“ gescholtenen Militär-Akademie in Stuttgart, i. J. 1778 auf Franziska's Geburtstag dichtete oder dichten mußte und worin die Maitresse en titre

---

sprach, daß die Schar der fürstlichen Beischläferinnen aus der Zahl seiner Töchter rekrutirt würde. Als das arme Fräulein von Schlotheim ihres heftigen Sträubens ungeachtet von ihren Eltern gezwungen wurde, den Lüsten des bestialischen Kropf- und Zopfmanns zu dienen, des Erbprinzen von Hessen-Kassel — des berüchtigtsten aller Händler mit Menschenfleisch, nachmals Kurfürst Wilhelm der Erste — erzählte eine zeitgenössische Edelfrau aus Hessen diese Jammergeschichte einer fremden Dame. Diese konnte sich nicht enthalten, ihrem Abscheu vor solcher Bodenlosigkeit lumpokratisch-adeliger Niedertracht Ausdruck zu geben. Worauf die adelige Hessin naiv verwundert: „Was wollen Sie? Der hessische Adel durfte sich doch diesen Vortheil nicht entgehen lassen!“ Pertz, Leben Steins, II, 597.

als verkörperte „belohnte Tugend“ und als „das Musterbild der Tugend“ gepriesen wurde[164]). Friedrich Schiller, welcher sich bereits anschickte, „die Räuber“ zu schaffen, als Verklärer einer fürstlichen Beischläferin — — es gibt doch keine größere Meisterin der Ironie als die Weltgeschichte! Sie stellt, ohne den Mund zu verziehen, hart neben einander zwei Welten, die sich gleichen wie Tag und Nacht, wie Himmel und Hölle: zur nämlichen Zeit, wo ein Lessing seinen Nathan ausgehen ließ, dieses Hohelied der Deutschen, diese frohe Botschaft der Vernunft und Humanität, zur nämlichen Zeit verkauften der Landgraf von Hessen und andere deutsche „Landesväter“ ihre Landeskinder an die Engländer, das Stück für so und so viel Pfund Sterling.

So stand denn auch in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts neben der frivolen, auf bourbonischem Fuß organisirten Welt die fromme des Pietismus, deren Bewohner freilich nicht selten in ihren sittlichen oder vielmehr unsittlichen Schlußzielen mit den Bekennern der französischen Modephilosophie zusammentrafen, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen. Die pietistische Bewegung, aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

164) Vgl. Hofmeisters Nachlese zu Schillers Werken I, 17. Eine dieser Reimereien war gar noch den Zöglingen der Ecole des Demoiselles in den Mund gelegt und niemand fühlte die ungeheure Unschicklichkeit, einen Kreis von jungen Mädchen zu einer Frau, welche doch im Grunde nur die ihrem Manne davongelaufene Konkubine eines notorischen Wüstlings war, sprechen zu lassen:

„Stets feuervoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dir, Musterbild der Tugend, nachzustreben“.

stammend, war, wie jedermann weiß, ursprünglich eine Opposition gegen das in dem geist- und gemüthlosen Formelkram eines unduldsamen Dogmatismus erstarrte Lutherthum gewesen. Der Pietismus enthielt demnach Keime des Vorschritts, aber auch Keime grober Verirrungen, weil er, dem Phantom einer apostolischen Christlichkeit nachjagend, die Wirklichkeit als etwas schlechthin Bedeutungsloses, ja Verwerfliches fasste, die Himmelsehnsucht zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Thuns machte und dadurch die Gemüther in eine Nebelei und Tiftelei verstrickte, welche mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in die härtesten Kollisionen gerathen mußte. Aus diesen Kollisionen entsprang der pietistische Dünkel, welcher keiner Kirche an Ausschließlichkeit und Hochmuth der Alleinseligmacherei nachsteht, und ferner jene bodenlose subjektive Willkür, die, wenn sie sich einmal in den „Stand der Gnade“ hineingeschwindelt hat, über alle positiven Gesetze, insbesondere auch über die der Sittlichkeit, weit sich hinwegsetzen zu dürfen glaubt. Die ganze Geschichte des Pietismus bezeugt die Richtigkeit dieser Charakteristik. Auf der andern Seite ist es leicht erklärlich, daß in der deutschen Frauenwelt und zwar anfänglich namentlich in den vornehmen Kreisen derselben, die pietistische Bewegung zahlreiche Anhängerinnen gewann. Schon die Dürre und Farblosigkeit des protestantischen Kultus, welcher eigentlich gar kein Kultus ist, mußte die Frauen aus der Kirche in die pietistischen „Kirchlein“ treiben, wo sich ihr Phantasie- und Gemüthsleben mehr Anregung und Befriedigung versprach.

Hierzu kam die verdumpfende Langeweile des adeligen Schlosslebens in Gegenden, die von der Glanzentfaltung der alamodischen Zeit und des Rokoko abseits lagen. Ferner der Anblick von so vielen unglücklichen Ehen in den aristokratischen Kreisen, woraus die Frauen die Ueberzeugung schöpften, eine lebendigere Religiosität könnte auch hierfür Abhilfe bringen. Endlich machte es die Aufrechthaltung der strengen Standesbegriffe einer Unzahl adeliger Mädchen unmöglich, unter die Haube zu kommen, woraus folgte, daß die Altejungfernwelt ein ergiebigstes Feld der Rekrutirung für den Pietismus wurde. Denn lieben muß das Weib. Hat es keinen Geliebten, keinen Gatten, keine Kinder zu lieben, so wirft es sich dem Heiland in die Arme oder nicht selten auch ganz unwürdigen Schwindlern, welche sich das Ansehen von Aposteln zu geben verstehen. Alle die angedeuteten Motive wirkten zusammen, um vom Aufgange des Pietismus an eine Menge von deutschen Vornehmen den Kreisen der „Erweckten“ zuzuführen. Erweckte Frauen beeinflussten in diesem Sinne bestimmend ihre Männer und Söhne und so bildete sich eine Kette von pietistischen Adelsfamilien, welche sich vom Südwesten Deutschlands bis in den Osten und Norden erstreckte. Die fürstlichen und gräflichen Häuser der Solms, Stolberg, Isenburg, Wittgenstein, Leiningen, Reuß, Promnitz, Dohna waren vortretende Ringe dieser Kette. Im 3. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts hat der Pietismus, wie bekannt, im Herrnhuterthum, als dessen Apostel Graf Ludwig von Zinzendorf eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete, auch den Versuch gemacht,

sociale Gestaltung zu gewinnen, und zwar nicht ohne äußerlichen Erfolg. Wie sich die völlige Ertödtung aller Freiheit und Schönheit des Lebens, worauf die herrnhut'sche Gemeindeverfassung beruht, mit einer wahrhaft humanen Bildung vertrage, ist freilich eine andere Frage.

Als Philipp Jakob Spener im August 1670 in der alten Reichsstadt Frankfurt zuerst seine „Collegia pietatis" eröffnete, hatte er, welcher dadurch seiner Zeit eine Wohlthat erweisen wollte und in gewissem Sinne auch wirklich erwies, sicherlich keine Ahnung, daß sich aus dem Pietismus gar bald Richtungen abzweigen würden, welche in die tiefsten Abgründe menschlicher Narrheit und menschlicher Verworfenheit hinabführten. Die Revolution, welche die pietistische Idee in den Gemüthern erzeugte, wühlte in ihrem Fortgange den tiefsten Bodensatz der Unvernunft und Unsittlichkeit auf. Eine wilde Phantastik, eine wüste Mystik brach in die pietistischen Kreise herein, namentlich in die volksmäßigen, wo die Gewöhnungen einer konventionellen Bildung keinen Dämpfer auf die Flackerglut religiöser Ueberspannung setzten. Doch fehlte es auch in der vornehmen pietistischen Welt weder an Absonderlichkeiten noch an Gräueln. Es kamen die Zeiten der Horch, Dippel und anderer Schwärmer, der aberwitzigen Träume des Chiliasmus, der verrückten „Bezeugungen" und „Besiegelungen" aller Art, des fatalistischen Glaubens an die orakelhafte Geltung von Bibelstellen, welche „eine christliche Person nach ihrem Gebote beim Aufschlagen der Bibel unter ihre beiden Däume be-

kam“ [165]). Ein ganzer Schwarm von Sibyllen, Seherinnen, Verzückten und Blutschwitzerinnen stand auf und diese Pietistinnen fröhnten unter dem religiösen Deckmantel nur allzu häufig den gemeinsten Lastern. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatten die Gegner der Pietisten wohlbezeugte Gründe, diesen unter anderem „die Verführung der Weiblein in geheimen Zusammenkünften“ vorzuwerfen. In einer Pietistenkolonie, welche sich im Jahr 1702 zu Schwarzenau in der Grafschaft Wittgenstein angesiedelt hatte, verbanden sich religiöser Wahnwitz und geschlechtliche Ausschweifung zur Aufführung eines Nachtstückes, dessen Frevelhaftigkeit darin gipfelte, daß die „heilige“ Vorsteherin der Kolonie, die „Mutter Eva“, d. h. ein lüderliches Weibsbild aus einer hessischen Adelsfamilie, Eva Magdalena von Buttlar, ihre Anhängerinnen mittels einer abscheulichen Manipulation der Fähigkeit, zu empfangen und zu gebären, beraubte [166]).

Gewiß, zu jeder Zeit, seit der Pietismus existirt, hat sich ihm manches vom Unglück zermürbte edle Frauenherz, manches vereinsamte, unverstandene und misshandelte, manches auch noch ungebeugte, aber von jenem religiösen Sehnen getriebene, welchem Uhland in seinem Ge-

165) Canstein, in der Lebensbeschreibung Speners (1740), S. 101.

166) Weil, wie die Frevlerin bekannte, „dies zur Seligkeit des Weibes gereiche“. Eine aktenmäßige, heutzutage unmöglich nachzuschreibende Darlegung des schwarzenau'schen Handels gab Thomasius: „Vernünftige und christliche Gedanken“ (1725), III, 208—624. Vgl. meinen Essay „Mutter Eva“ in meinem Buche „Größenwahn,“ S. 15—47.

dicht von der verlorenen Kirche so wunderbar schönen Ausdruck gegeben, mit der redlichen Hoffnung angeschlossen, hier Trost und Frieden zu finden. Allein ebenso gewiß ist, daß wahrhaft gebildete, feinfühlende und großdenkende Frauen es in den pietistischen Dämmerungen in die Länge nicht aushalten können. Schon darum nicht, weil sich der Pietismus von den intellektuellen und sittlichen Verirrungen, welchen er im vorigen Jahrhundert verfiel, im gegenwärtigen keineswegs gereinigt hat. In Wahrheit, die Annalen der pietistischen Sektirerei bieten bis auf unsere Tage herab furchtbare Illustrationen zu dem alten Satze, daß Wollust und Grausamkeit Zwillingsschwestern seien. Zwar hieße es dem Pietismus unrecht thun, wollte man ihm eine Erscheinung auf Rechnung setzen, wie jenes Ungeheuer, die Gesina Margaretha Gottfried aus Bremen, welche am 20. April 1831 hingerichtet wurde, überwiesen und geständig, fünfzehn Giftmorde, unter deren Opfern ihre Eltern, ihre zwei Gatten und ihre Kinder waren, und fünfzehn Giftmordsversuche begangen zu haben und außerdem schuldig des Meineids, Einbruchs, Diebstahls, Ehebruchs, der Unterschlagung und der Fruchtabtreibung. Aber doch muß es als sehr bedenklich erwähnt werden, daß dieses Weib von Jugend auf in pietistischen Kreisen sich bewegt hatte, daß sich ihre Redeweise gern im süßen Traktätchenstile hielt und daß sie es liebte, ihre Wollust sowohl als ihre Mordlust mit salbungsvollen Sprüchlein zu würzen. Es hat vielleicht nie eine vollendetere Heuchlerin gegeben als diese Giftmischerin. Sie war ihr Leben lang eine wandelnde

Lüge, innen und außen[167]). Bestimmter traten die verderblichen Folgen pietistischer Dunkelungen in dem entsetzlichen „Passionsspiel" hervor, welches am 15. März 1823 in einem Bauernhause zu Wildisbuch im Kanton Zürich tragirt wurde. Hier ließ Margaretha Peter, von den umwohnenden „Stillen im Lande" als die „Heilige von Wildisbuch" verehrt, in Wirklichkeit ein verschrobenes, arbeitsscheues, eitles und wollüstiges Wesen, am genannten Tage „zur Ueberwindung des Satans" zuerst ihre Schwester Elisabeth ermorden und dann durch ihre in den Strudel religiösen Wahnsinns mithineingerissenen Anhänger und Anhängerinnen sich selber ans Kreuz schlagen. Es ist wohlthuend, in dieser gräuelvollen Tragödie des Pietismus, in welcher Wahn, geistlicher Hochmuth, Wollust und Blutdurst untrennbar verbunden sind, wenigstens einen reinmenschlich-schönen Zug aufzeigen zu können. Ein verheirateter Schuster, der „Seelenbräutigam" der Heiligen von Wildisbuch, hatte mit dieser im Ehebruch ein Kind erzeugt. Die brave Ehefrau des Schusters, Regula Morf, welche nachmals in der gerichtlichen Verhandlung sich die Klage entschlüpfen ließ: „Ach, die Margaretha hat mich wiederholt gekreuzigt!" gab, um die Ehre ihres Mannes zu retten, dessen Bastardkind für

167) Als die Gottfried nach ihrer Verhaftnahme dem Reglement zufolge entkleidet wurde, zogen ihr die Wärterfrauen nicht weniger als 13, sage dreizehn Korsette aus, die sie alle eins über dem andern getragen hatte. Ihre rothen Wangen waren Schminke, und nachdem alle Toilettenkünste entfernt, stand an der Stelle der blühenden, wohlbeleibten Dame vor den erschreckten Weibern ein blasses, angstvoll verzerrtes Gerippe. Hitzig und Häring, der neue Pitaval, II, 265.

ihr eigenes aus und erzog es liebevoll. Wie in dem wildisbucher Gräuel, spielten und spielen Weiber nur allzuhäufig in dem Konventikelwesen die Hauptrollen. Mitunter wurden dagegen die schlauesten Anschläge pietistischer Schwärmer oder Heuchler an dem Zartsinn und Schamgefühl einer Frau zu schanden. So soll z. B. das Treiben der königsberger Mucker i. J. 1835 durch die sittliche Empörung einer Gräfin Finkenstein zu Tage gekommen sein. Wie bekannt, hatten die beiden pietistischen Prediger Ebel und Diestel zu Königsberg eine Sekte gestiftet, deren Mitglieder das Volk „Mucker“ nannte; denn das ganze Unternehmen lief, wie es hieß, auf einen Kultus der Unzucht hinaus, den man noch nicht völlig Eingeweihten hinter mystischen Wortgaukeleien von einer „Heiligung des Fleisches durch den Geist“, von einer „Erhebung des Geschlechtsgenusses zu einem Gottesdienst“ zu verstecken versucht habe. Zu den noch nicht völlig eingeweihten Mitgliedern des Vereins gehörte auch die Gräfin von Finkenstein, welcher aber die Augen aufgegangen sein sollen, als der eine der beiden Hierophanten oder Mystagogen, Ebel, sie „zur Erzeugung des Messias“ mißbrauchen zu wollen sich erfrecht habe. Die Sache kam dann auch zur Untersuchung und wurden Ebel und Diestel ihrer Aemter entsetzt, weil sie „die Religion zum Deckmantel der Hurerei gebraucht[168]“. Fürwahr, wenn

168) In meinem Buch. „Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch“ (1860, 2. verbesserte Auflage 1874) habe ich die Geschichte der Margaretha Peter, eins der merkwürdigsten Kapitel der Religionsgeschichte, an der Hand der im züricher Staatsarchiv

man, auch abgesehen von dieser und ähnlichen Erscheinungen, die oben berührte schwarzenauer Unfläterei und die wildisbucher Kreuzigung in Betrachtnahme zieht, so begreift man, daß ein tiefreligiöser Mensch, Novalis, eines Tages das schreckliche Wort sprechen konnte: „Es ist wunderbar genug, daß nicht längst die Association von Religion, Wollust und Grausamkeit die Menschen auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz aufmerksam gemacht hat".

---

aufbewahrten Proceßakten und auf der Basis genauer Lokalstudien dargestellt, durchweg aus psychologischen und kulturhistorischen Gesichtspunkten. Eine „aktenmäßige" Darlegung der königsberger Muckergeschichte brachte die „Neueste Weltkunde" von Malten (1837), womit zusammenzuhalten die „Allgemeine Kirchenzeitung", 1835, Nr. 177, und 1836, Nr. 16, 50. Nun hat aber, wie ich anzumerken weder unterlassen darf noch will, die Schrift des Grafen Ernst von Kanitz: „Aufklärung nach Aktenquellen über den 1835 bis 1842 zu Königsberg geführten Religionsproceß", 1862 — (es ist von derselben auch ein „Historischer Auszug", 1864, erschienen) — die gäng und gäbe Ansicht über die in Rede stehende Angelegenheit so bedeutend erschüttert, daß ich mich bewogen fühlte, die bestimmte Redeform, womit in der ersten Auflage dieses meines Buches (S. 416) davon gehandelt worden, in die unbestimmte umzusetzen. Denn keineswegs hat Herr von Kanitz mich von der völligen Schuldlosigkeit des Konventikelchefs Ebel überzeugt, wohl aber davon, daß die Muckerei in der Volksphantasie weit größere Dimensionen angenommen hatte, als sie wirklich besaß, und daß Familienränke und bureaukratischer Parteigeist die Sache möglichst vergiftet haben. Die Weise der Processirung Ebels war jedenfalls ein Skandal, welcher in seiner Art nicht geringer als alle im „Seraphinenhain" der sogenannten Mucker möglicher Weise vorgekommenen Skandalien. Vgl. auch „Die Vorboten unseres heutigen Muckerthums," 1872.

Sechstes Kapitel.

Fürstinnen. [169]).

Das Maitressenwesen und die deutschen Fürstinnen. — Die „philosophische“ Königin Sophie Charlotte. — Die große Landgräfin. — Die Prinzessin Amalie von Preußen. — Maria Theresia. — Marie Antoinette. — Katharina die Zweite. — Die Herzoginnen Amalia und Luise von Sachsen-Weimar. — Die Frauen zur Zeit der Befreiungskriege. — Die Königin Luise von Preußen.

Am Ende vom Jahrhundert des Rokoko, der Aufklärung und der Revolution sprach der Abbé Grégoire im französischen Konvent das berühmte Wahrheitswort: „Die Geschichte der Könige ist die Leidensgeschichte der Völker“. Man hätte vom Anfang bis zum Schlusse dieses vielgestal-

169) In diesem und dem folgenden Kapitel auf einem Gebiete mich bewegend, wo nur von vielfach erörterten, allgemein als feststehend anerkannten Thatsachen die Rede ist, halte ich es für überflüssig, die Quellen so im einzelnen nachzuweisen, wie bisher geschehen ist. Jedoch werde ich überall, wo die zunächst und weiterhin zu behandelnden Themen neue Gesichtspunkte darbieten, für diese die nöthigen Belege beibringen.

tigen und vielbewegten Zeitraums sagen können: Die Geschichte der Fürsten ist die Leidensgeschichte der Fürstinnen. Auch für Deutschland war das eine traurige Wahrheit und wer könnte die Thränen zählen, welche den Augen fürstlicher Frauen entflossen, seitdem auch bei uns das Amt einer Maitresse in dem Schematismus des nach dem Muster der Monarchie Ludwigs des Vierzehnten vollendeten fürstlichen Absolutismus ein förmlich sanktionirtes Hof- und Staatsamt geworden war? Wie demoralisirend auf die ganze Gesellschaft das schamlose, ja geradezu brutale Maitressensystem wirkte und wirken mußte, ist mehrfach berührt worden. Es bedarf auch keiner weiteren Auseinandersetzung, um klar zu machen, welche herabdrückenden und herabwürdigenden Einflüsse die Metzenwirthschaft auf die fürstliche Frauenwelt üben mußte. Es war nicht allein eine Beschimpfung, nicht nur ein Schmerz, nicht nur eine Verhöhnung, sondern auch ein Sporn zum Bösen, wenn edle und liebenswürdige deutsche Fürstinnen einheimische oder fremde, vornehme oder geringe Buhldirnen, oft von der gemeinsten Sorte, sich vorgezogen sehen mußten. Manche von ihnen, wenn auch nicht gerade edle und liebenswürdige, sind der Macht des verderblichen Beispiels erlegen; andere aber sind über den Schmutz des Jahrhunderts hinweggeschritten ohne sich auch nur die Fußsohlen zu beflecken.

Denn wie unser eigenes, so ist auch das vorige Jahrhundert und zwar in noch höherem Maße an fürstlichen Frauen sehr reich gewesen, welche durch persönliche Vorzüge, durch Geist, Charakter oder Schicksale eine vor-

ragende Stellung einnahmen. Viele davon haben durch ihre häuslichen Tugenden wesentlich dazu beigetragen, den im Zeitalter des Rokoko so tief zerrütteten deutschen Familiengeist auf's neue zu beleben und zu kräftigen, an die Stelle einer hohlen und frivolen Galanterie wieder wahre Achtung vor weiblicher Würde zu setzen und auch in die vornehmen Kreise Schamgefühl und Anstand zurückzuführen, jene, wenn auch häufig nur den äußeren Schein wahrende Ehrfurcht vor dem sittlichen Grundgesetz, ohne welche weder die einzelnen Menschen noch die Staaten bestehen und dauern können. Andere haben weltgeschichtliche Rollen durchgeführt, sei es mit Glanz und Erfolg, sei es als Opfer von Missgeschicken voll tragischer Weihe. Von wieder anderen sind, ohne daß sie aus der weiblichen Sphäre herausgetreten, die bedeutendsten und heilsamsten Anregungen für die politische Entwickelung wie für die Kulturbewegung unseres Landes ausgegangen. Vergegenwärtigen wir uns daher im Folgenden einige der fürstlichen Frauengestalten, welche in einer der angegebenen Richtungen sich hervorgethan haben. Auf eine vollständige Galerie ist es dabei natürlich nicht abgesehen: es handelt sich nur darum, auch diese Seite der Geschichte der deutschen Frauenwelt in Kürze zu beleuchten.

Wie um das „philosophische“ Jahrhundert in Deutschland einzuführen, erscheint auf der Schwelle desselben die zweite Gemahlin des ersten Königs von Preußen, Sophie Charlotte, eine Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, im Herbst 1684 zu Herrenhausen an den etwas verwach-

senen Kurfürsten von Brandenburg verheiratet, welcher 1701 seinen Kurhut mit der Königskrone vertauschte. Sophie Charlotte würde an der Seite dieses Gemahls, welcher das Wesen königlicher Majestät in einem umständlichen, steifen und kostspieligen Prunk und Pomp suchte — zu dessen Inventarstücken selbstverständlich auch eine Staatsmaitresse gehörte — ein ziemlich unerquickliches Dasein geführt haben, falls ihr lebhafter und reichgebildeter Geist ihr nicht die Mittel geboten hätte, die Langeweile eines Hoflebens zu bannen, in welchem die plumpen, ja rohen Ueberlieferungen mittelalterlicher Courtoisie und die französisch-leichtfertige Mode der Zeit zu einem mitunter ganz absonderlichen Mischmasch sich verbanden. Verherrlichte doch Hoffeste, wobei noch ganz im Stile der Ritterzeit gehaltene, stundenlange Fackeltänze stattfanden, der Herr von Besser mit seinen „amoureusen" Reimen, die den Schönen und Unschönen des Hofes keine Zweideutigkeiten, aber sehr eindeutige Zoten ins Gesicht sagten, über welche auch die Kurfürstin und nachmalige Königin Sophie Charlotte sich nicht entsetzte, sondern nur lächelte. Sie war als Braut eine Schönheit und der „Mercure galant" von 1784 rühmte ihren schlanken Wuchs, ihren reinen Teint, ihren schönen Busen, ihre großen sanften blauen Augen, das Inkarnat ihrer Lippen und die Fülle ihrer schwarzen Haare. Nachdem ihr eheliches Verhältniß erkaltet war, schlug sie ihren Hof in Lützelburg bei Berlin auf, wo sie, fern von dem lästigen Prunk, in welchem ihr Gemahl sich gefiel, zwanglose Feste feierte. Ein häufiger Theilnehmer an denselben

war der große Leibnitz, welcher bei Sophie Charlotte hoch in Gnaden stand. Auf seinen Antrieb setzte sie die Gründung der berliner Akademie der Wissenschaften bei ihrem Gemahle durch. Die Bildung der Königin ragte über die Fläche der Prinzessinnenbildung von damals weit hinweg. Sie redete vollkommen geläufig die französische, englische und italische Sprache und war auch der lateinischen nicht unkundig. Daneben kannte, liebte und übte sie die Musik. Ihr Wissensdrang war so rastlos, daß Leibnitz sich einst veranlasst sah, ihr zu sagen: „Es ist gar nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen. Sie wollen das Warum des Warum wissen". Sophie Charlotte verdiente den Ehrentitel der „philosophischen Königin", welcher freilich ihrem orthodox-gläubigen Sohne Friedrich Wilhelm I. so wenig gefiel, daß er äußerte: „Meine Frau Mutter war eine kluge Frau, aber eine böse Christin". Sie starb 1705 mit wahrhaft philosophischer Ruhe und Fassung. Ihr Enkel, Friedrich der Große, erzählt, die Sterbende habe zu einer ihrer Damen gesagt: „Beklagen Sie mich nicht; denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige meinem Gemahl bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm eine neue Gelegenheit gibt, seine Pracht darzuthun [170])".

---

170) Leibnitz hat zur Verherrlichung des Andenkens seiner königlichen Freundin ein langes Gedicht in Alexandrinern ge-

Der königliche Autor, den ich so eben angezogen, war, wie jedermann weiß, zwar in seiner Jugend ein großer Liebhaber der Frauen, in späteren Jahren aber nicht eben ein großer Verehrer derselben. Der berühmte Monarch hatte freilich gar zu mächtige Feindinnen, die ihm von zwei Kaiserthronen herab, sowie aus dem Boudoir hervor, wo die Pompadour den fünfzehnten Ludwig gängelte, sehr viel zu schaffen machten. In Wahrheit, er hatte vollauf Gelegenheit, bitter zu erfahren, was der „Unterrock" in der Weltgeschichte zu bedeuten hätte, und er hatte auch sattsamen Stoff, über „Cotillon I.", „Cotillon II." und „Cotillon III." gepfefferte Sarkasmen ausgehen zu lassen. Im Grunde jedoch mußte er seinen Feindinnen dankbar sein, denn diese verschafften ihm ja Gelegenheit, die Welt mit dem Ruhme seines Namens zu erfüllen. Er war auch keineswegs immer der Kyniker, welcher in seinen berühmten Marginalresolutionen jeden Anlaß, über die Weiber geringschätzig sich auszulassen, gern ergriff. Wie er strenge darauf hielt, daß seiner ungeliebten, getrennt von ihm lebenden Gemahlin jede ihrem Rang und ihren sehr stillen Tugenden gebührende Rücksicht widerfahre, so hat er auch die Bedeutung vorragender Frauencharaktere wohl zu würdigen und anzuerkennen verstanden. In einem an D'Alembert gerichteten Briefe that er die

---

schrieben. Vollst. gedr. bei Gödecke, Elf Bücher deutscher Dichtung, I, 484 fg. Ein Meister der biographischen Kunst, Varnhagen von Ense, schrieb das „Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte", 1837.

Aeußerung, er „verehre die Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II., die Kurfürstin Antonia von Sachsen und die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt als die vorzüglichsten fürstlichen Frauen seiner Zeit", was freilich mit der erwähnten Cotillon-Sarkastik nicht sehr stimmt. Die letzte der vier erwähnten Frauen, die „große Landgräfin", wie Göthe sie genannt und von der Wieland gesagt hat, sie müßte, wenn er einen Augenblick König der Schicksale wäre, die Königin von Europa sein, wurde i. J. 1741 an den nachmaligen Landgrafen Ludwig IX. vermählt und starb 1774. Ihr Gemahl war jener wunderliche Soldatendriller, welcher seine gewöhnliche Residenz Pirmasens zu einem ungeheuren Soldatenkäfig machte und die fürstliche Soldatenspielerei zu einer seither nicht wieder erreichten Karikatur steigerte. Da that es denn doppelt noth, daß die Landgräfin verständigen Sinnes in das Regiment von Land und Leuten eingriff. Daneben erfüllte sie ihre Pflichten als Gattin, Hausfrau und Mutter — eine ihrer Töchter war Luise, die Frau Karl Augusts von Sachsen-Weimar — in musterhafter Weise und widmete der geistigen Bewegung ihrer Zeit eine rege, fördernde, unter anderem durch Veranstaltung der ersten Ausgabe von Klopstocks Oden bewährte Theilnahme.

Das berliner Hofleben zur Zeit des großen Königs, welcher ja in Potsdam und Sanssouci seinen Junggesellenhaushalt führte, hatte wenig oder nichts anmuthendes. Die Frauen galten da nichts. Gegen ihre Reize erhielt sich Friedrich gleichgiltig, gegen ihre Schwächen verfuhr er mit Härte. Berüchtigt ist die kalte, aber ausdauernd

erbarmungslose Grausamkeit, womit er den Gardeoffizier Trenck verfolgte, weil demselben des Königs Schwester, die Prinzessin Amalie, ihre Liebe geschenkt hatte und standhaft bewahrte. Die arme Prinzessin ist durch das, was der Bruder an ihr und ihrem Geliebten verbrochen, so verbittert und versauert worden, daß sie in ihren Altejungfertagen am Hofe nur unter dem Namen der „fée malfaisante“ bekannt war. Ihr Bruder Heinrich hatte sie so getauft. Den hellen Gegensatz zur boshaften Fee bildete die Gemahlin dieses Prinzen, Wilhelmine von Hessen-Kassel, der Liebling des Hofes, als „la belle fée“, als „die Unvergleichliche“, als „la divina“ gefeiert. Großes Aufsehen erregte die leidenschaftliche Liebe, welche Friedrichs ältester Bruder, der Prinz August Wilhelm, für die schöne und tugendhafte Sophie Marie von Pannewitz hegte, die ja, wie wir weiter oben sahen, als Zwölfjährige schon dem Vater des Prinzen, dem gestrengen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. sehr gefallen und schlagend ihre Sittsamkeit bewiesen hatte. Sie erwiderte die Neigung des Prinzen, aber sie rettete sich vor ihm und vor ihr selbst, indem sie einem ungeliebten Manne ihre Hand gab und die Schranken einer strengen Pflichterfüllung als Gattin und Mutter zwischen sich und den Bruder Friedrichs stellte. Dieses edle Vorbild ahmte später die Tochter ihres Schwagers, Fräulein Julie von Voß, nicht nach. Eine Schönheit, wie Tizian sie zu malen liebte, schlank und voll zugleich, von feinen Zügen und schönen Formen, die Marmorblässe des Gesichtes eingerahmt und gehoben durch eine Fülle von rothgoldenem Blondhaar, flößte sie dem

Sohne des Prinzen August Wilhelm, dem Könige Friedrich Wilhelm II. die heftigste Begierde ein. Um diese zu befriedigen, entschloß sich der König zur Bigamie, gegen welche das knechtschaffene Konsistorium natürlich nichts einzuwenden hatte oder wagte. Der Hofbonze Zöllner gab zu Charlottenburg den König mit Julie von Voß zusammen, welche übrigens ihr kurzes schmachvolles Glück — falls es überhaupt eins war — mit dem Tode im ersten Wochenbette büßte. Darauf hat sich Friedrich Wilhelm II. — alles bei Lebzeiten seiner rechtmäßigen Gemahlin — durch denselben Hofbonzen Zöllner die junge Gräfin Sophie von Dönhoff antrauen lassen [171]. Man sieht, es gab Mormonen lange vor Joe Smith und Brigham Young.

Wie Friedrich dem Einzigen seine Freundin, die „große Landgräfin", Achtung einflößte, so auch seine Feindin, welche ihn nie anders als den „bösen Mann" nannte, die „große Kaiserin" Maria Theresia. Diese Frau war wie eigens dazu geboren, den Absolutismus in höchster Potenz zu repräsentiren, aber gemildert durch weibliche Schönheit, Gutmüthigkeit und Huld. Nur sehr wenige von allen Männern und Frauen, welche jemals Kronen trugen, haben vermöge ihrer Persönlichkeit einen so mächtigen Zauber besessen und geübt wie die Tochter und Nachfolgerin des letzten Habsburgers. In der Blüthe ihres Lebens von vollendeter Wohlgestalt, schön von Antlitz,

171) Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe, aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß (geb. von Pannewitz), 3. Aufl. S. 24, 52, 54, 112, 124, 131, 135.

feurigen Auges, vereinigte ihre Erscheinung die Majestät der Herrscherin mit jedem Liebreiz des Weibes, am bedeutungsvollsten in einer schicksalsschweren Stunde ihres Lebens, an jenem Herbsttage des Jahres 1741 zu Preßburg, wo der Anblick ihrer zugleich gebietenden und flehenden Gestalt den kriegerischen Adel Ungarns zur höchsten Begeisterung entflammte. Es war an Maria Theresia alles gesund, Leib und Seele, und das macht sie in einem Jahrhundert allgemeiner Zersetzung zu einer doppelt wohlthuenden Erscheinung. Nichts kränkliches, halbes, flitterhaftes, unfertiges an ihr, alles aus einem Guß. Eine schöne Sinnlichkeit, aber souverän beherrscht durch feste Grundsätze und gelenkt von der sittlichen Grazie. Ein Eifer für sittsame Lebensführung, der zwar, wie wir weiter oben sahen, nicht selten fehlgriff, aber keine Forderung stellte, welche die Kaiserin für ihre Person nicht selber zu erfüllen bereit war. Voll unendlicher Zärtlichkeit für ihren Gemahl, den nicht eben felsentreuen Lothringer Franz, kannte ihre Liebe den Neid der Eifersucht nicht oder wußte denselben wenigstens zu besiegen: — als sie, vom Sterbebette des geliebten Kaisers kommend, ihre Nebenbuhlerin, die Fürstin Marie Wilhelmine von Auersperg, von den Höflingen verlassen und gemieden in einer Zimmerecke weinen sah, drückte sie ihr die Hand und sagte ihr das großmüthige Wort: „Meine liebe Fürstin, wir haben wahrlich viel verloren!“ Als Regentin war sie Despotin, jedoch dem aufgeklärten und aufklärenden Despotismus mit Entschiedenheit zugethan. Obgleich für ihre Person fromm

bis zur Bigoterie, sah sie doch den Fanatikern scharf auf die Finger und duldete keine inquisitorischen Uebergriffe. Sie zuerst hat Oestreich mit Energie aus der hispanischen Versumpfung herauszureißen versucht, in welche es nach ihrem und ihres Nachfolgers Joseph Tod wieder zurückgefallen ist. Der Absolutismus, wie sie ihn übte, hatte etwas Idyllisch-Patriarchalisches. Die Kaiserin sah ihre Wiener, ihre Völker überhaupt als ihre Familie an und setzte sich zu denselben auf ganz mütterlich-herzlichen Fuß. Wenn auch seine Autorität noch so eifersüchtig wahrend, hatte dieser Patriarchalismus doch viel naturwüchsig gemüthliches, so viel, daß es uns fast märchenhaft vorkommt, wenn wir z. B. hören, wie die Kaiserin, als 1768 am Abend vom Jahrestag ihrer Hochzeitsfeier aus Florenz die Nachricht eintraf, daß ihrem Sohne, dem Großherzog Leopold, der erste Prinz geboren worden, in ihrer großmütterlichen Freude im Nachtkleide durch die Korridore des Palastes ins Burgtheater eilte und daselbst, weit über die Brüstung der Loge vorgebeugt, dem Publikum im Parterre die frohe Familienbotschaft auf gut wienerisch verkündigte: — „Der Poldl hat an Buaba, und grad zum Bindband auf mein Hochzeitstag — der ist galant!“ Am edelsten erscheint die Durchdringung der Herrschermacht mit schöner Menschlichkeit, welche die Kaiserin charakterisirte, in dem freundschaftlichen Verhältniß, welches Maria Theresia zu dem Fürsten Emanuel Silva Tarouca unterhielt, einem eingeöstreicherten Portugiesen, den sie als einen „ministre particulier“, als ein „zweites ungetrübtes Gewissen“ neben sich

stellte und der dieser Rolle mit Freimuth und Takt nachkam [172]).

Die große Kaiserin war so glücklich, das Unglück ihrer Tochter Marie Antoinette nicht mehr zu erleben. Es hat wenige Frauenleben gegeben, die solche Gegensätze von Glanz und Elend aufzeigen wie das der Frau Ludwigs des Sechszehnten, auf deren schönes, wenn auch keineswegs schuldloses Haupt sich die ganze Schale des Zorns und der Rache ausgoß, welche die Frevel des Despotismus bis zum Ueberfließen gefüllt hatten. Was für ein Abstand zwischen dem Tage, wo der alte Marschall von Brissac zu der Neuvermählten, welche vom Balkon der Tuilerien auf die ihr zujauchzende Menge niederblickte, sagte: „Sehen Sie, Madame, das sind hunderttausend Verliebte!“ und jenem 14. Oktober 1793, wo gegen die vor dem Revolutionstribunal stehende, schon durch das Martyrium der Gefangenschaft im Temple gegangene Königin die wahnsinnige, in der Schmutzseele eines Hébert gereifte Anklage eines unzüchtigen Verkehrs mit ihrem unmündigen Sohn erhoben ward. Nie war Marie Antoinette unglücklicher, aber auch nie größer als

---

172) Ueber das Verhältniß der Kaiserin zu Tarouca s. d. Bericht, welchen Karajan in der wiener Akademie d. W. am 30. Mai 1859 erstattet hat, Allg. Zeitung v. 14. Juni 1859, Beilage. Das Familien- und Hofleben Maria Theresia's schildert ausführlich das Buch: „Aus dem H. L. M. Th. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller“ von A. Wolf. 2. verm. Aufl. 1859. Die Geschichtschreibung ist der Kaiserin gerecht geworden mittels des großen Werkes Alfreds von Arneth.

in dem Augenblick, wo sie nach einer Pause des Entsetzens auf diese Abscheulichkeit die Erwiderung gab: „Wenn ich nicht darauf geantwortet habe, so geschah es, weil die Natur sich sträubt, auf eine solche einer Mutter gemachte Anschuldigung etwas zu sagen. Ich appellire darüber an alle anwesenden Mütter [173]". Die Grund-

173) In dem Protokoll über das Verhör, welchem Louis Charles Capet, der unglückliche Dauphin, am 6. Oktober 1793 im Temple durch Pache, Chaumette, Hébert, Séguy, Heussée unterworfen wurde, heißt es: — „Il déclare en outre qu' ayant été surpris plusieurs fois dans son lit par Simon et sa femme, chargés de veiller sur lui par la Commune, à commettre sur lui des indécenses nuisibles à sa santé, il leur avoua qu'il avait été instruit dans ces habitudes pernicieuses par sa mère et sa tante, et que différentes fois elles s'étaient amusées à lui voir répéter ces pratiques devant elles, et que bien souvent cela avait lieu lorsqu'elles le faisaient coucher entre elles. Que de la manière que l'enfant s'en explique, il nous a fait entendre qu'une fois sa mère le fit approcher d'elle, qu'il en resultat une copulation et qu'il en résulta un gonflement à un de ses testicules". Als der „Witwe Capet" in ihrem Verhör vor dem Revolutionstribunal am 14. Oktober diese beispiellos infame Insinuation — meines Erachtens der häßlichste Makel der ganzen französischen Revolution — vorgehalten wurde, beantwortete sie dieselbe in richtigem Gefühle nur mit dem Schweigen der Verachtung. Aber einer der Geschworenen beging die Niederträchtigkeit, auf die gräuliche Deposition Héberts zurückzukommen und den Präsidenten anzugehen, von der Angeklagten Auskunft zu verlangen, warum sie nicht darauf geantwortet habe. Worauf Marie Antoinette: „Si je n'ai répondu, c'est que la nature se refuse à répondre à une pareille inculpation faite à une mère. J'en appelle à toutes celles qui peuvent se trouver ici". (Die angezogenen Aktenstellen sind entnommen aus der Sammlung von „Pièces originales",

lage von Marie Antoinette's Missgeschick war die Gleichgiltigkeit, welche sie in den ersten Jahren ihrer Ehe vonseiten ihres Gemahls zu befahren hatte. Man hat guten Grund, zu glauben, daß diese Gleichgiltigkeit von einem später gehobenen organischen Fehler Ludwigs XVI. herrührte. Als sich dann ein zärtliches Verhältniß zwischen den Ehegatten herstellte, hatte der Ruf der Königin schon unwiederbringlichen Schaden gelitten. Jung, schön, nach Zerstreuung und Vergnügen dürstend, hatte sich Marie Antoinette Unbesonnenheiten zu schulden kommen lassen, welche ihr Jugendfeuer allerdings begreiflich und verzeihlich machte, die aber einem giftigen Hofklatsch nur allzu reichliche Nahrung boten. Wenn sie als Schäferin maskirt zur Zeit der Dämmerung durch die Boskette von Trianon schwärmte, so bedachte sie nicht, wie geneigt man sein könnte, einer so schönen Schäferin auch den Hang zu Schäferstunden zuzuschreiben. Wenn sie in der Aufregung des Tanzes zu ihrem hübschen Tänzer Dillon sagte: „Fühlen Sie einmal, wie mein Herz pocht!" so war ihr daneben stehender Gemahl doch wohl zu der herben Zurechtweisung berechtigt: „Madame, Herr Dillon glaubt Ihnen auf Ihr Wort". Die Beziehungen der Königin zu dem Herzog von Coigny und zu ihrem Schwager, dem galanten Grafen von Artois, gaben den boshaftesten Vermuthungen Raum und ihre Neigung für den schwedischen Grafen Fersen legte sich viel zu unbefangen dar, um höfischen

welche der Archivar E. Campardon veröffentlichte unter dem Titel „Marie-Antoinette à la Conciergerie" (1864), p. 68 et suiv., 287.)

Späheraugen entgehen zu können [174]). Aber welche Fehler die Königin in ihrer Jugend als Frau und später als

174) „Geheimer Bericht des Grafen Creutz, schwedischen Gesandten am französischen Hof, in den von Geijer herausgegeb. Hinterlass. Papieren des Königs Gustav des Dritten“, II, 107 . . Ein sehr misslicher Umstand ist die Thatsache, daß der besagte Graf Fersen, wie auch der Oberst Dillon und wie der Herzog von Coigny, auf Betreiben der Königin mit Geldgeschenken und Gnadengehalten wahrhaft verschwenderisch überschüttet wurde. Der schreckliche „Livre rouge“ — schrecklich, weil dieses Geheimregister der Hofausgaben darthat, daß unter Ludwig XV. und unter Ludwig XVI. hunderte von Millionen an mehr oder weniger jämmerliche Kreaturen weggeworfen wurden, während das französische Volk in gränzenlosem Elend darbte — ja, das „rothe Buch“, so genannt, weil es in rothen Marokkin gebunden war, berechtigte, als es im März 1790 vonseiten des Finanzministers Necker nach heftigem Widerstreben einer von der Nationalversammlung bestellten Kommission zur Prüfung übergeben werden mußte, den genialen Camille Desmoulins vollkommen, in der 21. Nummer seines Journals „Révolutions de France et de Brabant“ auszurufen: „Enfin, nous tenons le Livre rouge! Le comité des pensions a rompu les sept sceaux dont il était fermé. La voilà accomplie, cette menace terrible du prophète! La voilà accomplie avant le jugement dernier: Revelabo pudenda tua; je devoilerai tes turpitudes; tu ne trouveras pas même une feuille de figuier pour couvrir ta nudité à la face de l'univers; on verra toute ta lèpre, et, sur tes épaules, ces lettres Galerien, que tu as si bien méritées!“ Von dieser furchtbaren, an das Ancien Régime gerichteten Apostrophe konnte Marie Antoinette recht wohl einen Theil auf sich beziehen; denn es kann gar keinem Zweifel unterstellt werden, daß sie zu Gunsten ihrer Vergnügungssucht, wie zu Gunsten der Unersättlichkeit ihrer Günstlinge und Günstlinginnen, ihre Hände bis zu den Ellbogen in die Staatskasse gesteckt hat. War es doch, um nur einen Posten anzuführen, ihr Werk, daß die unselige

Politikerin begangen habe, sie standen in keinem gerechten Verhältniß zu der Strafe, welche sie erwartete, und jeder Fühlende und Denkende wird zugeben, daß der Tag ihrer Hinrichtung, der 16. Oktober 1793, einer von jenen Tagen gewesen sei, welche das Buch der Weltgeschichte beflecken.

Drei Jahre nach dem tragischen Ausgang der Tochter der Cäsaren endigte (am 9. November 1796) ein Schlagfluß das Leben einer anderen deutschen Prinzessin, welche aus dem Dunkel eines kleinen deutschen Hofes zu dem blendenden Glanze des russischen Carenthrons emporgestiegen war, des Leichnams ihres Gemahls als Stufe sich bedienend [175]). Eine der außerordentlichsten Er-

---

Familie Polignac allein, wie das rothe Buch bewies, lebenslängliche Gnadengehalte im Betrag von mehr als 700,000 Livres jährlich bezog. Marie Antoinette als eine Heilige, als einen reinen Engel darzustellen, ist eine Absurdität, welche zu begehen nur jene Bande von Falschmünzer-Historikern sich beikommen lassen kann, welche aus eigener, angestammter Niedertracht oder auf „höheren“ Befehl das Geschäft, die französische Revolution zu verleumden, betrieben und betreiben.

175) Ob und inwieweit Katharina von dem Mordplan gegen den armen verdrehten Peter III. unterrichtet gewesen, wird wohl nie ganz festzustellen sein. Aber lächerlich ist es, zu glauben, die Verschworenen wären überhaupt nur so von ungefähr dazu gekommen, den Caren zu ermorden. Peter III. mußte nicht nur abgesetzt werden, sondern sterben, wenn seine Frau herrschen sollte. Katharina war zu gescheid, um das nicht zu wissen, obzwar die Orlows und deren Spießgesellen ihr nicht mit dürren Worten gesagt haben werden, sie würden jetzt hingehen, den Kaiser zu stranguliren. Eine Mitverschworene, die Fürstin Daschkow, hat in ihren von Herzen herausgegebenen Memoiren (I, 128) behauptet, Alexei Orlow

scheinungen der Geschichte, diese Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst, welche als Katharina II. so lange die Geschicke Europa's bestimmen und lenken half, im guten wie im schlimmen weit über das weibliche Maß hinausragte, mit Voltaire und Diderot briefwechselte, als leidenschaftliche Venuspriesterin bis zu ihrem Tode eines amtlich bestallten „Günstlings“ nicht entbehren konnte, aus der Eremitage hervor, wo sie messalinische Orgien feierte, Befehle ergehen ließ, welche zwei Erdtheile in Staunen, Besorgniß und Schrecken versetzten, Komödien für die russische Bühne dichtete, während sie durch ihre Potemkin, Suwarow und Repnin Völker zertreten ließ und, das Werk Peter's I. fortsetzend, für die Machtstellung Russlands Unberechenbares gethan hat. Die Natur scheint die seltsamste Mischung von vielseitigster Genialität, verzehrender Sinnlichkeit, wohlwollenden Instinkten, eisiger Herzenshärte und beispielloser Verstellungskunst beabsichtigt zu haben, als sie die „Semiramis des Nordens“ schuf. Nicht weniger wunderbar als ihre Persönlichkeit erscheint ihr Glück, wenn man bedenkt, daß sie in so zu sagen ganz bettelhaftem Aufzuge nach Petersburg gekommen war. („Als ich nach Rußland kam, erzählt sie,

---

habe unmittelbar nach der Ermordung des Kaiser für diese Missethat die Kaiserin in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung gebeten. Das ist möglich, beweis't aber in letzter Linie gar nichts. Außerdem wird die Glaubwürdigkeit der Daschkow durch mehrere Umstände sehr stark beeinträchtigt. So z. B. durch ihre Versicherung (I, 112), sie hätte lange nichts davon gewußt, daß Gregor Orlow ein begünstigter Liebhaber Katharina's war.

bestand meine ganze Wäsche aus einem Dutzend Hemden".) Seit dem Erscheinen von Katharina's Memoiren, deren Echtheit keinem Zweifel unterzogen wurde, die aber leider den Fehler haben, beim Jahre 1759, also vor dem Aufgange des Sterns ihrer Verfasserin, plötzlich abzubrechen, — seit dem Erscheinen dieser Memoiren ist der Reiz des Romantischen, welcher die Figur der Carin umgab, bedeutend geschwunden. Denn die Bekenntnisse Katharina's zeigen, daß da, wo wir wunderbare Schickungen anzunehmen geneigt waren, nur die schlaueste, konsequenteste Berechnung thätig gewesen. Eine Frau, welche schon als junges Mädchen zu sich gesagt hatte: „Glück und Unglück liegen in der Seele und dem Herzen eines jeden; wenn du Unglück empfindest, setze dich darüber hinweg und richte dich so ein, daß dein Glück von keiner Begebenheit abhängt" — sie mußte es weit bringen in der Welt, besonders wenn diese Frau das Genie, die Heuchelei und den Muth Katharina's der Zweiten besaß. Die fünfzehnjährige Heuchlerin war kaum nach Rußland gekommen, als sie sich ihre Situation zurechtzumachen trachtete. Es galt zunächst, die Verhältnisse kennen zu lernen, zu welchem Zwecke sie sich in der Kunst des Horchens und Aushorchens übte: — „Ich hatte mich während meiner Krankheit gewöhnt, die Augen geschlossen zu halten; man dachte, ich schliefe, und dann sprachen die Gräfin Romanzow und die anderen Damen unter sich, was sie auf dem Herzen hatten, wodurch ich viele Dinge erfuhr". Der ihr zum Gemahl bestimmte Großfürst Peter war ihr gleichgiltig und das ließ sich bei seiner Sinnesart und seinem Gebaren — er

spielte als Bräutigam lieber mit Puppen als mit seiner Braut — leicht begreifen; aber: „die Krone von Russland war mir nicht gleichgiltig“. Diese Krone wurde der Pol, um welchen all ihr Dichten und Trachten sich drehte, einzig und allein sich drehte, denn das unersättliche Temperament, welches später die Frau so vielfach zerstreute, war in dem kaum mannbar gewordenen Mädchen noch nicht erwacht. In der eben so heikeln als drückenden und widerwärtigen Stellung zwischen der in fast ununterbrochenem Wollust- oder Branntweinrausch dem Grabe zutaumelnden Carin Elisabeth, dem kindischen Trunkenbold von Bräutigam und den verschiedenen Parteien des Hofes wurde Katharina, wie sie bekannt hat, nur durch den Ehrgeiz aufrecht erhalten. „Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne Kaiserin von Russland werden würde, Kaiserin aus eigener Machtvollkommenheit (de mon propre chef)“. Sie träumte aber nicht etwa nur von dieser Zukunftsrolle, sie bereitete sich vielmehr alles Ernstes darauf vor. „Ich bemühte mich, die Zuneigung aller zu gewinnen; Große und Kleine, niemand wurde von mir vernachlässigt; ich machte mir eine Regel daraus, zu denken, daß ich aller bedürfte, und demnach alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, was mir auch gelang“. Um sich populär zu machen, hielt sie streng die russischen Fasten, unterzog sich pünktlich den lästigen Ceremonien des griechischen Ritus und las daneben zu ihrer Privaterbauung Brantôme's zotentriefendes Buch von den „Dames galantes“.

Der arme Peter, dieser Querkopf von einem kleinen deutschen Prinzen, welcher sich in dem ungeheuer weiten Russland durchaus nicht zurechtfinden konnte, war nicht dazu gemacht, der Mann einer Frau zu sein, welche sich in der angedeuteten Weise theoretisch und praktisch auf die Rolle einer nordischen Semiramis vorbereitete. Nachdem dessenungeachtet die Vermählung stattgefunden, mußte Katharina bei Tage mit ihrem Gemahl „Soldätles“ spielen und bei Nacht — nun, lassen wir das die Carin selbst erzählen. „Madame Kruse verschaffte dem Großfürsten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieselben in und unter meinem Bett; der Großfürst legte sich zuerst nach dem Abendessen nieder, und wenn wir beide zu Bette waren, schloß Madame Kruse die Thüre und der Großfürst spielte bis 1 oder 2 Uhr Morgens. Wohl oder übel mußte ich an diesen herrlichen Vergnügungen theilnehmen. Oft lachte ich darüber, aber häufig war es mir unangenehm und zuwider“. Sehr begreiflicher Weise. Die junge schöne Frau sagte in Bezug auf diese absonderlichen ehelichen Freuden später sehr naiv oder aber sehr witzig: „Il me semble, que j'étais bonne pour autre chose“. Nachmals behelligte der von der Maitressensucht des Jahrhunderts ebenfalls ergriffene Großfürst Peter seine Frau in anderer Manier. Wenn er nämlich Nachts betrunken das eheliche Lager bestieg, weckte er seine schlafende Gemahlin mit Faustschlägen, um ihr die Reize seiner Maitresse im Detail zu schildern. Wenigstens erzählt dies Katharina. In-

zwischen war der Carin Elisabeth in einem ihrer wenigen nüchternen Momente eingefallen, daß für die Sicherstellung der Thronfolge zu sorgen wäre, und da der Großfürst unfähig schien, dies zu bewerkstelligen, so wurde auf der Carin Befehl durch die Obergouvernante der Großfürstin, Frau Tschoglokoff, ein anderer dazu angeleitet, das nöthige vorzukehren. Die Memoiren Katharina's lassen es unklar, wer dieser andere gewesen sei, ob Sergius Soltikoff, Zachar Tschernitscheff oder Leo Narischkin. In Gegenwart des letzteren äußerte der Großfürst gegen seine Freunde: „Der Himmel weiß, woher meine Frau schwanger geworden ist; ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört". Narischkin machte der Großfürstin eilends Meldung und Katharina wußte es mittels einer kühnen List dahin zu bringen, daß ihr Gemahl es nicht mehr wagte, so bedenkliche Zweifel zu äußern[176]. Aber als er den Carenthron bestiegen hatte, befand er sich in offenem Krieg mit seiner Frau. Auf wessen Seite der Sieg sein würde, konnte nicht

176) Mémoires de l'imperatrice Catherine II., écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1858. Memoiren der Kaiserin Katharina II. Autoris. deutsche Ausg. Hannover 1859. S. 13, 15, 21, 36, 40, 41, 43, 49, 74, 119, 164, 170, 273. Ueber die Echtheit des Buches vgl. Sybels Histor. Zeitschr. Heft I und Allg. Zeitung 1859, Beil. zu Nr. 25 fg. und Nr. 97. Sugenheim hat in seiner Schrift „Russlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland" (I, 322 fg.) mit viel kombinatorischem Scharfsinn die Vermuthung aufgestellt und verfochten, Katharina II. sei eine natürliche Tochter Friedrichs des Großen gewesen.

zweifelhaft erscheinen. Es war einer der verhängnißvollsten Tage des Jahrhunderts, jener Julitag von 1762, als Katharina von Petersburg gen Peterhof rückte, um ihren rathlosen und verrathenen Gemahl zu entthronen, an der Spitze der zu ihr übergetretenen Garden in Uniform auf einem weißgrauen Tigerhengst reitend, das Band des Andreasordens umgehängt, auf den fliegenden Haaren einen Soldatenhut mit einem Eichenzweig. Weiter brauchen wir ihre Laufbahn nicht zu verfolgen. Sie gehört der Weltgeschichte an. Das richtigste, wenn auch ungalant genug lautende Urtheil über sie dürfte das von Lord Byron gesprochene sein und bleiben [177]).

Zur selben Zeit, wo an der Newa eine deutsche Prinzessin durch alle Schlangengänge der Verstellungskunst hindurch dem Throne Peters des Großen zustrebte, hat an der Ilm eine andere deutsche Fürstentochter, Amalia von Braunschweig, schon als Achtzehnjährige die Witwe des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar geworden, durch Berufung Wielands zum Erzieher ihres älteren Sohnes Karl August den Grund zum „Weimarer Musenhof" gelegt und hierdurch, wie überhaupt durch ihr Walten voll Freisinn und Humanität, sich ein Andenken gestiftet, das für und für zu den gesegnetsten in unserm Lande gehören wird. Wie viel sie für die deutsche Kultur

177) „. . In Catherines reign, whom glory still adores,
As greatest of all sovereigns and whores". Don Juan, VI, 92. Vgl. meine „Drei Hofgeschichten", 3. Aufl., wo ich S. 1 — 129 eine einläßliche Charakteristik Katharina's als Weib und Herrscherin gegeben habe.

gethan, indem sie ihrem trefflichen Sohn und Nachfolger die Wege wies und ebnete, auf welchen vorschreitend er das kleine Weimar zur geistigen Hauptstadt Deutschlands machte, wie sie die Besten ihrer Zeit zu sich heranzog, ihr Geist, ihre Lebenskunst, endlich ihr herrliches Selbstbekenntniß („Meine Gedanken")[178]) — das alles steht fest in der Erinnerung jedes Gebildeten. Als sie am 10. April 1807 gestorben, schrieb ihr Freund Wieland in seinem tiefen Seelenschmerz an Böttiger: „Sie war in ihrer Art so gut die Einzige als Friedrich der Zweite in der seinigen" — und schloß Göthe seine Gedenkrede auf die Vollendete mit den schönen Worten: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als Wohlwollenden und Hilfereichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige".

Auf Karl Augusts edle Gattin Luise, die Tochter der großen Landgräfin, passt genau, was Schiller seinen Posa von der Königin Elisabeth sagen lässt: — „Gleich

---

178) Abgedruckt in Rugo's „Erinnerungen Weimars" und in Schlönbachs „Zwölf Frauenbilder aus der Göthe-Schiller-Epoche". Die Originalhandschrift befindet sich auf der weimarer Staatsbibliothek.

ferne von Verwegenheit und Furcht, mit festem Heldenschritte wandelt sie die schmale Mittelbahn des Schicklichen". Nachdem sie sich erst an dem Hofe von Weimar, wo bei ihrer Ankunft die Kraftgenialität saus'te und braus'te, zurechtgefunden, nahm sie die würdigste Stellung ein, ihr mitunter stark vortretendes Standesgefühl durch eine unermüdlich werkthätige Herzensmilde zügelnd, geräuschlos alles gute und schöne fördernd, schlichtend, versöhnend und begütigend überall eingreifend, wo es noththat. Im Verhältnisse zu ihrem Gemahl hat sie namentlich später, inbetreff seiner Beziehungen zu der schönen Schauspielerin Karoline Jagemann, eine Resignation, ja eine neidlos-hilfreiche Liebe bewährt, zu welcher nur edelste Weiblichkeit sich zu erheben vermag. Es war ihr Leben lang etwas jungfräuliches in ihr. Jene maßvolle Würdigkeit bezeichnete ihr Wesen, welche Göthe in Tasso der Prinzessin anschuf, die er ja nach dem Bilde der Herzogin geformt hat. Und wie treu hing sie an allen, die sie achtete und liebte! So hat sie, obgleich der französischen Revolution gram, Knebels oft sehr rücksichtslos sich äußernde Schwärmerei dafür freundlich geduldet; so mischte sie bei Schillers Hingang ihre Thränen mit denen seiner Witwe. Frau von Staël urtheilte nach ihrem Besuche in Weimar über die Herzogin: „Sie ist das wahre Muster einer von der Natur zum höchsten Range bestimmten Frau. Ohne Anmaßung wie ohne Schwachheit, erweckt sie in gleichem Grade Vertrauen und Ehrfurcht. Der Heldensinn der ritterlichen Zeiten wohnt in ihrer Seele, ohne sie der Sanftmuth

ihres Geschlechtes zu berauben[179])". In Wahrheit, es war mehr, viel mehr als eine höfliche Phrase, wenn die begeisterte Tochter Neckers der Frau Karl Augusts Heroismus zuschrieb. Die Herzogin bewährte solchen in der jammervollen Zeit nach der Schlacht bei Jena. Da ist sie, während alle Schrecken französischer Plünderung auf der Stadt Weimar lagen, dem zürnenden Sieger mit ruhiger Würde entgegengetreten und hat dem brutalen Achtung abgezwungen. Eine schwere, vielleicht die schwerste Stunde im Leben der trefflichen Frau, als sie, während ihr Gemahl noch bei der geschlagenen preußischen Armee stand und alle übrigen Glieder der herzoglichen Familie aus Weimar geflohen waren, am 15. Oktober 1806 den vom Schlachtfeld von Jena kommenden Napoleon oben an der Schloßtreppe empfing. „Qui êtes-vous, Madame? — fuhr er sie an. Je vous plains, j'écraserai votre mari". Welche Selbstüberwindung mußte es der Herzogin kosten, nach dieser verletzenden und entmuthigenden ersten Begegnung den Versuch zu machen, den Gewaltigen milder zu stimmen gegen das weimarer Land und dessen Fürsten. Sie that es in einer Audienz am folgenden Tage und that es mit Erfolg. Bei

179) Ich erinnere gelegentlich daran, daß Frau von Staël in ihrem berühmten Buch De l'Allemagne über die Frauen unseres Landes den Ausspruch that: „Die deutschen Frauen haben einen Reiz, der ihnen eigenthümlich ist, einen süßen Ton in ihrer Stimme, blonde Haare, einen blendenden Teint. Sie sind bescheiden, ihre Gefühle sind wahr, ihr Benehmen ist einfach. Ihre sorgfältige Erziehung und die ihnen natürliche Reinheit der Seele bewirken den Zauber, den sie ausüben".

dieser Gelegenheit sagte Napoleon in seiner theatralischen Manier zu ihr: „Glauben Sie mir, Madame, es gibt eine Vorsehung, welche alles leitet; ich bin nur das Werkzeug derselben" — und nach der Zusammenkunft mit der Herzogin äußerte der Eroberer gegen sein Gefolge: „Das ist eine Frau, welcher unsere zweihundert Kanonen keine Furcht einzuflößen vermochten". Acht Tage später sagte er zu Potsdam dem weimarischen Unterhändler Müller: „Ihre Herzogin hat sich sehr standhaft bewiesen; sie hat meine ganze Achtung gewonnen [180])". Aber weder Karl August noch Luise glaubten an das „Werkzeug der Vorsehung". Es gereicht dem Herzog von Weimar und seiner Gemahlin zu hoher Ehre, daß sie sich nie und nimmer zu jener Unterwürfigkeit gegen Napoleon herbeiließen, durch welche so viele deutsche Fürsten und Fürstinnen so sehr sich erniedrigt haben. Und sie beschränkten sich nicht darauf, für ihre Personen einen edlen Stolz zu wahren, sondern sie bemühten sich auch, in einer Zeit, wo der Untergang Deutschlands besiegelt schien, jenen vaterländischen Geist mit zu pflegen und zu stärken, welcher den großen Aufschwung von 1813 herbeiführte [181]).

180) Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13, S. 2, 4, 28.

181) Ein damaliger Vertrauter des herzoglichen Paares, der nachmalige preußische General Fr. K. Ferd. v. Müffling, erzählt („Aus meinem Leben", S. 21): „Der geheime Plan des Herzogs K. A. v. Weimar ging dahin, so, wie seine Residenz bisher der Centralpunkt Deutschlands für Kunst und Wissenschaft war, sie nun auch zum Centralpunkt der deutschen Freiheit zu machen, soweit die Verhältnisse es gestatteten. Ich war in dieser Beziehung neben

Die Zeit der Befreiungskriege hat überhaupt manches unverwelkliche Blatt in den Ehrenkranz des deutschen Frauenthums gewunden. Ohne die lebhafteste Betheiligung der Frauen und Jungfrauen an der großen Sache wäre eine Begeisterung, wie sie damals die Herzen der Männer und Jünglinge schwellte, kaum denkbar gewesen. Die Berlinerinnen gingen mit dem Beispiel einer aufopfernden Mühwaltung für die zum Kampfe Ziehenden und die Opfer dasselben voran [182]). Nach ihrem Vorgang entwickelten die deutschen Frauen überall einen tiefeingreifenden und höchst wohlthätigen Eifer. Mütter schickten ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder, Bräute ihre Bräutigame in den heiligen Krieg. Reiche Damen opferten dem vaterländischen Bedürfnisse ihr Silberzeug und ihren Schmuck, arme Mädchen ihre Sparpfennige. Viele, sehr viele holten sich als liebreiche Pflegerinnen der Verwundeten in der Lazarethluft den Tod. Sittsame Mäd-

---

seiner würdigen, so hoch verständigen Gemahlin der einzige Vertraute des Herzogs und dieser Zustand ist geblieben, bis i. J. 1813 der Krieg wieder ausbrach. Von Weimar aus wurden die Schwachen ermuthigt, wurde der Haß gegen den Tyrannen genährt und manches ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 sich als echtdeutsches Element zeigte".

182) Niebuhr schrieb unter'm 21. Dezember 1813 aus Berlin: „Das Betragen der Frauen ist ehrwürdig. Hunderte entsagen nicht nur jedem Vergnügen, sondern selbst der genaueren Sorge für ihren Hausstand, um in den Lazarethen zu verwalten, zu kochen, zu pflegen, Wäsche zu flicken, Geld und Bedürfnisse herbeizuschaffen, die Miethlinge zu kontroliren und zur Pflicht anzuspornen. Manche sind schon der Raub des Nervenfiebers geworden". Lebensnachrichten, I, 575.

chen wurden von dem erhebenden Zeitsturm über die Bedenklichkeiten ihres Geschlechts so weit hinausgerissen, daß sie mitten im Schlachtgrausen den Kämpfern Schießbedarf oder Erfrischungen zutrugen und auch selber zur Büchse und zum Säbel griffen, um gegen den Feind des Vaterlandes zu fechten. So Johanna Stegen, Johanna Lüring, Lotte Krüger, Dorothea Sawosch, Karoline Petersen und jene, wie ihre Mitstreiterinnen, von Rückert schön gefeierte Prohaska, welche in der lützow'schen Freischar so wacker mitkämpfte und deren Geschlecht erst kundwurde, nachdem sie in dem siegreichen Gefechte bei der Görde (16. September 1813) tödtlich verwundet worden[183]).

---

183) Ein Mitkämpfer bei der Görde, F. Heydrich, erzählt (Pröhle, Jahns Leben, S. 108): „Unter den Schwerverwundeten waren Lützow und das Heldenmädchen Prohaska. Als die letztere, noch unentdeckt wegen ihres Geschlechts, nach beendigtem Gefecht auf dem Schlachtfeld verbunden werden sollte, indem eine Kugel ihr den Oberschenkel zerschmettert hatte, wollte sie dieses nicht zugeben, sondern verlangte erst den Feldwebel ihrer Abtheilung zu sprechen, und als dieser herbeikam, ergab es sich, daß allen verborgen, unter dem Waffenschmuck ein Frauenzimmer mit Namen Prohaska den Sieg mit hatte erringen helfen, was allgemeines Erstaunen und Bewunderung wegen ihres Heldenmuthes und ihrer Ausdauer in Ertragung der Beschwerden des Krieges erregte". Die Verwundete starb drei Tage später zu Danneberg. Sie ward in Begleitung der Jungfrauen und der ganzen Bürgerschaft des Städtchens beerdigt und wurde ihr in der Kirche ein Denkmal gesetzt. — Da hier gerade von Heldinnen die Rede ist, so sei auch noch der „siebzehnjährigen, schönen, guten", von Göthe besungenen Johanna Sebus gedacht, welche zwar nicht in einer Schlacht gefallen, aber doch einen heldischen Tod gestorben, indem sie beim

Ja, die große Zeit fand auch die deutschen Frauen groß [184]).

Eisgang des Rheins am 13. Januar 1809 erst ihre Mutter aus den Fluten rettete und dann bei dem hochherzigen Versuche, auch eine Nachbarin und deren Kinder zu retten, in den Wogen unterging.

184) Zwar ungern, aber zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit und zur Warnung muß ich doch anmerken, daß freilich auch sehr unrühmliche Ausnahmen vorkamen. Der nachmalige preußische General Ludwig von Reiche war, wie er in seinen Memoiren (II, 4) erzählt, im November 1813 mit dem Generalstab des bülow'schen Korps in Nörten einquartirt, einem Gut der gräflich hardenbergschen Familie unweit Göttingen. Der Hausherr war Hof- und Jägermeister am Jérôme'schen Hof in Kassel gewesen, — an jenem Hof, an dessen Ausschweifungen leider nur allzu manche deutsche Dame sich betheiligt hatte. „Die jüngeren Töchter des Hauses äußerten sich bei der Abendtafel mit der eingetretenen Veränderung der Dinge wenig zufrieden, indem sie meinten, daß Kassel fortan ein sehr langweiliger Ort sein würde; man hätte sich dort gar zu sehr amüsirt". Ein sehr bedenkliches Zeugniß legte auch Gneisenau ab, indem er am 2. Mai 1809 von Glatz aus an seine Frau schrieb: „Arme deutsche Nation, die nur durch ihre Fürsten untergeht! Ihr schlesischen Frauen bekommt dann eure alten Freunde (die Franzosen) wieder zu sehen; denn ableugnen könnt ihr es nicht, daß ihr, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, eine große Vorliebe für diese Fremdlinge habt und darum eure weibliche Würde aufopfertet". Pertz, Leben Gneisenau's, I, 495. Unmittelbar nach den Befreiungskriegen entblödete sich eine deutsche Fürstin (Pauline von Lippe-Detmold) nicht, gegen Helmina von Checy („Unvergessenes", II, 153) zu äußern: „Die Zukunft wird beweisen, daß der große Mann (Napoleon) recht hatte und daß ihm die Menschen unrecht gethan. Die Deutschheit ist ein Unding. Der letzte Krieg war eine Gewaltthätigkeit, die durch nichts zu rechtfertigen ist". Vgl. über das Verhalten der deutschen Frauen zur Befreiungskriegszeit mein Buch: „Blücher; seine Zeit und sein Leben", 2. Aufl. III, 61 fg.

Aber wie dürfte von der Zeit der Unterjochung Deutschlands durch Napoleon und von der Abschüttelung des französischen Joches die Rede sein, ohne daß jener hochherzigen königlichen Frau gedacht würde, auf welche während der Schmachperiode tausende als nach einem tröstlichen Sterne blickten und welche, viel zu frühe schon am 19. Juli 1810 hingegangen, in der Brust von tausenden, die 1813 in den Kampf zogen, als eine verklärte Heilige begeisternd lebte? Luise von Mecklenburg, im December 1793 an den Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm III. vermählt, nimmt in der deutschen Sittengeschichte schon darum eine unvergängliche Ehrenstelle ein, weil das musterhafte Beispiel, welches sie als Gattin, Hausfrau und Mutter gab, außerordentlich reinigend und erfrischend auf die verdorbene, ja verpestete und verpestende sittliche Atmosphäre gewirkt hat, welche zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts am preußischen Hof und in der preußischen Hauptstadt herrschte und von da weithin wirkte. Es ist wahrlich nichts Kleines gewesen, nach und bei der furchtbaren Zerrüttung des Familienlebens in den vornehmen Kreisen wieder einmal ein Königspaar im reinen und schönen Stil der deutschen Familienhaftigkeit mitsammen leben zu sehen, und man darf kühn behaupten, daß ohne die moralische Reinigung, welcher die berliner Gesellschaft nach dem Vorbild dieses königlichen Haushaltes sich unterzog, die Erhebung Preußens im Jahre 1813 unmöglich gewesen wäre. Vieles, wohl sehr vieles würde auch später anders und besser gekommen sein, als es kam, wenn Friedrich

Wilhelm III. seinen guten Genius Luise nicht allzu frühe verloren hätte. Denn der sanfte Einfluß dieser hochbegabten und liebenswürdigen Frau war unwiderstehlich und sie wollte nur das Gute und Rechte. Ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre zartsinnige Güte gewannen ihr alle Herzen. Männer, die sonst nur zum tadeln, selten und widerwillig zum anerkennen bereit waren, haben ihr mit Begeisterung gehuldigt[185]). Selbst der übermüthigste der Sterblichen, der Sieger Napoleon, mußte ihr, die er als seine Feindin kannte und hasste, Achtung und Be-

185) Der Verfasser der „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am Preuß. Hofe" sagt (I, 101): „Die Gemahlin Friedrich Wilhelm III. hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden kann. Die schönste Königin und eine noch schönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichsten Verstande. Es war nicht der geringste Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen desselben, eine Anhänglichkeit an seine Person, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Luise's, die bestimmt zu sein schien, den König glücklich zu machen und der Nation das Muster einer Ehefrau zu geben, wie sie sein sollte". Der Ritter von Lang, wie der eben angezogene Autor ein schärfster Urtheiler über Menschen und Dinge, äußert in seinen Memoiren (II, 44) über die Königin: „Das war nun freilich eine Frau, die wie ein ganz überirdisches Wesen vor einem schwebte, in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredsamkeit, mit der sie allen die Stralen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß jeder, wie in einen zauberischen Traum versetzt, von diesem lebendigen, regsamen Feenbilde entzückt war".

wunderung zollen, sobald er sie gesehen und gesprochen [186]). Vielseitig gebildet und voll Theilnahme für das Schöne und Ewige, hat die Königin Schiller und Jean Paul geliebt, Göthe geehrt. Noch bevor die große Katastrophe von 1806 die Verrottung und Unhaltbarkeit der bisherigen Staats- und Gesellschaftsmaximen nachgewiesen, legte Luise bei jeder Gelegenheit eine aufgehellte, gerechte und humane Sinnesweise an den Tag, mitunter zu nicht geringer Beschämung junkerlicher Ausschließlichkeit und Bornirtheit [187]). Mit einer Würde, wie sie nur aus

---

186) Nach der ersten Zusammenkunft mit der Königin zu Tilsit sagte Napoleon zu Talleyrand: „Ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde; aber ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden".

187) Es sind hierüber mehrere wohlbezeugte Anekdoten im Umlauf. Eine sehr bezeichnende erzählt der Bischof Eylert („Charakterzüge und histor. Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.", Bd. 2, S. 63) aus dem Mund eines Ohrenzeugen so: — Bei einer großen Cour in Magdeburg wurde der Königin die ihr noch ganz unbekannte, bürgerlich geborene Gemahlin des damaligen Majors v. N. vorgestellt. Die Königin fragte unbefangen die früher noch nie gesehene junge Frau: „Was sind Sie für eine Geborene?" Aengstlich und verlegen in dieser ihr bis dahin ganz unbekannten Sphäre, zum erstenmal vor einer Königin stehend, antwortete kaum hörbar die beklommene junge Frau mit zitternder Stimme: „Ach, Ihro Majestät, — ich bin gar keine — Geborene". Ein spöttisches, höhnendes Lächeln zuckte auf den Gesichtern der meisten andern Damen. Dies würde die Königin, als nicht bemerkt, mit Stillschweigen haben hingehen lassen; da sie aber hören mußte, daß eine nicht fern stehende Dame vornehmer Abkunft leise zu ihrer Nachbarin sagte: „Also eine Missgeburt!" da fühlte die Königin ihr reinmenschliches, sittliches Gefühl ver-

einem reinen und hochgesinnten Gemüthe zu schöpfen ist, ging sie durch die Schule des Unglücks. Auf der jammervollen Flucht vom Schlachtfelde von Jena durch Berlin nach Königsberg hörte ihre Umgebung sie jenes tiefsinnige und trostvolle göthe'sche Wort sprechen, daß nur der Unglückliche die himmlischen Mächte kenne. In jener schweren Zeit schrieb sie eine Reihe von gedankenvollen, herrlichen Briefen, worunter der allbekannte an ihren Vater, in welchem sie es aussprach, daß Preußen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen eingeschlafen ge-

letzt und konnte und durfte nicht schweigen. Angeregt, hob sie, wie sie zu thun pflegte, ihr schönes, lockiges, mit einem Diadem geschmücktes Haupt und in hoher, hervorragender Gestalt heiter umherschauend dastehend sprach sie, allen im großen Audienzsale hörbar: „Ei, Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck „von Geburt sein", wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch alles ankommt, muß jeder für sich durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, fürs Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen, und wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur allein im Herzen liegt".

wesen, nicht mit der neuen Zeit fortgeschritten und deßhalb von ihr überflügelt worden sei; aber auch, daß sie, obzwar für ihr Leben nichts mehr hoffend, an der Zukunft des Vaterlandes nicht verzweifle, weil sie fest an eine „sittliche Weltordnung“ glaube. Sie sollte die ruhmreiche Bewährung ihres Glaubens nicht mehr erleben, aber ihr Andenken wird nie erlöschen und ihre Ruhestätte im Schloßgarten zu Charlottenburg ist ein geweihter Ort.

Siebentes Kapitel.

Frauen und Dichter.

Berühmte Frauen. — Künstlerinnen, Gelehrtinnen und Dichterinnen. — Die Fürstin von Gallizin. — Elise von der Recke. — Frau von Krüdener. — Klopstock der Rehabilitator des Idealismus der Liebe. — Die Kehrseite. — Wieland und die Frauen. — Lessing. — Der Hainbund. — Voß und Ernestine. — Bürger und Molly. — Die Epoche der Empfindsamkeit. — Karoline Flachsland. — Lavater und die Frauen. — Die Kraftgenialität. — Göthe und Schiller. — Jean Paul und Charlotte von Kalb. — Hölderlin und Diotima. — Die Romantiker. — Novalis. — Kleist und Henriette. — Körner und Toni. — Rahel und Bettina. — Immermann und Elisa. — Charlotte Stieglitz. — Lenau und Sophie. — Grabbe. — Schefer und Friederike. — Johanna Kinkel. — Schluß.

„Nach Sitte zu streben“ — „Das Skepter der Sitte zu führen“, darein haben die beiden erlauchtesten Geister deutscher Nation übereinstimmend die Bestimmung des Weibes gesetzt. Alles Beste, Schönste, Heilsamste, was eine Frau sinnen und thun mag, vollzieht sich ja in dem Bereiche der Sittlichkeit. Auch in Frauen wohnt der Genius und vermöge desselben ist es einzelnen gegeben, der

empfangenden, bewahrenden, pflegenden und erhaltenden Eigenschaft des Weibes auch die schaffende des Mannes zu gesellen, obzwar immer in geringerem Maße und ohne wirkliche Originalität, weil es dem Weibe schlechthin unmöglich ist, sich völlig objektiv der Welt gegenüber zu stellen. Aber wehe der Frau, welche bei dem Versuche, dem Manne zufallende Aufgaben zu lösen, der sittlichen Grazie vergisst. Sie bringt es dann, und möge sie sich sogar einen weltgeschichtlichen Namen erwerben, doch nur dazu, in ihrer Person ein unerquickliches Zwitterding darzustellen, wie die Semiramisse und Zenobien alter und neuer Zeit beweisen. Es liegt ein tiefer Sinn, das richtigste Gefühl für das Schickliche in dem achselzuckenden Volkssprichwort von den Frauen, welche „die Hosen anhaben". Das Weib soll kein Mann sein wollen oder es wird zur Karikatur. Der Mann gilt durch edles und großes Thun, die Frau durch schönes Sein. Und zu schönem Sein vermag jede Frau in ihrer Sphäre sich hinaufzuläutern: sie braucht nur den sittlichen Instinkt, welchen die Natur in sie gelegt, walten zu lassen. Sie bedarf nicht der Reflexion, um das Rechte zu treffen, die Naturnothwendigkeit leitet sie dazu. Zu jeder Zeit haben die Frauen mitgewirkt an dem Gewebe der Weltgeschichte, am förderlichsten jedoch dadurch, daß sie, indem sie rechte Frauen waren, die Männer befähigten, rechte Männer zu sein.

Ein Geschichtschreiber der deutschen Frauenwelt hat die Genugthuung, sagen zu können, daß weitaus die Mehrzahl der berühmten Frauen, an welchen unser Land im

vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert so reich gewesen, war und ist, der ewigen Gesetze edler Weiblichkeit nicht vergessen hat. Hielten wir ein trockenes Registriren für ersprießlich, so könnten wir hier viele Seiten mit Namen von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen anfüllen; allein es reicht für unseren Zweck aus, auf einzelne charakteristische Erscheinungen flüchtig hinzuweisen. So auf die berühmte, aus dem bregenzer Wald stammende, i. J. 1741 zu Chur geborene, 1807 zu Rom gestorbene Malerin Angelika Kaufmann, welche besonders im Porträtfach die große Wendung vom Zopfstil zur modern-klassischen Richtung mit herbeiführen half; so auf die Sängerinnen Korona Schröter, eine Flamme Göthe's, Charlotte Häser, Pauline Milder, Henriette Sonntag, Wilhelmine Schröder-Devrient. Auf den Ruhm, gelehrte Frauen im besten Sinne des Wortes zu sein, hatten im vorigen Jahrhundert gerechten Anspruch Luise Adelgunde Viktoria Kulmus, des wohlmeinenden, steifleinenen Pedanten Gottsched geistvolle und liebenswürdige Gattin, welche zuerst in Deutschland einen literarischen Salon hielt, und Dorothea Schlözer, des berühmten Publicisten streng unterrichtete Tochter, welche die philosophische Fakultät zu Göttingen i. J. 1787 zum Doktor kreirte. Die gediegenste wissenschaftliche Schriftstellerin unserer Zeit war ohne Frage die unter dem Autornamen Talvj bekannte Therese Adolfine Luise Jakob, geboren 1797 zu Halle. Ihre Verdeutschung der serbischen Volkslieder, ihre Untersuchungen der slavischen Sprachen, der germanischen Volkspoesie, der Echtheit oder vielmehr Unechtheit Ossians,

endlich ihre Geschichte der Kolonisation von Neu-England sind bleibende Leistungen. Die unabsehbare Reihe deutscher Dichterinnen neuerer Zeit eröffnete in der Rokokoperiode Luise Karsch, deren zu seinem Lobe aufgewandte Musenkunst Friedrich der Große bekanntlich sehr unköniglich mit zwei Thalern belohnte. Eine Enkelin von ihr war Helmina von Chezy, deren vielumgetriebenes Leben einen interessanteren Roman ausmacht, als irgend einer der von ihr geschriebenen ist. Die Ahnmutter aller deutschen Romandichterinnen aber ist Marie Sophie Laroche, welcher wir noch weiterhin begegnen werden. Sie war 1731 zu Kaufbeuren in Schwaben geboren und starb 1807 zu Offenbach. Ihre jetzt gründlich verschollene „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ (1771) war einst ein Buch von europäischer Berühmtheit. An schriftstellerischer Fruchtbarkeit haben später nur noch ganz wenige Frauen mit ihr zu wetteifern vermocht. Am nächsten ist ihr Karoline Pichler gekommen, auch im Erfolg, der jetzt allerdings auch schon wieder ein verschollener ist.

Andere literarisch gebildete oder literarisch selbstthätige Frauen haben vermöge einer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung am Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts auf die Kulturbewegung einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. So jene Fürstin Amalia von Gallizin, welche zu Münster eine Art mystisch-philosophischen Hofes hielt, an welchem die Hemsterhuis, Fürstenberg, Hamann, Jakobi und Stolberg verkehrten und auf welchen freilich ein Mann wie Voß mit Abneigung und Argwohn blickte, als auf einen Sammelpunkt der

„Dunkler“. So ferner Elise von der Recke, eine der ersten deutschen Frauen, welche das Reisen und Reisenbeschreiben zu einer Kunst ausbildeten, dieselbe Elise, welche erst eine Verehrerin und dann die Entlarverin des großen Schwindlers Cagliostro war und zuletzt die Muse und Pflegerin des Urania-Sänger Tiedge gewesen ist. Endlich dürfte auch noch die berühmte oder, wenn man will, berüchtigte Juliane von Krüdener hierher gehören, die, von Geburt eine Vietinghoff aus Kurland, zweideutig genug zwischen einer Russin und einer Pariserin, zwischen einer Buhlerin und einer Büßerin, zwischen einer politischen Ränkespinnerin und einer religiösen Schwärmerin schillerte, von unstillbarer Unruhe und einem rastlos tastenden Ehrgeiz verzehrt den französisch geschriebenen Roman „Valerie“ (1804) veröffentlichte, welcher die in den vornehmen Kreisen am Wendepunkte von zwei Jahrhunderten herrschende Stimmung sehr ausdrucksvoll darlegte, dann eine Zeitlang als Mystagogin des Caren Alexander I. einen großen Stand hatte, hierauf von der Polizei sehr ungalant gestörte Missionsfahrten durch Europa unternahm und schließlich 1824 in der Krim starb, wo sie eine Kolonie im krüdener'schen Sinne hatte gründen wollen [188]).

188) Die Krüdenerei war nur eine der zahlreichen Erscheinungsformen der Rückwärtserei des romantischen Ungeists der Verdunkelung und Verknechtung gegenüber dem emancipativen Geist des 18. Jahrhunderts. Die Maria-Magdalena-Juliane, welche sich dem russischen Caren i. J. 1815 auf seinem Wege nach Paris in Heidelberg anzugaukeln gewußt hatte und dann in der französischen

Von dieser Erscheinung, in welcher sich mit den Traditionen des Pietismus der Zopfzeit, dem Gefühlsüberschwang der Sturm- und Drangperiode und der Lockerheit der Direktorialepoche der schon ganz moderne Anklang eines mystisch-prophetischen Socialismus wunderlich verbindet, wenden wir uns rückwärts zu dem eigentlichen Thema dieses Kapitels, zur Betrachtung der auserwählten

---

Hauptstadt ihre Gastrollen als Konventikelpriesterin gab, konnte für die Sibylle der traurigen Epoche gelten, welche mit der Restauration des Bourbonismus anhob. Im übrigen fehlten diesem Spektakel der Frömmelei auch die komischen Intermezzi nicht. Ein solches ist das folgende, in den „Souvenirs, tirés des papiers de Madame Récamier“, 1856, I, 286, erzählte. „Madame de Krüdener prit en grande compassion Benjamin Constant qu'elle avait connu en Suisse et qu'elle retrouvait à Paris accablé sous le poids d'une réprobation universelle — (welche Verdammung bekanntlich nur allzu gerecht war, denn der liberale Matador hatte sich während der „Hundert Tage“ ganz als der Lump benommen, welcher er gewesen ist). Un soir à l'une des réunions les plus nombreuses de ce bizarre sanctuaire (dans un hôtel du Faubourg Saint-Honoré) la prière etait déjà commencée (c'était M. Krüdener qui habituellement l'improvisait et elle ne faisait pas sans éloquence), tous les assistans étaient à genoux. Benjamin Constant comme les autres. Le bruit d'une personne qui survenait lui fait lever la tête, et il reconnait Madame la duchesse de Bourbon. Les regards de la princesse tombent sur le publiciste, et le voilà qui, par embarras de l'attitude et du lieu où il est surpris, inquiet de l'impression que la duchesse ne pouvait manquer d'en recevoir, se prosterna bieu davantage, de sorte que son front tonchait quasi la terre; en même temps il se disait: A coup sur, la princesse doit penser et se dire: „Que fait là cet hypocrite?“

Frauen, welche als Geliebte, Lebensgefährtinnen und Freundinnen unserer großen Dichter so viel dazu beitrugen, die Mission dieser edlen Geister gelingen zu machen, und desshalb den innigen Dank unseres Landes, ja der ganzen gebildeten Welt sich verdient haben. Auf Vollständigkeit in Namen und Zahlen oder auf Detailschilderungen geht die nachstehende Vergegenwärtigung der in Frage stehenden Verhältnisse nicht aus. Doch wird sich manches für die deutsche Frauengeschichte Charakteristische darein verweben und wird sich daneben der Beweis führen lassen, daß es bis zur Gegenwart herab Frauencharaktere gegeben hat, die nicht unwürdig sind, jenen zur Seite gestellt zu werden, welche die Glanzperiode unserer Literatur geschmückt haben und denen dieselbe vielfach ihre besten Eingebungen verdankte.

Die rohmaterielle, gemeinsinnliche Auffassung der Liebe, welcher wir im 17. Jahrhundert begegnet sind und welche wir dort in der Literatur einen entsprechenden Ausdruck voll gedunsener Lüsternheit und schwülstiger Schlüpfrigkeit finden sahen, hat sich zwar noch ins 18. Jahrhundert hereingezogen, doch nicht, ohne schon an der Schwelle desselben auf eine Opposition zu stoßen, die sich mehr und mehr steigerte und läuterte. Der brutalen Ansicht von den Frauen als bloßen Lustwerkzeugen gegenüber nahm eine edlere das Wort, welche nicht allein die Männer zur Achtung vor der Würde des weiblichen Geschlechtes mahnte, sondern auch dem letzteren wieder Selbstachtung einflößte. Zur nämlichen Zeit, wo die galanten Herren und Damen der deutschen Höfe an einem früheren

Ortes berührten frechen Reimwerk des Herrn von Besser („Die Schoß der Geliebten") bewundernd sich ergötzten, schrieb ein anderer Hofdichter, Herr von Kanitz, seine Trauerode auf den Tod seiner Gattin Dorothea von Arnim und legte darin den Ton auf die Tugenden der Heimgegangenen als Gattin, Hausfrau und Mutter. Weit inniger schon trat diese Anerkennung edler Weiblichkeit in dem Klageliede hervor, welches vierzig Jahre später (1736) Albrecht von Haller auf das Grab seiner „geliebten Frau Marianne" niederlegte. Aber die große Wendung von der materialistischen Anschauung und Behandlungsweise des Verhältnisses von Mann und Weib zur idealischen trat erst mit und durch Klopstock ein. Dieser Dichter, welcher wie ein priesterlicher Seher in seiner Zeit dastand und als solcher von ihr verehrt wurde, war wie der Wiederhersteller der sittlichen Würde der Poesie so auch der Rehabilitator des Idealismus der Liebe. Er führte in die Beziehungen der beiden Geschlechter den Seelenschwung, den Zartsinn, die religiöse Begeisterung zurück. Er feierte zuerst wieder in vollen Brusttönen das Göttliche im Weibe, legte den deutschen Mädchen „Vaterlandslieder" auf die Lippen und sah in der Geliebten ein höheres Wesen, welchem Gemeines nicht nahen dürfe[189]). Seine glühende Jugendliebe für

---

189) Sie ist jugendlich schön, nicht wie das leichte Volk
Rosenwangiger Mädchen ist,
Die gedankenlos blüh'n, nur im Vorübergeh'n
Von der Natur und im Scherz gemacht;

Fanny Schmidt fand keine Erwiederung; aber vollen, wenn auch allzu kurzen Ersatz für dieses versagte Glück gab ihm seine Ehe mit Margaretha Moller, die er unter dem Namen Cidli so hoch gefeiert hat.

Indessen lag in dem durch Klopstock gepflegten und zur Geltung gebrachten Idealismus der Liebe die Gefahr einer Gefühlsüberspannung, welche in die Liebes- und Freundschaftsverhältnisse bald eine Empfindsamkeit, Empfindseligkeit, Empfindelei brachte, die allen wirklichen Lebensgehalt zu verflüchtigen drohte, eine thränenselige Schwärmerei, die in dem vielberufenen miller'schen „Siegwart" gipfelte, einem Buch, welchem die zweideutige Ehre zukommt, die Thränendrüse zu einem poetischen Hauptmotiv gemacht zu haben. Seltsam genug sollte gerade ein Poet, welcher später durch seine heitersinnliche, mitunter stark ins Lockere fallende Behandlungsweise der Liebe den Ausschreitungen der Sentimentalität eine Schranke setzte, in seiner Jugend die ganze Ueberstiegenheit der empfindsamen Zeitstimmung durchmachen. Wielands Verhältniß zu Sophie Gutermann war ein gelebter Roman der Empfindsamkeit, wie es nur immer einen ge-

---

Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtig
Triumphirenden Götterblicks.

Sie ist jugendlich schön, ihre Bewegungen
Sprechen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens; und werth, werth der Unsterblichkeit
Tritt sie hoch im Triumph daher,
Schön wie ein festlicher Tag, frei wie die heitre Luft,
Voller Einfalt wie du, Natur!

schriebenen geben konnte. Nun, er war siebzehn, die schöne Sophie neunzehn Jahre alt, als sie im Sommer 1750 im idyllischen Pfarrhause zu Biberach ihren „ewigen“ Liebesbund schlossen, und in beiden lebte der volle Ueberschwang der Zeit. Da war es denn kein Wunder, daß sich die Liebenden „oft mitsammen auf die Kniee warfen, der Tugend ewige Treue schwuren und dann in schwärmerischer Freudigkeit sich küssten“. Aber Wieland ging dann nach Zürich, wo sich sein lebhaftes Naturell in allerlei „flüchtigen Liebschaften“ behagte; dann nach Bern, wo die geniale, obgleich nicht schöne Julie Bondeli, die begeisterte Missionärin der Lehren Rousseau's, den Zunder seines Herzens hellauf lohen machte. Wieland begehrte Julie's Hand, aber sie traute seiner Beständigkeit nicht. „Sagen Sie mir — fragte sie ihn eines Tages mit forschendem Blicke — werden Sie niemals eine andere als mich lieben können?“ — „Niemals! das ist unmöglich! ..... Indessen, ja auf Augenblicke könnte es doch geschehen, wenn ich etwa eine schönere Frau fände als Sie, die höchst unglücklich und zugleich höchst tugendhaft wäre“. Der arme Wieland, welcher später die Anatomie des weiblichen Herzens so gut verstand, scheint damals noch nicht gewußt zu haben, daß keine Frau ihrem Liebhaber den Gedanken verzeihen kann, er könnte eine andere schöner finden als sie. Julie wußte, was sie zu thun hatte, und tiefverwundeten Herzens ließ sie den Poeten ziehen. Daheim in Schwaben fand er dann auf dem Schlosse Warthausen, welches dem Grafen Stadion gehörte, seine Jugendgeliebte Sophie als Frau von Laroche wieder. An die

Stelle der sentimentalen Liebe trat nun eine sentimentale Freundschaft und zugleich entpuppte sich unter der nachhelfenden Hand des feinen, sokratisch-heiteren Weltmanns Stadion Wieland zum Dichter des Idris, der Musarion, der Abderiten und des Oberon. Nachdem er noch einen kurzen Roman mit der Schwester Sophie's durchgespielt, verheiratete er sich 1765 in ganz bürgerlich nüchterner und ehrbarer Weise mit Dorothea Hillenbrandt, die er in Briefen an seinen Freund Gessner in Zürich ein „unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf" nennt, „nicht sehr schön, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat, ein gutes, angenehmes Hausweibchen und damit Punktum". Die Fühlseligkeit seiner Jünglingsjahre erwachte aber doch von neuem in ihm, so oft er seine Freundin Sophie wiedersah. So im Juni 1771, wo er sie in Thalehrenbreitstein besuchte und wo bei seiner Ankunft jene von einem Augenzeugen und Mithandelnden, Friedrich Jakobi, beschriebene Scene stattfand, welche ein wahres Kabinettstück aus der Periode der Empfindsamkeit ausmacht[190]. Mit seinem „Hausweib-

---

190) Jakobi's Briefwechsel, Nr. 10—11: „Wir hörten einen Wagen rollen und sahen zum Fenster hinaus — er (Wieland) war es selbst. Der Herr von Laroche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach und wir empfingen unsern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kommt die Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt und schien äußerst ungeduldig,

chen" hat der Verfasser des Agathon bekanntlich sehr glücklich gelebt und wußte ihm Dorothea im Verein mit ihren Töchtern besonders während des Aufenthalts der Familie auf dem Landgut Ossmannstedt eine ganz patriarchalisch behagliche Existenz zu bereiten.

Lange nicht so gut sollte es dem großen Lessing werden, dessen einsames und starkes Herz nur vierzehn Monate lang in dem häuslichen Glücke sich sonnen konnte, welches ihm seine Frau Eva, die Witwe eines hamburger Kaufmanns Namens König, gewährte. Kurz nach seiner Verbindung mit ihr schrieb er an seine Schwester: „Meine

sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschaudern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophie hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt die Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darein zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig ist: „Wieland — Wieland — o ja, Sie sind es, Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt und wie wir zusammen wieder in den Sal hinaufgekommen sind".

Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe: eben so herzlich gut und rechtschaffen als wir nur immer unsere Mutter gegen unseren Vater gekannt haben". Da ist keine Spur von Schwärmerei, wie sich denn Lessings klarer und tapferer Verstand bekanntlich dem sentimentalen Ueberschwang scharf entgegengesetzt und inbetreff von Göthe's Werther gegen Eschenburg geäußert hat, solche „kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen sei der christlichen Erziehung vorbehalten gewesen, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln wisse". Damit war nun freilich nicht allein die Empfindsamkeit, sondern auch das Liebesideal der modernen Welt — (modern als Gegensatz zu antik genommen) — überhaupt verneint. Allein Lessing sollte bald an sich selbst erfahren, daß denn doch nicht bloß „ein körperliches Bedürfniß" den Mann an das Weib binde. Als er seine Frau in Folge einer schweren Entbindung sammt ihrem Kinde im Januar 1778 verloren hatte, schrieb er an Eschenburg und an seinen Bruder Karl: „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen; aber es ist mir schlecht bekommen ..... Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und ich bin ganz leicht ..... Wenn du diese Frau gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich nie wieder so sehen, wie

Moses (Mendelssohn) mich gesehen, so ruhig und zufrieden in meinen vier Wänden. Wenn ich mit der einen Hälfte meiner Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben; wie gerne wollte ich es thun! Aber das geht nicht und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein zu duseln; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient". Es liegt eine Kraft und eine Bitterkeit in diesem stoisch verhaltenen Schmerz, welche Bände voll weichlicher Klagelieder aufwiegen. Der große Kämpfer Lessing hatte auch gar keine Zeit, Klagelieder zu schreiben: gerade in dieser trübsten Zeit seines Lebens schlug er seine glorreichsten Schlachten gegen den Hauptpastor Götze, d. h. gegen das Pfaffenthum.

Unter den jungen Poeten des göttinger Hainbundes war in der Blüthezeit desselben das ätherische Sehnen und Schmachten in Klopstocks Manier gäng und gäbe. Es wurden im Kreise dieser Jünglinge, welche sich mit dem wohlgemeinten, aber an der Wirklichkeit bald scheiternden Plane trugen, der deutschen Dichtung eine sociale Gestaltung zu geben, sehr viele Oden und Elegien „an die unbekannte Geliebte" gedichtet, d. h. die Hainbündler behandelten wie die Freiheit so auch die Liebe in ganz abstrakter Weise, bis sich die Abstraktionen gegen die konkreten Forderungen des Lebens nicht mehr halten ließen. Glücklich, wer dann in die Prosa der Wirklichkeit so viel Idealismus mit hinüberretten konnte, um ein bürgerlich-bescheidenes Dasein zum gemüthlichen Familien-Idyll zu gestalten. Dies gelang wenigstens dem wackeren Voß, welcher die Seele des Hainbundes gewesen und nachmals

mit der trefflichen Ernestine Boie ein Eheleben führte, wie er es in seiner „Luise“ und in seinem „Siebzigsten Geburtstag“ gedichtet hat. Die Schilderung, welche Ernestine von ihrer Brautschaft und von ihren ersten Ehejahren zu Wandsbeck und Otterndorf gegeben hat[191]), ist eine der herzigsten Episoden der deutschen Sittengeschichte. Unter den beschränktesten Umständen waltete die junge Frau des kleinen Haushalts, während ihr Gatte an seinem deutschen Homer arbeitete. Sie bewiesen den regsten Sinn für die höchsten Aufgaben der Zeit, diese prächtigen Menschen, und freuten sich doch wie Kinder, wenn sie von ihrer kärglichen Einnahme so viel erübrigen konnten, um etwa einen neuen Schrank anschaffen zu können. „In dieser Armuth welche Fülle!“ ... Einen tragischen Gegensatz zu dem Idyll der voß'schen Ehe bildet das Wirrsal von Leidenschaft und Unglück, welches die Beziehungen Bürgers zu den Frauen kennzeichnet. Hier begegnet uns eine durch die Macht der Poesie, wie sie namentlich das „Hohe Lied von der Einzigen“ offenbart, in die Sphäre der Geistigkeit erhobene Glut der Sinnlichkeit, die kaum ihres Gleichen hat, wenigstens auf deutschem Boden. Hier loderte eine Flamme, welche an jene erinnert, von welcher vor Zeiten Abälard und Heloise beseligt und verzehrt wurden. Bürger sagte von seiner Molly: „An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzulieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten

191) Briefe von J. H. Voß, II, 3 fg.

Liebe hätte hinaufdringen sollen". Berauscht von diesem Duft, zerpflückte der leidenschaftliche Mann den Kranz der Jungfräulichkeit seiner Geliebten, aber er hat dafür seines „Liedes Ehrenfahne um ihr Haupt geschwungen" und mit Stolz ausgerufen, daß eines Dichters Liebe auch die Schuld zu adeln vermöge [192]). Keine Frage, vor dem Tribunal der Sittlichkeit vermag die Doppelehe mit zwei Schwestern, Dorette und Molly, von denen die eine sich entschloß, sein Weib „öffentlich zu heißen", und die andere, „im geheimen es wirklich zu sein", nicht zu bestehen. Aber billig denkende Menschenkenner dürften nicht abgeneigt sein, dem unglücklichen Dichter zu verzeihen, wenn sie seine Darstellung des verworrenen Verhältnisses lesen [193]). Um so mehr, da der Arme durch eine nach dem Hingange Molly's unbesonnen eingegangene dritte Ehe bekanntlich grausam genug bestraft worden ist.

Die Blüthe der Empfindsamkeit, welche man mit Recht als eine „nothwendige Epoche unserer Kulturge-

192) „Erdentöchter, unbesungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die theuren Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden,
Hoch und hehr zu jeder Frist,
Wie die Sonn' am Himmel ist,
Heißt er's vor den Edlen werden,
Was ihm seine Holdin ist".

193) Bürgers Werke (1844), IV, 198 fg.

schichte" bezeichnet hat, weil sie, so überspannt, ja kindisch uns Nachgeborenen viele ihrer Aeußerungen vorkommen mögen und müssen, ein Gährungsproceß war, aus welchem die deutsche Gemüthsbefreiung hervorgegangen, — die Blüthe der Empfindsamkeit fiel in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Wie jedermann weiß oder wissen könnte, hat Göthe's Werther diese Stimmung keineswegs hervorgerufen: das berühmte Buch war nur der dichterischste, künstlerisch vollendetste Ausdruck derselben. Was die Zeitgenossen, namentlich die jüngere Generation erfüllte, bewegte, quälte, ein genialer Mensch stellte es zum Kunstwerk geformt vor sie hin. Es wimmelte damals von Lotten und Werthern, obzwar diese mit dem selbstmörderischen Pistol nicht so rasch bei der Hand waren wie der göthe'sche Held. Was für eine Gefühlsaufspannung, was für eine fahrige Schwärmerei ist in den bräutlichen Briefen, welche Karoline Flachsland, die doch eine starke Dosis berechnenden Verstandes besaß, an Herder sandte! So schrieb sie z. B. am 25. Oktober 1771: „O, was machen Sie, holder, süßer Jüngling? Denken Sie noch an mich? Lieben Sie mich noch? O, verzeihen Sie, daß ich das frage! In Ihrem letzten göttlichen Brief bin ich ja „dein Mädchen", und doch muß ich fragen. Ich habe einige Zeit so viel im Traum mit Ihnen zu thun und das ist schuld daran; aber es ist nur Traum und du bist mein, mein, ach! in meinem Herzen ewig mein! Hören Sie nichts um Sie herumwandern, du süßer Mann, und jetzt beim Mondenschein, wo ich stundenlang allein und bei Ihnen bin — hören Sie

nichts, nichts von meinen Gedanken? Rauscht unser Engel nicht um Sie, der Ihnen sagt, ich sei bei Ihnen? O, Sympathie, Sympathie[194])!"

Ja, es war eine Zeit, wo vielen, sehr vielen die ganze Welt wie eine thränenthauschimmernde Mondscheinlandschaft vorkam; eine Zeit, wo der empfindselige Schwarbelkopf Leuchsenring in Deutschland umherfuhr, um überall seine Mappen voll exaltirter Freundschaftelei-Episteln auszukramen; eine Zeit, wo die Fühlsamkeit sogar der Hofleute so sehr sich bemächtigte, daß ein Fräulein von Ziegler, Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, zu Bergzabern als verkörperte Sentimentalität

---

194) Wie bekannt hat diese „Sympathie" während Herders und Karoline's Eheleben mitunter sehr derbe Stöße bekommen. Schiller schrieb am 29. August 1787 aus Weimar an Körner: „Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „„Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein und auf den kann niemand zürnen. Dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende"". . . . Karoline war leider wenig geeignet, der grämlichen Verbitterung, welche Herders Leben und Schreiben in seiner späteren Zeit so unersprießlich und unerquicklich machte, entgegenzuwirken. Auch trifft sie der Vorwurf, die Verhetzung ihres Gatten gegen Göthe und Schiller eher gefördert als gehindert zu haben.

einherging, im weißen Unschuldskleide, ein Lämmchen am rosenrothen Seidebande führend. Und damit noch nicht genug. Es mußte auch noch Lavater seine Missionsfahrten thun, um der Empfindsamkeit gleichsam die religiöse Weihe zu geben. Lavater war so recht ein Mann für die Frauen, denn all sein Wesen war fraulich. Selbst in seinen edelsten Aufschwüngen, in seinen besten Thaten — und sein Leben zählte eine schöne Reihe von solchen — war viel mehr weibliche Hingabe und Aufopferungsfähigkeit als männliche Charakterstärke und Energie. Er wußte die Frauen um so mehr zu bestimmen, je bestimmbarer er selber gewesen ist. Schon das Nette, Reinliche, so zu sagen Wohlduftende seiner Persönlichkeit nahm die Frauen für ihn ein. Der Wohlredenheit vollends, womit er sein poetisch zurechtgemachtes Christenthum vortrug, vermochten sie gar nicht zu widerstehen und er hinwiederum hatte nichts dagegen, wenn sie ihn als ihren „Sankt Lavatus" verehrten und verhätschelten. Sein Verdienst ist, in den abgestandenen Pietismus neue Gefühlsfrische gebracht zu haben. Aber durch seine Ansicht von der unmittelbaren Wirkung des Gebets, durch seine physiognomischen Phantastereien und seine so oft genasführte Wunderglaubenssucht hat er auch nicht wenig geschadet. Träumerinnen und Schwärmerinnen, Somnambulen und Geisterseherinnen schossen wie Pilze hinter seinen Tritten auf, den Verständigen zum Aergerniß, den Spöttern zur Ergötzung.

Der sentimentalen Stimmung gesellte die Kraftgenialität, wie sie in den poetischen Jugendthaten Göthe's

und Schillers ausgeprägt ist, jenen leidenschaftlichen „Sturm und Drang", welcher der socialen Konvenienz gegenüber die unbedingte Freiheit des Herzens proklamirte. Die Stimmführer der Zeit haben auch vielfach den Versuch gemacht, diesen kraftgenialen Idealismus auf reale Verhältnisse überzutragen, und es hat dies zu der Begriffeverwirrung, welche wir in den Beziehungen der beiden Geschlechter in der „Genieseperiode" häufig genug antreffen, gewiß nicht wenig mitgewirkt. Göthe hatte die fatalen Nachwirkungen dieser „Freigeisterei der Leidenschaft" sein Leben lang zu empfinden, während ihnen Schiller dadurch entging, daß er die passendste Frau gewann, welche er überhaupt finden konnte[195]. Aber beide große Männer und Freunde hatten den Frauen unendlich viel zu danken. Um ihr Leben und ihre Werke

195) Ueber Schillers drei bedeutendste Verhältnisse zu Frauen, das zu Charlotte von Kalb und das zu den Schwestern Karoline und Charlotte von Lengefeld, sowie über sein Eheleben, verweise ich auf mein Buch „Schiller und seine Zeit", Prachtausg. S. 242 fg., 282 fg., 290 fg., 335 fg., 363 fg., 383 fg. III. Auflage (1876), S. 189 fg., 195, 224 fg., 274 fg., 279 fg., 290 fg. Volksausg. II, 47 fg., 87 fg., 96 fg., 136 fg., 169 fg. III, 1 fg. Wer Göthe's und Schillers Beziehungen zur Frauenwelt im einzelnen kennen lernen will, muß sich in erster Linie an die verschiedenen Sammlungen ihres Briefwechsels mit Frauen und Freunden halten, dann an Göthe's Selbstbiographie, an die Aufzeichnungen von Charlotte von Kalb, Karoline und Charlotte von Lengefeld und anderer Zeitgenossen und Zeitgenossinnen; in zweiter an Bücher wie Düntzers „Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit", Kneschke's „Göthe und Schiller in ihren B. z. Frauenw.", an Aufsätze wie Sauppe's „Charlotte v. Kalb" (Weimar. Jahrb. I, 372 fg.) u. s. w.

recht zu verstehen, muß man ihr Verhältniß zu den Frauen studiren, zu welchem Zwecke der gebotenen Hilfsmittel so viele und naheliegende sind, daß wir uns hier füglich auf die unerlässlichsten Andeutungen beschränken können.

Göthe und Schiller — sie sind durch die Ebenbürtigkeit ihres Genius, wie durch ihr Streben, ihren Ruhm und ihre Freundschaft in der Vorstellung jedes Deutschen so unzertrennlich verbunden, daß sie auch hier beisammen stehen mögen — jeder von den beiden genoß zuvörderst des Glückes, eine vortreffliche Mutter zu besitzen. Von der ihr Leben lang äußerlich in reichsstädtischer Fülle und reichsstädtischem Behagen sich wohlbefindenden Katharina Elisabeth Göthe, von der genialischen, sicher auftretenden, mit Fürsten und Fürstinnen wie mit ihres Gleichen verkehrenden „Frau Rath“ oder „Frau Aja“, welche von sich sagen durfte, daß „keine Menschenseele missvergnügt von ihr gegangen sei“, und welche noch auf dem Sterbebette so humoristisch gestimmt gewesen sein soll, daß sie eine an sie gerichtete Einladung mit den Worten abgelehnt habe, „die Frau Rath könne nicht kommen, weil sie alleweile sterben müsse“, — von dieser Glücklichen bis zu der armen schwäbischen Bäckerstochter Elisabeth Dorothea Schiller, der sanften, bescheidenen Frau, welche ihr Dasein in knappen, ja drückenden Verhältnissen verbrachte, ist freilich ein himmelweiter Abstand. Aber etwas ist den beiden Müttern gemeinsam: sie erkannten frühzeitig den Gott in ihren Söhnen und wahrten nach Kräften den erwachenden Genius gegen die störenden Einflüsse vonseiten

einer hüben und drüben gleich pedantischen Vatergewalt. Göthe, seinem großen Freunde gegenüber vom Glück ganz unverhältnißmäßig begünstigt, erwarb sich schon in jungen Jahren durch seine Beziehungen zu anmuthigen Mädchen und bedeutenden Frauen jene umfassende Kenntniß der Frauenwelt, welche ihn befähigte, Frauengestalten zu schaffen, von deren lebenswahrem Realismus er mit Recht sagen durfte: „Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind". Schillers weibliche Figuren dagegen gleichen alle mehr oder weniger der Phantasiegestalt jener Laura, an welche der Jüngling die Entzückungen seines erwachenden Herzens verschwendete. Schiller hat nicht wie Göthe ein Gretchen, eine Friederike, ein Käthchen gehabt, auch nicht ein Fräulein von Klettenberg. Die mütterliche Freundschaft der trefflichen Frau von Wolzogen bot lange nicht vollwiegenden Ersatz für jene tiefeingreifende Förderung, welche Göthe durch sein Verhältniß zu Charlotte von Stein erfuhr. Der Roman Göthe's mit Lotte Buff, der Braut eines andern, und der Roman Schillers mit Lotte von Kalb, der Frau eines andern, bieten einige äußerliche Aehnlichkeit: aber wenn jener höchst wohlthätig den Genius Göthe's zum Durchbruch brachte, so hat dieser auf Schiller, seinem eigenen Geständniß zufolge, „nicht wohlthätig" gewirkt. Gleich verwirrend dagegen wirkte auf Göthe seine Leidenschaft für Anna Elisabeth Schönemann (Lili) und auf Schiller seine Leidenschaft für Marie Henriette Elisabeth von Arnim. Ein so reizendes Liebesidyll, wie es Göthe mit Friederike Brion zu Sessenheim gelebt, suchen wir vergebens in Schillers

Leben. Ebenso vergebens eine „lustige Zeit von Weimar", jene Glanzperiode der Genialität, in welcher sich das deutsche Leben einmal ganz dichterisch gestaltete und wo Göthe, der „Frauengünstling", eine unerschöpfliche Fülle von Anregungen empfing. Es ist wahr, die Jahre 1788—89, wo Schiller mit den Schwestern Karoline und Lotte von Lengefeld als Freund, als Geliebter, als Bräutigam verkehrte, führten für den Dichter jenen neuen Lebensfrühling herauf, welcher in dem von seiner Tochter Emilie unter dem Titel „Schiller und Lotte" in seiner Echtheit herausgegebenen Briefwechsel der Drei eine so herrliche Verewigung gefunden hat. Aber dieser Frühling war nicht ohne Dornen. Der Dichter war schon durch eine zu harte Schule des Missgeschicks gegangen, um noch mit ganzer Freiheit der Seele des Glückes genießen zu können, das in dem Umgang mit zwei weiblichen Wesen lag, welche, von einem trefflichen Vater mit liebevollster Sorgfalt erzogen, die Bildung der Zeit in harmonisch schöner und edler Weiblichkeit darstellten. Außerdem lag in dem Verhältniß auch der Keim einer wunderlichsten Verirrung. Denn Schiller wurde bekanntlich von den beiden Schwestern geliebt und er liebte beide, obgleich die ältere bereits verheiratet war. Da fasste er denn den Gedanken einer idealischen Doppelehe, welchem der Realismus des Lebens sicherlich bald ein trauriges Dementi gegeben hätte. Man weiß, wie Karoline, nachmals als Verfasserin der „Agnes von Lilien" höchst ehrenvoll in die Literatur eingetreten, sie, welche den Dichter heißer liebte als ihre Schwester und auch heißer von ihm geliebt wurde, mit hochherziger

Aufopferung dieses Wirrniß der Phantasie und des Herzens lös'te, indem sie die Verlobung Schillers mit Lotte vermittelte und die Hindernisse, welche sich der Verbindung in den Weg stellten, beseitigte. Lotte's Benehmen als Schillers Gattin ist über alles Lob erhaben. Ohne ihre liebevolle Hingabe wäre uns das theure Leben des kränkelnden Dichters nicht bis zum Jahre 1805 erhalten worden. Er hat auch dankbar bezeugt, was Lotte ihm war. „Von dieser Seite — schrieb er — hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben". Hierin war Schiller entschieden glücklicher als Göthe, welchem zwar die gute Christiane Vulpius häusliches Behagen schuf, aber doch immer weit mehr nur Beischläferin und Haushälterin als Gattin in des Wortes höchster und bester Bedeutung war. Wir wissen auch, daß dem Dichter, welcher in „Hermann und Dorothea" die deutsche Familienhaftigkeit so wunderbar verherrlicht hat, seine, wie der große Freund sie bezeichnete, „elenden häuslichen Verhältnisse" oft genug schwer zu schaffen machten[196]. Schillers und

196) Einer freilich kaum glaubhaften Ueberlieferung (bei Maria Belli, L. in F. III, 107) zufolge soll Christiane Vulpius nicht haben lesen können. Komisch ist eine Tradition aus dem Badort Lauchstädt, wo Sommers die weimarer Schauspielertruppe zu spielen pflegte. Während da Göthe und Schiller nach Beendigung der Theatervorstellungen in ernster Unterhaltung mitsammen im Garten wandelten, tanzte Christiane drinnen mit den jenenser Studenten. Einmal habe sie das Gespräch der großen Freunde mit der Klage unterbrochen: „Ach, Herr Geheimer Rath, ich habe mein Umschlagtuch verloren". Worauf Göthe mit unerschütterlicher Gemessenheit: „Nun, dann wird man ein anderes beschaffen müssen".

Lotte's Ehe dagegen war eine rechte deutsche Ehe, wie der Dichter im Glockenlied das Wesen derselben charakterisirt hat: — die Leidenschaft floh, aber die Liebe blieb. Wie die beiden Dichterkönige, jeder in seiner Weise, das, was sie von den Frauen empfangen, denselben in Gestalt unsterblicher Werke mit tausendfältigen Zinsen zurückgegeben, weiß die Welt.

„So viel ist gewiß — schrieb Jean Paul i. J. 1799 aus Weimar — eine geistige und größere Revolution als die politische und nur eben so mörderisch wie diese schlägt im Herzen der Welt". Der große Humorist deutete damit auf die Zerfahrenheit der socialen Zustände einer Zeit hin, deren genialste und unglücklichste Frau, Lotte von Kalb, drei Jahre zuvor gegen ihn geäußert hatte, daß „alle unsere Gesetze Folgen der elendesten Armsäligkeit, selten der Klugheit seien und daß Liebe gar keiner Gesetze bedürfe". Die arme Lotte, welche die bitteren Enttäuschungen eines von Missgeschicken aller Art vollen Lebens bis in ein Alter von zweiundachtzig Jahren mit hinaufnehmen mußte, stand wie eine Pythia der idealistischfreien Liebe in der Glanzperiode der weimarer Gesellschaft. Aber die beiden großen Liebeversuche ihres Lebens, der mit Schiller und der mit Jean Paul, scheiterten kläglich. Schiller erkannte zeitig, daß eine andere Lotte sein Lebensglück machen würde, und Jean Paul, der zwar mit der „Titanide" Charlotte von Kalb, wie er sich barock ausdrückte, „eine Pfeife im Pulvermagazin geraucht hatte", bekam nachgerade vor dem „auflösenden Leben mit genialischen Weibern" einen so nachhaltigen

Respekt, daß er weder die Titanide noch eine andere Genialische heiraten wollte. Ungeachtet er aber mit seiner Frau, Karoline Meier, ein ganz bürgerlich-hausbackenes Dasein führte, hat er nach wie vor seine Frauengestalten aus Liliendust und Mondschein gewoben; insbesondere die der höheren Kreise. Henriette Herz, welche zur Zeit, als Jean Paul in Berlin seine größten Triumphe feierte (1800), und noch lange nachher durch Schönheit, Geist und Charakter eine sehr vorragende Stellung in der dortigen Gesellschaft einnahm, hat das vortrefflich erklärt. Es sei, erzählt sie in ihren Erinnerungen, kaum zu beschreiben, wie viel Aufmerksamkeit dem Dichter des Hesperus und des Titan von den Frauen, selbst von denen der höchsten Stände, erwiesen wurde. Sie wären ihm dankbar dafür gewesen, daß er sich in seinen Werken so angelegentlich mit ihnen beschäftigte; hauptsächlich aber hätten sich ihm die vornehmen verbunden gefühlt, weil „er sie so viel bedeutender und idealer darstellte, als sie in der That waren". Der Grund hiervon sei gewesen, daß, als er „zuerst Frauen der höheren Stände schilderte, er in Wirklichkeit noch gar keine solche kannte und einer reichen und wohlwollenden Phantasie hinsichtlich ihrer freien Spielraum ließ, diejenigen aus diesen Klassen jedoch, welche er später kennen lernte, alles anwendeten, um die ihnen schmeichelhafte Täuschung in ihm zu erhalten und ihm möglichst ideal zu erscheinen [197]". Noch ein dritter Dichter war in den Zauberkreis Lotte's von

197) Fürst, Henriette Herz, 2. A. 178.

Kalb getreten, Hölderlin, welcher, von seinem Landsmann Schiller der Titanide empfohlen, eine Weile Informator ihrer Kinder gewesen ist. Nicht zu Waltershausen in Thüringen, sondern in Frankfurt a. M. sollte jedoch der Schöpfer des „Hyperion“ seinem Verhängnisse verfallen. Das Nähere des Wie ist noch nicht ganz aufgeklärt. Wir wissen nur, daß der arme Hölderlin als Hofmeister in einem frankfurter Hause für die Mutter seiner Zöglinge (Frau Gontard) in Leidenschaft entbrannte und daß diese Glut ihn nach Frankreich und dort beim Empfang der Nachricht von dem frühzeitigen Tode der Angebeteten dem Wahnsinn in die Arme jagte. Unter dem hellenischen Namen Diotima hat er die Geliebte in Tönen gefeiert, welche zu den innigsten und ergreifendsten der deutschen Lyrik gehören.

Auch in der romantischen Periode unserer Literatur sind von geistvollen Frauen vielfach bedingende und fördernde Einflüsse ausgegangen und wir haben es zu beklagen, daß namentlich Tiecks Verhältnisse in dieser Richtung noch keine ausreichende Aufhellung gefunden. Freilich, die Beziehungen der Romantiker zu den Frauen bedürfen weit mehr der Verhüllung als der Aufdeckung. Man denke nur der ärgerlichen Art und Weise, wie Friedrich Schlegel zu seiner Frau Dorothea Veit-Mendelssohn und Klemens Brentano von seiner Frau Auguste Busmann gekommen [197a]). Oder an den Lebenslauf der viel-

---

197a) Auguste war eine Nichte des Bankherrn Bethmann in Frankfurt a. M. und Brentano hatte sie aus dem Hause ihres

verheirateten und noch mehr geliebten Karoline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, welche vom Blaustrumpfshochmuth bis zum Größenwahn hinaufgebläht war, oder endlich an den schändlichen Heiratsversuch August Wilhelm Schlegels mit der schmählich getäuschten Karoline Paulus. Den feinsten Duft der „blauen Blume" der Romantik athmete die Liebe von Novalis (Hardenberg) zu seiner Verlobten, Sophie von K., welche aber schon zwei Tage nach ihrem fünfzehnten Geburtstag starb. Ihre ätherische Gestalt, mit dem brennenden Roth der Hektik auf den Wangen, war die Muse, welche ihren Geliebten zu seinem Ofterdingen und seinen Hymnen an die Nacht begeisterte. In einen Abgrund der Zerrissenheit aber lässt das Verhältniß der genialsten der Romantiker, Heinrich von Kleist, zu Henriette Vogel blicken. Sie war die Frau eines andern, hätte aber, selbst im Innersten zerfallen, auch außerdem den Dämon in der Seele des Dichters, welcher unter dem Drucke der napoleon'schen Zwingherrschaft an

Oheims entführt. „Wunderliche Dinge werden uns von dem Leben des Paares erzählt" — meldet der Biograph des Dichters (Klemens Brentano's gesammelte Schriften, VIII, 44 fg.). — So schleuderte wenige Tage nach der Trauung die Neuvermählte den Ehering zum Fenster hinaus. Nicht geringen Verdruß erregte es auch dem Gatten, wenn seine Gattin im wunderlichsten Aufzug, mit Schwungfedern auf dem Kopf und rother, weithin fliegender Pferdedecke durch die Straßen (von Kassel) sprengte. Die Fertigkeit, mit der Frau Auguste mit den Füßen an der Bettstatt die Trommel zu schlagen verstand, wo dann dem Wirbel regelmäßig ein mit den Nägeln der Zehen ausgeführtes Pizzikato folgte, wurde dem Dichter zuletzt so unerträglich, daß seine Standhaftigkeit erlag und er davonlief".

sich selbst wie am Vaterland verzweifelte, nicht zu beschwichtigen vermocht. Der Ausgang war eine Katastrophe, deren Wirklichkeit die im Werther gedichtete an Furchtbarkeit übertraf. In einer unglücklichen Stunde hatte Kleist der Freundin versprochen, sie zu tödten, wenn sie das Leben nicht mehr zu ertragen vermöchte, und er hielt Wort. Am 21. November 1811 erschoß der Dichter am Wansee bei Potsdam erst Henriette und dann sich selbst[197b]). Edel und innig dagegen war die Stellung von Theodor Körner zu seiner Braut, der reizenden

197b) S. „den Bericht des Wirthes zum Stimming (am Wansee) über Heinrichs von Kleist und Henriettens Tod" bei E. v. Bülow, Heinrich von Kleist's Leben und Briefe, 280 fg. A. Wilbrandt betont in seinem Buche „Heinrich von Kleist", S. 404, mit Recht, daß von einer Leidenschaft des Dichters für Henriette keine Rede, sondern daß sie ihm nur Freundin gewesen. Dann berichtet er: „Sie musicirten und sangen zusammen, alte Psalmen vorzüglich. Eines Tages, als sie ganz besonders schön gesungen hatte, sagte er mit einem wohl aus seiner Jugend ihm überbliebenen Ausdruck uniformirter Begeisterung zu ihr: Das ist zum erschießen schön! Sie sah ihn bedeutend an, ohne ein Wort zu erwidern; aber in einer einsamen Stunde kam sie auf diese Aeußerung zurück. Sie fragte ihn, ob er sich noch des ernsten Wortes erinnerte, das sie ihm früher einmal abgenommen habe: ihr, falls sie ihn darum bäte, jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten? Seine ritterliche Antwort war, er wäre dazu jeder Zeit bereit. „Wohlan, sagte sie, so tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Freilich ist es nicht wahrscheinlich, daß Sie es thun, da es auf Erden keine Männer mehr gibt". Ich werde es thun, fiel ihr Kleist ins Wort. Ich bin ein Mann, der sein Wort hält! .... Daß er an diesem raschen Ausruf festhielt, wird niemand verwundern. Er hatte ja endlich den Menschen

Schauspielerin Toni Adamberger. Als er sich i. J. 1812 mit ihr verlobt hatte, schrieb er seinem Vater aus Wien: „Ich darf es ohne Erröthen gestehen, ohne sie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungeschwächte Kraft, meine wilde Phantasie; male dir dies ungestüme Gemüth in diesem Garten von blühender Lust und berauschender Freude und du wirst begreifen, daß mich nur die Liebe zu diesem Engel so weit brachte, daß ich keck aus der Schar heraustreten darf und sagen kann: Hier ist einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat“. Toni blieb auch nach Körners glorreichem Tode des Sängers und Helden würdig, welcher unter der Eiche von Wöbbelin ruht: die Wüstlinge des wiener Kongresses schalten die Sittsame „un dragon de la vertu“.

Zwei Frauen sind in der Epoche der Romantik in bedeutendster Weise zu öffentlichen Charakteren geworden, Rahel Levin-Robert, später die Gattin Varnhagens von Ense (geb. 1771, gest. 1833), und Bettina Brentano, die Frau Achims von Arnim (geb. 1785, gest. 1859). Rahel ist nicht als Schriftstellerin aufgetreten, aber sie hat durch persönlichen und brieflichen Verkehr auf viele der namhaftesten Männer ihrer Zeit anregend und sogar bestimmend gewirkt. Ihr Salon in Berlin ist eine geistige Werkstatt gewesen, wie sie nicht sobald wieder aufgethan werden, sie selbst war eine, wenn ich mich richtig ausdrücke, Gesellschaftskünstlerin, wie sie nicht

gefunden, in dessen Gesellschaft er sich den Tod geben konnte; und so setzte er mit kalter Entschlossenheit die That ins Werk“.

sobald wieder kommen wird[198]). Wilhelm von Humboldt hat von ihr gesagt, Wahrheit sei der auszeichnende Zug ihres intellektuellen und sittlichen Wesens gewesen. Der den Frauen angeborene Instinkt für das Rechte und Schöne war Rahel in höchster Potenz eigen. Mit wunderbarer Schärfe wußte sie, die durch das Fegfeuer heißer Seelenschmerzen gegangen war, den wahren Kern der Dinge herauszufinden und den Fund anderen zum Nutzen und Frommen zu wenden. So war sie geradezu die Erste,

198) Ein Ungenannter, welcher ihren Salon im März 1830 besuchte, hat Rahels Gesellschaftskunst so geschildert (Grenzboten 1844, S. 213): — „Ich sah Frau von Varnhagen öfters, auch in andern Häusern, und immer und überall war sie dieselbe heitere, erfreuende Erscheinung, belebt und belebend, aufrichtig, klar, freundlich, immer und überall übte sie ihr angeborenes Talent des edelsten Menschenumgangs, nicht vordringend, aber auch nie zurückgezogen, sondern recht eigentlich gegenwärtig, mit gutem Willen und reger Seele. Doch hatte sie bei sich zu Hause noch den Vorzug, daß die unbestrittene Verpflichtung der Fürsorge für alle Anwesenden ihren wohlthuenden Eifer nur erhöhte und ihn auch in unscheinbaren Dingen wirksam eintreten ließ; dagegen sie auf fremdem Boden sich mehr enthielt, so lange nicht ein auffallender Anlaß ihr reizbares Gefühl zum Besten des Ganzen oder Einzelner in lebhaftere Thätigkeit setzte. Dann konnte auch sie mit aller Geistesmacht hervortreten und mit schöner Leidenschaft und rücksichtslosem Muthe das Unrechte bekämpfen, die Verkehrtheit berichtigen und anmaßlichen Unsinn durch das volle Licht der Wahrheit in seine Nichtigkeit auflösen. So war sie denn mehr als eine vortreffliche Dienerin der Geselligkeit, wozu meistens eine gebildete, feine, wohlmeinende Negation ausreicht: sie war zugleich eine Meisterin der Gesellschaft, welche derselben das Gute mit muthiger Entschlossenheit aufzuerlegen, ihr das Schlechte schonungslos abzustreifen nie müde wurde".

welche Göthe's Stellung und Bedeutung in der deutschen Kulturgeschichte ganz zu erkennen und zu würdigen verstand, und nur selten und nicht für lange ließ sie sich die Klarheit ihres Blickes durch die Dünsteleien ihrer Freunde, der Romantiker, trüben [199]). Ihr Briefwechsel, wie ihn ihr Gatte veröffentlichte, stellt den treuesten Spiegel der Stimmungen auf, welche am Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die gebildeten Kreise

199) Solche Trübungen waren es, wenn sie für eine Schöpfung wie Schillers Wallenstein anfänglich keine Empfänglichkeit zeigte und sich dagegen für einen Dichterling wie Fouqué, ja sogar für August Lafontaine begeisterte. S. Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, I, 356, 369. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß die arme Rahel mitunter von der fixen Idee der Romantiker, die kritische Impotenz sei eigentlich schöpferische Omnipotenz, bedenklich angesteckt war. In Wahrheit, das geniale Selbstgefühl dieser Frau nahm zuweilen einen Flug, welcher geradeaus ins — Tollhaus zielte. So schrieb sie am 16. Februar 1805 an ihren Freund Veit (Briefwechs. m. V. II, 260): — „Ich habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph oder Dichter ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element, im selben Range und gehören zusammen. Und wer den andern ausschließen wollte, schließt nur sich aus. Mir aber war das Leben angewiesen und ich blieb im Keim bis zu meinem Jahrhundert und ich bin von außen ganz verschüttet, drum sag ich's selbst. Damit ein Abbild die Existenz beschließt. Auch ist der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menschheit werfen soll und dann nicht mehr braucht und nicht mehr kann". ... Ich meinestheils denke, das ist pure, blanke Narrheit, und gewiß denken alle Menschen von gesundem Menschenverstand ebenso.

Deutschlands beherrschten. Mit Fug und Recht hat man diese Frau „den persönlichen Chor in dem großen Drama ihrer Zeit“ genannt. Rahel hat überall darnach gestrebt, die Idee mit der Wirklichkeit zu vermitteln; in den Büchern dagegen, womit Bettina hervorgetreten, hüllt sich dieser Trieb in die krausgestalteten und buntschillernden Zugwolken der romantischen Laune und Phantasterei. Es brechen viele geniale Blitze, es bricht viel lachender Donner aus dieser Wolkenregion, daneben aber noch mehr Irrlichtelei und unerquicklicher Wind. Man muß das eben nehmen, wie es kommt, denn Bettina, die „Sibylle der Romantik“, war die souveräne Willkür in Person; sie war ein ewiges Kind, das „Kind“, welches uns seine wunderbaren Einfälle vorplauderte, wann, wo und wie sie ihm gerade durch den Kopf fuhren. Alle ihre „Briefwechsel“ — mit Göthe, mit der Frau Rath, mit der Günderode [200]), mit ihrem Bruder Klemens und anderen, welche durch ihre Naturschwelgerei und die unnachahmlich naive Offenbarung der Mysterien einer rastlos wogenden Frauenseele so hinreißend wirken, sind im Grunde bettina'sche Dichtungen, wo Tropfen von Thatsächlichkeit in einem Meere von Phantasmen verschwimmen [201]). Bettina war eine

200) Die Stiftsdame Karoline von Günderode, welche unter dem Namen Tian dichtete und sich, ein weiblicher Werther, im Sommer von 1806 in Folge einer unglücklichen Liebe bei Langenwinkel im Rheingau erdolchte.

201) Bettina war naiv genug, sich selbst das Zeugniß der Unglaubwürdigkeit auszustellen, indem sie einen wirklichen oder angeblichen Brief der Mutter Göthe's drucken ließ (vom 7. Oktober 1808), worin die Frau Rath ihr sagte: „Die Be-

Elfenseele, halb Ariel, halb Puck. Sie wäre bei ihrer universellen Empfänglichkeit, bei ihrem wunderbaren Rapport mit der Natur, bei dem unerschöpflichen Schatz ihrer Liebe und ihrer religiösglühenden Theilnahme für alles, was der Menschheit frommt und die Menschheit adelt, die größte Dichterin aller Zeiten geworden, wenn sie eins verstanden hätte, freilich ein Unumgängliches: das Geheimniß der Form.

Helden, Dichter und Frauen gehören untrennlich zusammen. Heldenthum und Dichterthum, durch das Frauenthum erhalten beide erst die rechte Weihe. Er hat das selbst erfahren, welcher diesem Gedanken einen schönen Ausdruck gab, Karl Immermann[202]). Die Werke, wo-

schreibung von deinen Prachtstücken und Kostbarkeiten — (welche Bettina auf einer Rheinreise gesehen oder gesehen haben wollte) — hat mir recht viel Plaisir gemacht. Wenn's nur auch wahr ist, daß du sie gesehen hast, denn in solchen Stücken kann man dir nicht wenig genug trauen. Du hast mir ja schon manchmal Unmöglichkeiten vorerzählt; denn wenn du, mit Ehren zu melden, ins Erfinden geräthst, dann hält dich kein Gebiß und kein Zaum. Ei, mich wundert's, daß du noch ein End' finden kannst und nicht in einem Stück fortschwätzst, bloß um selbst zu erfahren, was alles noch in deinem Kopfe steckt."

202) „So lang noch edler Frauen Brust
Bei hoher Kunde rascher schlägt,
So lang des Liedes reine Lust
Ein zartes Frauenherz bewegt:

So lange wird der Held voll Mut
Hienieden seinen Kampf bestehn,
So lange wird des Dichters Glut
Auf dieser Erde nicht verwehn.

rauf sein Anspruch auf Nachruhm beruht, er hat sie in der Zeit geschaffen, wo er mit Elisa von Ahlefeldt-Laurwig, der gewesenen Gattin des heldischen Lützow, einer im besten Sinne germanisirten Dänin, in dem stillen Landhause zu Derendorf zusammenlebte, welches die Hand der Freundin zum heimeligsten Dichterasyl umgewandelt hatte. Und hat nicht auch die Frau, an welche ein Uhland einige seiner innigsten Herzenslaute richtete, oder die, über welche ein Rückert das Blüthenfüllhorn seines „Liebesfrühlings" ausschüttete, den Hort der idealen Güter der Nation vermehren geholfen? Ach, die Liebe und Treue, die unermüdliche Duldsamkeit und liebevolle Fürsorge ihrer Frauen ist ja auf deutscher Erde meist der einzige Lohn und Trost der „Ritter des Geistes", welche, während sie sich im schweren Dienst der Freiheit, der Schönheit und Humanität abmühen, gewöhnlich nur einen unbestrittenen Besitz erlangen: ein Grab. Diese Liebe und Treue weiß, selbst irregeleitet, auch über die Schrecken des Todes zu triumphiren. So bei jener Charlotte, der Frau von Heinrich Stieglitz, welche sich in der Nacht vom 29. auf den 30. December 1834 zu Berlin mit einer Ruhe und Gefasstheit, mit einer keuschen Würde ohne Gleichen in der Fülle ihrer Jugend und Schönheit den Tod gab, um durch das Entsetzen über eine ungeheure Opferthat den von ihr geglaubten Dichter-

---

Sie habens beide nur gewagt,
Ihr kühnes, heiliges Gefecht,
Daß eine schöne Seele sagt:
So war es gut, so war es recht!"

genius ihres Gatten zu entbinden. Während hier ein heldischer Muth in krankhafter Ueberreizung das Unmögliche wollte und so mit der eigenen Existenz auch die des geliebten Mannes zerstörte, legte sich drunten in Wien eine linde Frauenhand zärtlich beschwichtigend auf die fieberndheiße Stirne Lenau's. Da that es nicht noth, den Genius zu wecken: er war nur zu verzehrend wach. Vergebens warnte Sophie den unglücklichen Dichter der Albigenser, dem Ideal keine dämonische Gewalt über das Leben einzuräumen[203]. Mit schon halb umdunkelter Seele riß er sich von der Warnerin los und sprang mit dem Ruf: „In die Freiheit!" in die Nacht des Wahnsinns.

---

203) In einem Briefe, welcher voll Poesie ist und, von Schurz in seiner Biographie Lenau's mitgetheilt (II, 277), so lautet: — „Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht so durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake, ein Wallfahrer, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwillichkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahn, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch so im Leben herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hut, und nur

Nicht der Mann allein macht die Geschichte und die Poesie; wie zur Fortpflanzung der Menschheit, gehört auch zum Kulturproceß das „Ewig-Weibliche". Göthe wußte wohl, was er that, als er die Verklärung Fausts durch das verklärte Gretchen vollziehen ließ. Was wäre, muß man fragen, aus Grabbe geworden, wenn in sein Leben Frauen getreten, wie sie den ganzen Lebensweg Göthe's begleiteten? Ein Gretchen oder Aennchen hat auch Grabbe zur Noth gehabt, seine erste Verlobte, aber keine Friederike, keine Lotte und keine Charlotte, nicht einmal eine Christiane Vulpius. Seine titanische Poesie ist so grazienverlassen, weil niemals eine edle Frau den Magnetismus der Verständnißinnigkeit, der Anmuth und Zärtlichkeit an ihm geübt hat[204]). Wie wohlthuend ist es, von dem Nachtbild des grabbe'schen Haushalts in Detmold sich zu dem Lichtbild hinüber zu wenden, welches der

den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? Oh, die schlanken glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbill dieser rauhen Zeit nicht ab und, darum, darum sind Sie krank!"

204) Nicht einmal im Sterben. Die Einzelnheiten, welche K. Ziegler in seiner Schrift „Grabbe's Leben und Charakter" (1855) aus eigener Anschauung über die letzten Tage und Stunden des Dichters beibringt, sind geradezu entsetzlich. Alle Mängel, alle Fehler, alle Sonderbarkeiten und Wunderlichkeiten Grabbe's konnten seine Gattin nicht zu einem solchen Gebaren berechtigen. Wir sehen

Haushalt des Dichters darstellte, der im stillen grünen Park von Muskau sein „Laienbrevier“ betete! Hier war Friede, Harmonie und ein Glück des Stilllebens, welchem Schefer ein so schönes Denkmal gesetzt hat, da er die Sammlung seiner Schriften seiner geliebten Friederike als ein Ehrengeschenk widmete, das sich leider noch vor vollbrachter Darbringung in ein Todtenopfer wandeln mußte[205]. Zuletzt, doch nicht als der letzten, sei Jo-

am Lager des in einer feuchten, düstern Kammer mit dem Tode Ringenden die Frau mit furienhafter Wuth der Mutter des Sterbenden, nach welcher er verlangte, den Zutritt wehren, hören sie das Haus mit Gelärm und Getobe erfüllen, sehen sie droben mit Rechnen und Geldzählen beschäftigt, während drunten der Dichter seinen letzten Athem aushaucht, und dann, als ihr die Nachricht gebracht wird, daß alles vorüber, ruft sie einem anwesenden Nachbar zu: „Topp! das ist gut, daß der Unhold todt ist. Nun kommen Sie, nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Also endlich!“

205) „Liebes Weib — heißt es in dieser vom Mai 1845 datirten Widmung, welche zugleich ein Ehrenmal deutscher Fraulichkeit überhaupt ist — erröthe nicht, überrascht in deiner bescheidenen Seele, daß ich dir alles widme, was ich im Herzen und Geiste getragen. Kann ich weniger dein nennen, so wenig es sei, da du mir alles geweiht und geschenkt: deine Liebe, dein Leben, Jugend und Schönheit, alle die Tage, die Frühlinge, jeden Gedanken, jedes Gefühl — dich selbst! und auf welche Dauer! Denn selbst nach dem vollständigsten Weltuntergange soll ja niemand mehr freien noch sich freien lassen und so bist du und bleibst du denn meine einzige Frau seit aller Zeit und auf alle Ewigkeit. Allen ist alles einzig, jede Freude, jeder Schmerz. Und, liebe Seele, das wußten wir beide, so haben wir gelebt, so uns geliebt, so ruhig, ja fast verborgen und ungekannt gestrebt, das einfachschönste Glück aller Menschen aller Zeiten in unserem Hause an uns

hanna's gedacht, der Gattin Kinkels, zu London, wo sie mit ihrem Gatten redlich die Sorgen und das Elend des Exils theilte, in Folge eines Herzkrampfes im November 1858 eines jähen Todes gestorben. Johanna Kinkel hat durch ihr Leben bewiesen, daß man eine genial begabte Frau, daß man musikalische Künstlerin und Dichterin sein könne, ohne die „Emancipirte" zu spielen und ohne aufzuhören, eine sorgsame Mutter und eine verständige und emsige Hauswirthin zu sein. Sie steht mit Ehren neben jeder Frau, die je ein schweres Geschick mit edler Würde nicht nur duldend getragen, sondern handelnd bestritten, und wohl hat sie es verdient, daß an

---

und durch uns wahr zu machen. Und fast ein Vierteljahrhundert ist das uns gelungen in Genüge und Frieden. Dir gegenüber, mitten unter den Kindern ist alles geschrieben. Und wenn du mich einst begraben hast, dann bewahre das arme kleine Lämpchen, das mir leuchtete, während ihr schliefet. Oh, unseres schönen, trotz so mancher Versagung köstlichen Lebens! Machte ich dir die Welt klarer, so lehrtest du mich das gute fleißige Weib, die treue, immer sorgsame Mutter. Und wenn ich denn Frauen in ihrer Ehrenhaftigkeit, Herzinnigkeit, in ihrem unschätzbaren Werthe dargestellt, von wem konnte ich das lernen? Woher quoll der Frieden und die Zufriedenheit in unserem Laienbrevier — als aus dem Genuß meines Menschenglückes zumeist nur durch dich ....." Dieses zu Ehren einer deutschen Dichterehe ausgestellte Zeugniß füllt, so ich recht erwäge, eine der schönsten Seiten unserer Literaturgeschichte, welche solcher Seiten nicht gerade allzu viele aufzuweisen hat. Gar manche sind sogar mit Gemeinheit gestämpelt. Man denke beispielsweise nur daran, daß in unseren Tagen Friedrich Hebbel es mit seinem größewahnwitzigen Dichterbewußtsein ganz gut vereinbar fand, sein Leben als Schürzenstipendiat zu verbringen.

ihrem Grab unter den Surrey-Hügeln Freiligrath ein Lied voll heldischen Klanges anstimmte[206]). Auch sie war ja eine wackere Mitkämpferin für die gute alte ewig-junge Sache, die schon so viele Myriaden von Märtyrern zählt und der es dennoch nie an neuen fehlen wird.

---

206) . . . „Wir senken in die Gruft dich ein wie einen Kampfgenossen;
Du liegst auf einem fremden Rain wie jäh vor'm Feind erschossen.
Ein Schlachtfeld auch ist das Exil, auf dem bist du gefallen,
Im festen Aug' das eine Ziel, das eine mit uns allen!

Drum hier ist deine Ehrenstatt, in Englands wilden Blüthen;
Kein Grund, der besser Anrecht hat, im Sarge dich zu hüten.
Ruh aus, wo dich der Tod gefällt! Ruh' aus, wo du gestritten!
Für dich kein stolzer Leichenfeld als hier im Land der Britten!

Die Luft, so dieses Kraut durchwühlt und diese Graseswellen,
Sie hat mit Miltons Haar gespielt, des Dichters und Rebellen;
Sie hat geweht mit frischem Hauch in Cromwells Schlachtstandarten,
Und dieses ist ein Boden auch, drauf seine Rosse scharrten.

Und auf von hier zum selben Bronn des goldnen Lichtes droben
Hat Sidney, jener Algernon, sein brechend Aug' erhoben;
Und oft wohl an den Hügeln dort ihr Aug' ließ Rahel hangen, —
Sie, Russels Weib, wie du der Hort des Gatten, der gefangen.

Die sind's vor allen, diese Vier! Dies Land es ist das ihre!
Und sie beim scheiden stellen wir als Wacht an deine Thüre.
Die deinem Leben stets den Halt gegeben und die Richtung,
Hier stehn sie, wo dein Hügel wallt: Freiheit und Lieb' und Dichtung!"

An dieser Stelle angelangt, ist es gerathen, die Feder aus der Hand zu legen .... Nicht als ob es an Stoff mangelte, aus neuester Zeit und bis zur Stunde, wo ich mein Buch abgeschlossen, aus dem deutschen Frauenleben Denkwürdiges zu berichten. Es ließe sich noch vieles sagen über die Stimmungen, Anschauungen und Moden, durch welche die Frauen während der letzten Jahrzehnte hindurchgegangen. Man könnte erzählen, wie nach den Befreiungskriegen aus der vaterländischen Richtung der Romantik eine überreizte Deutschthümelei, eine „christlich-germanische" Dümmelei, Frümmelei und Lümmelei, eine über alle Maßen lächerliche Mittelaltersucht entsprang, welchen Tendenzen auch die Frauen ihren Tribut zollten, indem sie sich dort in die Rolle von Thusnelden, hier in die von Burgfräulein hineinschwärmten. Man könnte berichten, welche Wirrsale und Verheerungen sodann die literarische Epoche des Byronismus in den Frauengemüthern anrichtete und wie weiterhin das mit der Bewegung des französischen Socialismus zusammenhängende und bei uns durch einen überstiegenen Rahel- und Bettina-Kult großgepäppelte Problem der „Frauenemancipation" zunächst abschreckende Beispiele von emancipirten Damen zuwegebrachte, welche im Bloomerskostüm an Wirthstischen lümmelten, die Cigarre im Munde, die frohe Botschaft der Gleichberechtigung in Weinrothschrift auf der Nasenspitze. Andererseits wäre von bedeutenden fraulichen Erfolgen auf dem Gebiete der Kunst zu melden, wie eine Klara Schumann als musikalische Virtuosin sich hervorgethan, wie Elisabeth Kulmann, Betty Paoli und

Annette von Droste — ohne Frage die eigenartigste und gestaltungsmächtigste deutsche Dichterin — in der lyrischen und epischen, Elise Schmidt in der dramatischen, Auguste von Paalzow, Fanny Lewald, Ida von Düringsfeld, Klara Bauer (Detlef), Wilhelmine von Hillern und andere in der novellistischen Dichtung Preise gewannen und wie die Gräfin Ida von Hahn-Hahn, nachdem sie den „Rechten“, welchem sie in gelebten und geschriebenen Romanen so lange nachgejagt hatte, endlich in dem Heiland gefunden, den dichterischen Lorbeer mit dem Dornenkranz der Bekehrung und Buße vertauschte, in ein Kloster ging und Bücher schrieb, welche in Jesuitenschulen als Prämien vertheilt wurden. Endlich wären Frauen namhaft zu machen, welche in den höchsten Gesellschaftskreisen die Bildung der Zeit mit Würde und Anmuth repräsentirten oder, wie insbesondere die Prinzessin Helene von Mecklenburg als Herzogin von Orleans gethan hat, bei fremden Völkern die Achtung vor deutscher Gemüthsart und Geisteskultur erhöhten oder auch, wie der Großfürstin Helene, einer wirtembergischen Prinzessin, in ihr Grab hinein nachgerühmt werden muß, in drangvoller Zeit — (1870—71) — die Sache ihres Vaterlandes mit Geist, Muth und Erfolg in der Fremde vertreten haben. Aber das alles und vieles andere ist zur historischen Betrachtung noch wenig oder gar nicht geeignet; denn wenn schon die Resultate der politischen Geschichte der Abklärung durch die Zeit bedürfen, um in organischer Gliederung vorgeführt werden zu können, so gilt das von den Ergebnissen der Kultur- und Sittenhistorie in noch weit höherem Grade.

Eins steht fest: Die deutschen Frauen haben an der vielhundertjährigen Bildungsarbeit der Nation redlich und wirksam theilgenommen, und da der Vorschritt unseres Volkes auf dem Gebiete der Intelligenz sowohl als dem der Sittlichkeit ein unleugbar mächtiger ist, so gebührt dem Verdienste der Frauen die herzlichste Anerkennung. Es ist freilich wahr, auch in neuester Zeit noch haben sich in der deutschen Frauenwelt, in den untern Ständen zumeist in Folge der Pestilenz des Muckerthums oder der noch verheerenderen des kommunistischen Wahnglaubens, in den höheren namentlich in Folge der physischen und moralischen Gebrechen der Pensionatserziehung, traurige Verirrungen gezeigt [207]). Aber das sind doch vereinzelte Fälle geblieben und darf unser Land mit Grund sich rühmen, daß seine Frauen von der bodenlosen Sittenverderbniß, der ihr Geschlecht z. B. in Paris und New-York verfallen ist, keine Ahnung haben [208]).

---

207) Eine traurigste kam in Berlin vor, wenn mir mein Gedächtniß treu ist, im Jahre 1856 oder 1857. Die achtzehnjährige bis dahin völlig unbescholtene Tochter einer ehrbaren Familie schnitt nach einer heimlichen Niederkunft ihrem Kinde sofort den Hals ab und legte den Leichnam, sorgfältig verpackt, unter ihr Kopfkissen, auf welchem sie mehrere Nächte schlief.

208) Ein Korrespondent der Allg. Zeitung (1858, Nr. 364) schrieb unterm 27. December 1858 aus Paris: „Heute ist in der Gerichtszeitung ein Civilproceß zu lesen, aus welchem man erfährt, daß als Manuskript ein Seitenstück zu den Memoiren der (berüchtigten) Mogador besteht. Ein sehr achtbarer Mann heiratete ein junges Mädchen aus einem eben so achtbaren als wohlhabenden Hause. Die Heirat wurde durch den Bruder des Mädchens, einen

Ich habe ein anderes Buch, worin ich die Geschichte deutscher Kultur und Sitte zu erzählen unternahm, mit den Worten beschlossen, das deutsche Gesammtvaterland sei kein leeres Wort mehr, indem Deutschland aus einem bloß „geographischen" Begriff in der Anschauung aller fühlenden und denkenden Deutschen zu einem *sittlichen* geworden. Wohlan, auch an den Frauen ist es, ja an

Geistlichen, vermittelt. Bald nach der Hochzeit gewahrte der Gemahl in dem Benehmen der jungen Frau gräuliche, unnennbare Details. Als er sie hierüber um Aufklärung anging, überreichte sie ihm ihre Memoiren, welche sie bereits vor der Hochzeit beendigt und unterzeichnet hatte. Auf den achtzig Seiten des Manuskripts erzählt sie die „désordres monstrueux", welche sie vor ihrer Heirat beging. Sehr „respektable" Personen werden dadurch kompromittirt. Die Verfasserin wollte solche Denkwürdigkeiten auch in der Ehe fortsetzen; aber ihr Mann und die Gerichte schritten gegen die Messaline ein". Die Beilage zur Allg. Zeitung zu Nr. 11 d. J. 1859 brachte einen entsetzlichen Bericht ihres Korrespondenten aus New-York über die dort grassirende Mode der Fruchtabtreibung. In einem amtlichen Aktenstück äußerte ein dortiger renommirter Arzt, daß „es seines Wissens in New-York keinen einzigen Arzt gäbe, dem nicht mehrfach in seiner Praxis das Ansinnen, eine Abortion zu bewirken, mit der größten Unbefangenheit gestellt worden sei. Aber auf *ein* Ansinnen, das einem solchen gestellt wird, kann man gewiß 10 oder 20 mit Hilfe von Quacksalbern oder angeblichen Hebammen wirklich vollbrachte Abortionen rechnen. Vor einigen Jahren ward die „Office" einer gewissen Rastell aufgebrochen, allwo die Abortionen handwerksmäßig und zu hunderten alljährlich verübt wurden". Weiterhin wird eine Stelle aus dem „Medical Journal" angezogen, wo gesagt ist, daß „leider nur zu viele Frauen hier (in New-York) die freiwillige Abortion ungefähr so ansehen wie das Zahnausziehen".

ihnen ganz vorzüglich, diese sittliche Idee vom Vaterlande zu einer Herzenssache zu machen, sie ihren Söhnen einzugebären, sie ihren Töchtern mit der Muttermilch einzuflößen und beide zu Bürgern und Bürgerinnen zu erziehen, welche sowohl befähigt als willig sind, mitzuschaffen an der Zukunft unseres Volkes. Ja, man kann, ohne in Phantasterei zu verfallen, kecklich sagen, daß die Frauen, weil idealischer gestimmt, inniger fühlend, hingebungsvoller und opferungsfähiger als die Männer, ganz vornehmlich zur Mitschaffung an diesem Zukunftsbau berufen sind. Frau Germania ist ein viel edleres Wesen als Michel Nebelheimer, dessen Bleiseele jedem von oben geübten Druck unterthänigst nachgibt, dessen ewige Vor-, Rück-, Um- und Nebensicht gar häufig die bedenklichste Aehnlichkeit mit der Bedientenhaftigkeit hat und der die zahlreichen von ihm ersonnenen Philosophieen glücklich noch um eine vermehrte, um die Philosophie der Feigheit, genannt Kompromißkunst oder Realpolitik. Es gibt in der ganzen neuern deutschen Geschichte kein Männerwort — und zwar ein Wort, das zugleich eine That — welches dem Frauenwort gleichkäme, das im Jahre 1849 jene Pastorswittwe im Lande Dithmarsen gesprochen hat. Ihre zwei Söhne standen bei der schleswig-holsteinischen Armee, welche vor Friedrichsstadt lag, und etliche Tage vor dem unseligen Angriffe Bonins auf die Stellung der Dänen schrieben die Jünglinge an die Mutter, bei der Wahrscheinlichkeit, in der bevorstehenden Schlacht das Leben zu verlieren, schmerzte sie nur eins: — daß sie alle die Liebe, welche sie ihnen erwiesen, nicht mehr zu ver-

gelten vermöchten. Worauf die heldische Mutter: „Meine Liebe werde ich dadurch vergolten sehen, daß ihr beim Sturme die ersten und beim Rückzug die letzten seid!“ [209]) Nur Mütter vermögen zu ermessen, was es ein Mutterherz gekostet hat, diese Worte niederzuschreiben.

Es ist thöricht, es ist unhistorisch, auf Kosten der Gegenwart die Vergangenheit zu preisen. Aber wer nicht ein gedankenloser Optimist oder ein berechnender Schönfärber, wird unserer Zeit den großen Schattenfleck nicht absprechen wollen, daß sie den Schein dem Sein vorzieht, vergoldeten Koth höher schätzt als unpolirtes Erz und ihre Grundsatzlosigkeit hinter einer weitbauschigen Draperie von Redensarten versteckt. Wenn die Yankees vom „allmächtigen Dollar“ reden, so können wir mit noch mehr Berechtigung von der „allmächtigen Phrase“ sprechen. Sie beherrscht, wie so ziemlich alles übrige, auch die weibliche Erziehung, und falls man die Resultate derselben ins Auge fasst, muß es sehr begreiflich und verzeihlich erscheinen, daß unsere jungen Männer mehr und mehr scharenweise ins cölibatärische Lager übergehen. Es würde lächerlich sein, wenn es nicht traurig wäre, zu sehen, wie auch der Mittelstand allüberall immer mehr von der allmächtigen Phrase sich verleiten lässt, seine Töchter zu müssiggängerischen Damen „ausbilden“ zu lassen. Was sollen, was können daraus für Hausfrauen und Mütter werden? Im Namen des gesunden Menschenverstandes, der guten Sitte und der elterlichen Pflicht: — Jagt die

209) Busch, Schleswig-Holsteinische Briefe, II, 228.

welschen Parlirmeister weg[210]); zerschlagt die ewigen Klimperkasten, welche nachgerade jedes Haus zu einer Klavierhölle machen; lehrt die jungen Mädchen zeitig den sittlichen Werth der Arbeit kennen und woher das Brot komme; lasst sie Hände und Finger statt auf den unverantwortlich viele Zeit raubenden und noch dazu die Denkfähigkeit abstumpfenden Tasten lieber in Küche, Vorrathskammer und Garten rühren; bringt ihnen bei, daß die wahre Heimat der Frauen nicht der Ball-, Koncert- und Opernsal sei, sondern das Haus und die Häuslichkeit; lehrt eure Töchter denken, klar und folgerichtig denken, und wär' es täglich nur eine Viertelstunde, nur fünf

210) Die Narrethei, daß es zur „Bildung" gehöre, junge Mädchen französisch plappern zu lehren, hat im Jahre 1870 jenes äffische Kokettiren mit französischen Gefangenen zur Folge gehabt, womit auf deutschen Bahnhöfen gar häufig Gänschen von Töchtern mit ihren Müttergänsen wetteiferten, bis der allgemeine Unwille dem Geschnatter ein Ende machte. Derartiger Dummheit — in aller Milde angenommen, daß es nur Dummheit gewesen — gebührt die strengste Rüge. Man hat nicht vernommen — die Gerechtigkeit heischt dieses Bekenntniß — daß Französinnen während des großen Krieges den Feinden ihres Landes gegenüber solche Blößen sich gegeben haben. Sie wußten, was sie den Gefühlen ihrer Nation schuldig waren. Zu den ärgsten Modethorheiten gehört das Verschicken junger Mädchen aus Deutschland in die Pensionate der französischen Schweiz — (in der deutschen Schweiz ist dieser Unsinn ebenfalls Mode und zwar unter der Benennung „Ins Welschland auf die Löffelschleife schicken"). Sie können dort nur verlernen, was sie allenfalls zuvor in den heimischen Schulen gelernt hatten, und vermögen schlechterdings nichts zu lernen von alledem, was einer gebildeten deutschen Frau und rechten Hausmutter ansteht und ziemt.

Minuten lang; entwickelt in ihnen statt der Phrase, statt der Sucht, zu scheinen und zu „brilliren", den Eifer, etwas besseres zu sein als die Putzpuppen an den Schaufenstern der Modenmagazine; gebt ihnen statt elenden Verbildungskram lieber Verständigkeit, Arbeitslust und Genügsamkeit zur Aussteuer und ihr werdet — bei allen Göttern! — endlich wieder eine Generation von Müttern erhalten, welche nicht blos ausnahmsweise, sondern insgesammt fähig sind, tüchtige Jungen zu gebären und sie zu Männern zu erziehen, zu Männern, welche das Zeug haben, uns von der Tyrannei der Phrase zu befreien!

Was den aus Amerika und Russland importirten Schwindel der Studentinnenschaft angeht, so wollen wir denselben ruhig sich ausschwindeln lassen. Das ist ja nur eine moralische oder auch unmoralische Chignon-Mode. Das Weib hat — ausnahmeweise, wohlverstanden! — zur Dichterin und Künstlerin das Zeug, aber in der Wissenschaft wird sie es über den Dilettantismus nie hinausbringen, weil ihr das Abstraktionsvermögen abgeht. Die Frau ist ganz wesentlich die Pflegerin der Familienhaftigkeit und die Bewahrerin der Sitte. Darum wird sie auch sofort zur widerlichen Karikatur, wenn sie in die Politik hineinpfuscht. Gibt es etwas ekelhafteres als so ein Ding von Klubbfliege, so eine „Emancipirte" nach der Schablone, welche, wie ich anderwärts gesagt, politische Kneipereien mitraucht? Das vielmissbrauchte Wort Emancipation bedeutet in diesem Falle thatsächlich nichts anderes als Prostitution. Aber sollen die deutschen Frauen zu den öffentlichen

Angelegenheiten, zu den Geschicken unseres Landes gleichgiltig sich verhalten? Keineswegs! Auch sie sollen und müssen dem Staate geben, was ihm gebührt, und zwar dadurch, daß sie alles Beste, Schönste, Liebste, was in unserer Nation lebt, in sich aufnehmen, sich aneignen, in sich zu Fleisch und Blut wandeln, um es auf ihre Kinder zu vererben. Eine rechte Mutter vermag unendlich viel zu thun, in aller Stille und Unscheinbarkeit unendlich viel zu thun, um ihre Söhne zu guten Bürgern und ihre Töchter zu rath- und hilfereichen Gattinnen guter Bürger zu machen. Das Höchste unseres Stammes, das Pflichtgefühl, als die heilige Herdflamme des deutschen Hauses zu hegen und durch Wink und Wort und That im Gatten zu stärken, in den Söhnen und Töchtern anzufachen, das ist, will mir scheinen, die wahre, gesunde und ersprießliche Frauenpolitik. Mittels Uebung dieser Politik vermögen die deutschen Frauen zum weiteren gedeihlichen Ausbau des endlich neugegründeten Reiches unberechenbar viel beizutragen. Mögen sie — mit diesem innigen Wunsche sei mein Buch beschlossen — immer eingedenk sein, daß auch ihre besten und theuersten Güter nur in und mit ihrem Volke gedeihen, und möge darum in ihren Herzen allezeit lauten Widerhall finden unseres Dichters edelprächtig Wort: —

. . . . „Oh, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süßester Lippe, gleicht
An Macht dem Worte Vaterland!"

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Neuzeit.

Erstes Kapitel: Im sechzehnten Jahrhundert.

Zweites Kapitel: Zur Vergleichung.

Fünftes Kapitel: **Rokoko.**

Sechstes Kapitel: **Die Fürstinnen.**

Siebentes Kapitel: **Frauen und Dichter.**

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.